

NY PUBLIC LIBRARY THE BRANCH LIBRARIES



3 3333 11383 0851

G 398

Grimm 9.432

Kinder und Hausmärchen



INDER ~ und HAUSMÄRCHEN

Gesammelt

Durch

die
BRÜDER GRIMM

ill. v.

Herrn Vogel.

München,

Verlag von

Braun u. Schneider

4. Auflage.

148353

REF ID: A61398

G

G 398

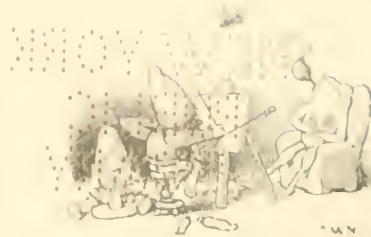
G

Kinder- und Hausmärchen.

Inhalt.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich	1
Marienkind	7
Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen	13
Der Wolf und die sieben jungen Geißlein	23
Der treue Johannes	27
Der gute Handel	36
Die zwölf Brüder	41
Das Lumpengefindel	48
Brüderchen und Schwesterchen	51
Die drei Männlein im Walde	59
Die drei Spinnerinnen	66
Hänsel und Gretel	69
Von dem Fischer im hueren Frau	78
Aschenputtel	87
Frau Holle	95
Die sieben Raben	100
Kotzkäppchen	103
Die Bremer Stadtmusikanten	109
Die kluge Else	114
Daumesdick	119
Daumerlings Wanderschaft	126
Fitchers Vogel	132
Von dem Machandelboom	137
Dornröschen	147
Fundevoget	152
König Drosselbart	156
Sneewittchen	162
Kumpelsilzchen	173
Der Hund und der Sperling	177
Der Frieder und das Katherlieschen	181

Wiedererzähl	188
Justiz und Zwang	194
Sohn im Schlaf	198
Des Knecht von der Reide	205
Die Okeionage	210
Die lange Baweritogey	217
Elster-Rüchend	222
Der Handlung mit der War	225
Die Kasse Feute	229
Wärdin von der Hüb	234
Der neue Wärdin und der Mädchen	236
Der Kade im Tere	242
Der Kasse Schwebelent	248
Schwebelent und Schwebelent	252
Die neue händliche Wärdin	260
Einmalige, Zwangigen und Zwangigen	265
Der neue und der alte Wärdin	271
Der neue Kasse	280
Der neue Wärdin und der Wärdin	284
Die Wärdin	284





Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

In den alten Zeiten, wo das Wimmichen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch so vieles gesehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunn; wenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind hinans in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens, und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine goldene Ringel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder, und das war ihr liebstes Spielwerk.

Wie mag es sich erheben zu hoch mit goldenen Krone der Königsstochter nicht in die Skandinavi mit das in in die Höhe erhalten hatte, konnte verheir



auf im Gede liebte und gesehen ins Wasser hinunterfallt. Der Königsstochter schau ihr mit den Augen wach, aber die Krone verschwand und der Bräutigam war so tot, daß man seinen Grund sah. Da mag ich an zu wachen und weinte immer immer aus konnte ich gar nicht trösten. Und nun ich so sagte mir vor jemand zu. „Was bist du dort, Königsstochter, du lästest ja, daß ich ein Zehn erbarnten macht.“

So sah ich nun, wobei die Stimme kam, da erblickte ich einen Frosch, der seinen Kopf aus dem Wasser hredete. „Ach, du bist's, alter Wasserpatticher,“ sagte sie, „ich weine über meine goldene Krone, die mir in den Rinnen hundertgefallen ist.“ „Zer nicht,“ antwortete der Frosch, „ich kann wohl Rat schalten, aber was gibst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heranhole?“ „Was du haben willst, lieber Frosch,“ sagte sie, „mein Kleider, meine Perlen und Edelsteine, auch noch die goldene Krone, die ich trage.“ Der Frosch antwortete: „Denn Kleider, meine Perlen und Edelsteine und deine goldene

Krone, die mag ich nicht, aber wenn du mich liebhaben willst und ich soll dein Gesess und Spielkammer sein, an deinem Tischlein neben dir sitzen, von deinem goldenen Tellerteln essen, aus deinem Becherlein trinken, in deinem Pantler schlafen, wenn du mir das versprichst, so will ich hundertmaligen und für die goldene Krone wieder heranholen.“ „Ach ja,“ sagte sie, „ich beschwöre dir alles was du willst, wenn du mir nur die Krone wieder bringst. Zu hoch ist es.“ Was der unglückliche Frosch schwart, der sitzt im Wasser bei seinem Gesess mit Gewalt und kann keines Menschen Geselle sein.“

Der Frosch, als er die Zulage erhalten hatte, sandte seinen Kopf unter Land sowohl und über ein Weichen kam er wieder herangerudert hatte die Krone im Munde und warf sie ins Gras.

Der Königsstochter war voll Freude, als sie die ichones Spielwerk wieder erhielt, soll sie an und manag damit fort. „Warte, warte,“ rief der Frosch, „wenn noch ich, ich kann nicht so laufen wie du.“ Aber was half ihm,



bei'st du dich auch mal so laut herztöde, als er spricht, so brauch nicht darauf
 alle nicht stark, noch sollte halb bei einem Kriech herum, des wieder zu seinen
 Besonderen Umständen nicht



Am andern Tag, als sie mit
 dem König und allen Höflichen sich
 zur Tafel gesetzt hatte und von ihrem
 neuem Zellstein aß, da kam, plötzlich
 plach, wisch plach, etwas die Man-
 nerstieppe heraufgetrodren, und als es
 oben angelangt war, sprach es an
 die Tür und zum Königstodter-
 Jungste, mach mir auf! Sie ließ sich
 wohl sehen, wer draußen wäre, als
 sie aber aufschaute, so sah der Kriech
 davor. Da wußt sie die Tür hastig
 zu, setzte sich wieder an den Tisch
 und war ihr ganz angst. Der König
 sah wohl, daß ihr das Herz erwallte
 klopfte und sprach: „Wenn Künd, was
 fürdest du dich, steht ein so Kriech
 vor der Tür und will dich holen?“
 „Ach nein“ antwortete sie, „es ist
 kein Kriech, es ist ein gärtiger Kriech.“
 „Was will der Kriech von dir?“
 „Ach, lieber Vater, als ich gestern
 im Wald beim Brunnen saß, und
 spielte, da fiel meine goldene Angel
 ins Wasser. Und weil ich so weinte,
 so tat sie der Kriech wieder herauf.“

„Wohin und was ist sie überhaupt verlangt, so veriprach ich ihm, er sollte mein
 Spielzeug holen. Ich dachte aber muntermets, daß er aus seinem Wasser heraus
 kommt.“ Wenn ist er dir fern und will zu dir herein.

„Wenn Künd, es um herauf und mit“

„Königstodter, Jungste,
 mach mir auf,
 steht du nicht, was gärtig
 du zu mir stehst
 bei dem kleinen Brunnensteiner?“

Königstochter, jüngste,
mach mir auf.“

Da sagte der König: „Was du versprochen hast, das mußt du auch halten; geh mir und mach' ihm auf.“ Sie ging und öffnete die Thür, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „Heb mich herauf zu dir!“ Sie zauderte, bis es endlich der König befahl. Der Frosch sprang von dem Stuhl auf den Tisch und sprach: „Nun schieb mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen.“ Das tat sie zwar, aber man sah wohl, daß sie es nicht gerne tat. Der Frosch ließ sich's gut schmecken, aber ihr blieb fast ein jedes Bißlein im Halse. Endlich sprach er: „Nun hab ich mich satt gegessen und bin müde, frag mich hinauf in dein Kämmerlein und mache dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.“ Da fing die Königstochter an zu weinen, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den sie nicht anzurühren getraute und der nun in ihrem schönen reinen Bettlein schlafen sollte. Der König aber ward zornig und sprach: „Wer dir geholfen hat, als du in der Not warst, den sollst du hernach nicht verachten.“ Da packte sie ihn mit zwei Fingern, trug ihn hinauf und setzte ihn in eine Ecke. Als sie aber im Bette lag, kam er gekrochen und sprach: „Ich bin müde, ich will schlafen so gut wie du, heb mich herauf oder ich jag's deinem Vater.“ Da ward sie bitterböse, holte ihn herauf und warf ihn aus allen Kräften wider die Wand, „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch.“

Als er aber herabfiel, da war er kein Frosch, sondern ein Königssohn mit schönen und fremdlichen Augen. Der war nun nach ihres Vaters Willen ihr lieber Gefelle und Gemahl. Da erzählte er ihr, er wäre von einer bösen Hexe verwünscht worden und niemand hätte ihn aus dem Brunnen erlösen können als sie allein, und morgen wollten sie zusammen in sein Reich gehen. Dann schliefen sie ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen heraufgefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopf und gingen in goldenen Ketten und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bände hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerpränge. Der Wagen aber sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihn krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:



„Wahrlich, der Wagen brüht“
 „Nein, Herr, der Wagen nicht,
 es ist ein Band von meinem Herzen,
 das du lag in großen Schmerzen,
 als ihr in dem Brunnen saßt,
 als ihr eine Fretliche Fretlich walt wart.“

„Noch einmal und noch einmal tracht es auf dem Weg, und der Komplexion
 noch einmal, der Wagen brüht und es waren doch nur die Bänder, die vom Herzen
 des ungen Sympid a Ivanagen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war.“





Marienkind.



Vor einem großen Walde lebte ein Holzhacker mit seiner Frau, der hatte nur ein einziges Kind, das war ein Mädchen von drei Jahren. Sie waren aber so arm, daß sie nicht mehr das tägliche Brot hatten und nicht wußten, was sie ihm sollten zu essen geben. Eines Morgens ging der Holzhacker voller Sorgen hinaus in den Wald an seine Arbeit, und wie er da Holz hachte, stand auf einmal eine schöne große

Kommt her und setz dich auf einen Stein von leuchtenden Steinen auf dem Haupt und
 sprich zu mir: Ich bin die Jungfrau Maria die Mutter des Christkinds, es
 hat mich um Mitternacht, bring mir dein Kind, ich will es mit mir nehmen
 und vom Richter sein und mir es bringen. Der Holzhacker gehobte, holte den
 Gott und brachte es der Jungfrau Maria, die nahm es mit sich hinauf in
 den Himmel. Da ging es ihm wohl, es aß Zuderbrot und trank süße Milch,
 und vom Richter waren von Geld und die Engeln spielten mit ihm. Als es
 neun dreizehn Jahre alt geworden war, rief es einmal die Jungfrau Maria zu
 Ich will nach. Liebes Kind ich habe eine große Reise vor, da nimm die
 Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Himmelsreiches in Verwahrung; zwölf davon
 darfst du aufschließen und die Herrschaften darin betrachten, aber die dreizehnte,
 wozu du der letzte Schlüssel gehört die ist dir verboten; hute dich, daß du sie
 nicht aufschlüsselst, sonst wirst du unglücklich." Das Mädchen versprach gehoriam
 zu sein, und als nun die Jungfrau Maria weg war, fing es an und schloß die
 Thüren des Himmelsreiches; jeden Tag schloß es eine auf, bis die zwölfte
 herin waren. In jeder aber saß ein Apostel und war von Licht und Glanz
 umgeben. Es freute sich über all die Pracht und Herrlichkeit, und die Engeln,
 die es immer begleiteten, freuten sich mit ihm. Nun war allein noch die ver-
 botene Thür übrig da empfand es eine große Lust zu wissen, was dahinter
 herbergen wäre und sprach zu den Engeln: Ganz aufmachen will ich sie nicht,



aber ich will sie aufschließen, damit wir ein wenig durch den Ritze sehen.“ „Ach nein,“ sagten die Englein, „das wäre Sünde, die Jungfrau Maria hat's verboten, und es könnte leicht dein Unglück werden.“ Da schwieg es still, aber die Lust und Neugier in seinem Herzen schwieg nicht still, sondern nagte und pickte ordentlich daran und ließ ihm keine Ruhe. Und als die Englein einmal hinausgegangen waren, dachte es: „Nun bin ich ganz allein und könnte einmal hineinkucken, es weiß es ja niemand, wenn ich es tue.“ Es suchte den Schlüssel heraus, und als es ihn in der Hand hielt, steckte es ihn auch in das Schloß, und als es ihn hineingesteckt hatte, drehte es auch um. Da sprang die Türe auf und es sah da die Dreieinigkeit im Feuer und Glanz sitzen und betrachtete alles mit Erstaunen, dann rührte es ein klein wenig mit dem Finger an den Glanz, da ward der Finger ganz golden. Da empfand es eine gewaltige Angst, schlug die Türe heftig zu und lief fort. Die Angst wollte auch nicht wieder weichen, es mochte anfangen, was es wollte, und das Herz klopfte in einem fort und wollte nicht ruhig werden; auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht ab, es mochte waschen und reiben, soviel es wollte.

Gar nicht lange, so kam die Jungfrau Maria von ihrer Reise zurück. Sie rief das Mädchen zu sich und forderte ihm die Himmelschlüssel wieder ab. Zudem es den Bund hinreichte, blickte ihm die Jungfrau in die Augen und sprach: „Hast du nicht auch die dreizehnte Türe geöffnet?“ „Nein“, antwortete es. Da legte sie ihre Hand auf sein Herz, fühlte, wie es klopfte und klopfte, und merkte wohl, daß es ihr Gebot übertreten und die Türe aufgeschlossen hatte. Da sprach sie noch einmal: „Hast du es gewiß nicht getan?“ „Nein“, sagte das Mädchen zum zweitenmal. Da erblickte sie den Finger, der von der Berührung des himmlischen Feuers golden geworden war, und sah wohl, daß es gesündigt hatte und sprach zum drittenmal: „Hast du es nicht getan?“ „Nein“, sagte das Mädchen zum drittenmal. Da sprach die Jungfrau Maria: „Du hast mir nicht gehorcht und hast noch dazu gelogen, du bist nicht mehr würdig, im Himmel zu sein.“

Da versank das Mädchen in einen tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde, mitten in einer Wildnis. Es wollte rufen, aber es konnte keinen Laut hervorbringen; es sprang auf und wollte fortlaufen, aber wo es sich hinwendete, immer ward es von dicken Dornhecken zurückgehalten, die es nicht durchbrechen konnte. Mitten in der Einöde stand ein alter hohler Baum, das mußte seine Wohnung sein. Da kroch es hinein, wenn die Nacht kam, und wenn es säuete und regnete, fand es darin Schutz. Aber es war ein jämmerliches Leben, und wenn es daran dachte, wie es im Himmel so schön gewesen war und die Engel mit ihm gespielt hatten, so weinte es bitterlich.

Wurzeln und Waldbaren waren seine einzige Nahrung, die nicht es sich. In dem es kommen konnte. Am Herbst sammelte es die herabgefallenen Rinde und Blätter und trug sie in die Hohlte; die Rinde waren im Winter seine Zweife, und wenn Schnee und Eis kam, so froh es wie ein armes Tadeln in die Blätter, daß es nicht froh. Nicht lange, so zerrissen seine Kleider und ein Stuch nach dem andern fiel vom Leib herab. Sobald dann die Sonne wieder warm schien, ging es heraus und leckte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es ein Jahr nach dem andern und fühlte den Jammer und das Glend der Welt.

Einmal, als die Banne wieder in frischem Grün standen, jagte der König des Landes in dem Wald und verfolgte ein Reh, und weil es in das Gebüsch gestoben war, das den hohlen Baum einichtloß, ließ er ab, riß das



Wahruppe auseinander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg. Als er um hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baum ein wunderliches Mädchen, das saß da und war von seinen goldenen Haaren bis zu den Fußzehen bedeckt. Er stand still und betrachtete es voll Erstaunen, dann redete er es an und sprach: „Wer bist du? warum sitzt du hier in der Hinhode?“ Es gab aber keine Antwort, denn es konnte seinen Mund nicht aufstun. Der König sprach weiter: „Willst du mit mir auf mein Schloß gehen?“ Da nickte es nur ein wenig mit dem Kopf. Der König nahm es auf seinen Arm, trug es auf sein Pferd und ritt mit ihm heim. Und als er in das königliche Schloß kam, ließ er ihm ichone Kleider anziehen und gab ihm alles im Überfluß. Und ob es gleich nicht sprechen konnte, so war es doch so schön und holdselig, daß er es von Herzen liebte, und es danerte nicht lange, so vermählte er sich mit ihm.

Als etwa ein Jahr verlossen war, brachte die Königin einen Sohn zur Welt. Darauf in der Nacht, als sie allein in ihrem Bette lag, erschien ihr die Jungfrau Maria und sprach: „Willst du die Wahrheit sagen und gestehen, daß du die verbotene Thüre aufgeschloßen hast, so will ich deinen Mund öffnen und dir die Sprache wiedergeben; verharrest du aber in der Sünde und leugnest



hartnäckig, so nehm' ich dein neugeborenes Kind mit mir." Da ward der Königin verlieden zu antworten, sie blieb aber verstockt und sprach: „Nein, ich habe die verbotene Thüre nicht aufgemacht“, und die Jungfrau Maria nahm das neugeborene Kind ihr aus den Armen und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind nicht zu finden war, ging ein Gemurmel unter den Leuten, die Königin wäre eine Menschenfresserin und hätte ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles und konnte nichts dagegen sagen, der König aber wollte es nicht glauben, weil er sie so liebhatte.

Nach einem Jahr gebar die Königin wieder einen Sohn. In der Nacht trat auch wieder die Jungfrau Maria zu ihr ein und sprach: „Willst du gestehen, daß du die verbotene Thüre geöffnet hast, so will ich dir dein Kind wieder geben und deine Zunge lösen; verharrst du aber in der Sünde und leugnest, so nehme ich auch dieses neugeborene Kind mit mir.“ Da sprach die Königin wiederum: „Nein, ich habe die verbotene Thüre nicht aufgemacht“, und die Jungfrau nahm ihr das Kind aus den Armen weg und mit sich in den Himmel. Am Morgen, als die Leute hörten, daß das Kind abermals verschwunden sei, sagten sie laut, die Königin hätte es gefressen, und des Königs Räte verlangten, daß sie sollte gerichtet werden. Der König aber hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte, und befahl den Räten bei Leibes- und Lebensstrafe, nichts mehr darüber zu sprechen.

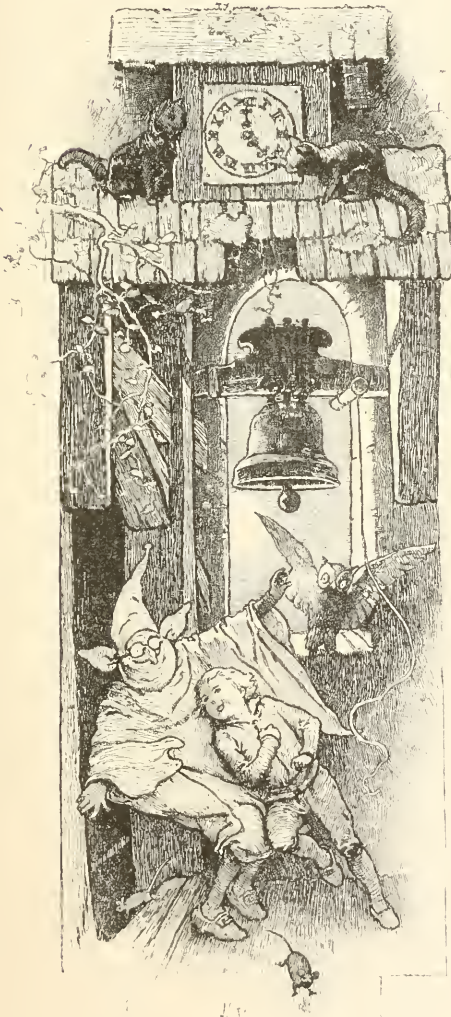
Im dritten Jahre gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr auch wieder nachts die Jungfrau Maria und sprach: „Folge mir!“ Sie nahm sie bei der Hand und führte sie in den Himmel und zeigte ihr da ihre beiden ältesten Kinder, die lachten sie an und spielten mit der Weltkugel. Als sich die Königin darüber freute, sprach die Jungfrau Maria: „Willst du nun eingestehen, daß du die verbotene Thüre geöffnet hast, so will ich dir deine beiden Söhnelein zurückgeben.“ Die Königin antwortete zum drittenmal: „Nein, ich habe die verbotene Thüre nicht geöffnet.“ Da ließ sie die Jungfrau wieder zur Erde hinabsinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als es rüchbar ward, riefen alle Leute laut: „Die Königin ist eine Menschenfresserin, sie muß verurteilt werden!“ Und der König konnte seine Räte nicht mehr zurückweisen. Es ward ein Gericht über sie gehalten, und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, ward sie verurteilt, auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Das Holz wurde zusammengetragen, und als sie an den Pfahl festgebunden war und das Fener rings umher zu brennen anfing, da schmolz das harte Eis des Stolzes und ihr Herz ward von Reue bewegt und sie dachte: „Kömt' ich vor meinem Tode gestehen, daß ich die Thüre geöffnet habe!“ Da kam ihr die Stimme, daß sie laut rief: „Ja, Maria, ich habe es getan!“ Und alsbald fieng der Himmel



an zu regnen und löschte die Feuerflammen, und über ihr brach ein Licht hervor, und die Jungfrau Maria kam herab und hatte die beiden Sohnelein zu ihren Seiten, das neugeborene Töchterlein auf dem Arm. Sie sprach freundlich zu ihr: 'Wer keine Sünde bereut und gesteht, dem ist sie vergeben', und reichte ihr die Kinder, löste ihre Zunge und gab ihr Wind für das ganze Leben.

Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen.



in Vater hatte zwei Söhne, davon war der älteste klug und geschick und wußte sich in alles wohl zu schicken, der jüngste aber war dünn, konnte nichts begreifen und lernen, und wenn ihn die Leute sahen, sprachen sie: „Mit dem wird der Vater noch seine Last haben!“ Wenn nun etwas zu tun war, so mußte es der älteste allzeit ansprechen; hieß ihn aber der Vater noch spät oder gar in der Nacht etwas holen, und der Weg ging dabei über den Kirchhof oder sonst einen schaurigen Ort, so antwortete er wohl: „Ach, Vater, es grüßet mir!“ Denn er fürchtete sich. Oder wenn abends beim Feuer Geschichten erzählt wurden, wobei einem die Haut

schandert, so sprachen die Zuhörer manchmal: „Ach, es grüßet mir!“ Der pingelte sah in einer Ecke und horchte das mit an und konnte nicht begreifen, was es heißen sollte. „Immer sagen sie, es grüßet mir! es grüßet mir! mir grüßet's nicht; das wird wohl eine Müntz sein, von der ich auch nichts verstehe.“

Nun geschah es, daß der Vater einmal zu ihm sprach: „Hör' du, in der Ecke dort, du wirst groß und stark und mußt auch etwas lernen, wovon du dein Brot verdienst. Ziehst du, wie sich dein Bruder Müte gibt, aber an dir ist Hopfen und Malz verloren.“ „Gi, Vater,“ antwortete er, „ich will gerne was lernen; ja, wenn's anginge, so möchte ich lernen, daß mir's grüßelte; davon verstehe ich noch gar nichts.“ Der arste lachte, als er das hörte, und dachte bei sich: „Du lieber Gott, was ist mein Bruder ein Dummhart, aus dem wird mein Zehlag nichts; was ein Haken werden will, muß sich beizeiten krümmen.“ Der Vater schüzte und antwortete ihm: „Das Grüßeln, das sollst du schon noch lernen, aber dein Brot wirst du damit nicht verdienen.“

Bald danach kam der Mütter zum Besuch ins Haus, da fragte ihm der Vater seine Not und erzählte, wie sein jüngster Sohn in allen Dingen so schlecht beschlagen ware, er wüßte nichts und lernte nichts. „Denk' euch, als ich ihn fragte, womit er sein Brot verdienen wollte, hat er ghr verlangt, das Grüßeln zu lernen.“ „Wenn's weiter nichts ist,“ antwortete der Mütter, „das kann er bei mir lernen; tut ihn mir zu mir, ich will ihn schon abhebeln.“ Der Vater war es zufrieden, weil er dachte: „Der Junge wird doch ein wenig zugestutzt.“ Der Mütter nahm ihn also ins Haus, und er mußte die Glocke läuten. Nach ein paar Tagen weckte er ihn um Mitternacht, hieß ihn aufstehen, in den Kirchturm steigen und läuten. „Du sollst schon lernen, was Grüßeln ist“, dachte er, ging heimlich voraus, und als der Junge oben war und sich umdrehte und das Glockenfeil fallen wollte, so sah er auf der Treppe, dem Schallloch gegenüber, eine weiße Gestalt stehen. „Wer da?“ rief er, aber die Gestalt gab keine Antwort, regte und bewegte sich nicht. „Gib Antwort“, rief der Junge, „oder mache, daß du iorkommst, du haßt hier in der Nacht nichts zu schaffen!“ Der Mütter aber blieb unbeweglich stehen, damit der Junge glauben sollte, es wäre ein Geispenit. Der Junge rief zum zweiten Male: „Was willst du hier? Sprich, wenn du ein ehrlicher Kerl bist, oder ich werde dich die Treppe hinab!“ Der Mütter dachte, „das wird so idlum nicht gemeint sein“, gab keinen Laut von sich und stand, als wenn er von Stein wäre. Da rief ihn der Junge zum dritten Male an, und als auch das vergeblich war, nahm er einen Anlauf und stieß das Geispenit die Treppe hinab, daß es zehn Straßen hinabfiel und in einer Ecke liegen blieb. Darauf lautete

er die Glocke, ging heim, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, ins Bett und schlief fort. Die Klüsterfrau wartete lange Zeit auf ihren Mann, aber er wollte nicht wiederkommen. Da ward ihr endlich angst, sie weckte den Jungen und fragte: „Weißt du nicht, wo mein Mann geblieben ist? Er ist vor dir auf den Turm gestiegen.“ „Nein,“ antwortete der Junge, „aber da hat einer dem Schalloch gegenüber auf der Treppe gestanden, und weil er keine Antwort geben und auch nicht weggehen wollte, so habe ich ihn für einen Spitzbuben gehalten und hintergestoßen. Geht nur hin, so werdet ihr sehen, ob er's gewesen ist; es sollte mir leid tun.“ Die Frau sprang fort und fand ihren Mann, der in einer Ecke lag und jammerte und ein Bein gebrochen hatte.

Sie trug ihn herab und eilte dann mit lautem Geschrei zu dem Vater des Jungen. „Euer Junge“, rief sie, „hat ein großes Unglück angerichtet; meinen Mann hat er die Treppe hinabgeworfen, daß er ein Bein gebrochen hat; schaff't den Teufel aus unserm Hause!“ Der Vater erschrak, kam herbeigelaufen und schalt den Jungen aus. „Was sind das für gottlose Streiche, die muß dir der Böse eingegeben haben.“ „Vater,“ antwortete er, „hört nur an, ich bin ganz unschuldig; er stand da in der Nacht wie einer, der Böses im Sinne hat. Ich wußte nicht, wer's war, und habe ihn dreimal ermahnt, zu reden oder wegzugehen.“ „Ach,“ sprach der Vater, „mit dir erleb' ich nur Unglück, geh mir aus den Augen, ich will dich nicht mehr ansehen.“ „Ja, Vater, recht gerne; wartet nur, bis Tag ist, da will ich ausgehen und das Gruseln lernen, so versteh' ich doch noch eine Kunst, die mich ernähren kann.“ „Lerne, was du willst,“ sprach der Vater, „mir ist alles einerlei. Da hast du fünfzig Taler, damit geh in die weite Welt und sage keinem Menschen, wo du her bist und wer dein Vater ist, denn ich muß mich deiner schämen.“ „Ja, Vater, wie ihr's haben wollt; wenn ihr nicht mehr verlangt, das kann ich leicht in acht behalten.“

Als nun der Tag anbrach, steckte der Junge seine fünfzig Taler in die Tasche, ging hinaus auf die große Landstraße und sprach immer vor sich hin: „Wenn mir's nur gruselte! wenn mir's nur gruselte!“ Da kam ein Mann heran, der hörte das Gespräch, das der Junge mit sich selber führte, und als sie ein Stück weiter waren, daß man den Galgen sehen konnte, sagte er zu ihm: „Siehst du, dort ist der Baum, wo sieben mit des Seilers Tochter Hochzeit gehalten haben und jetzt das Fliegen lernen; setz' dich darunter und warte, bis die Nacht kommt, da wirst du schon das Gruseln lernen.“ „Wenn weiter nichts dazu gehört,“ antwortete der Junge, „das ist leicht getan; lerne ich aber so geschwind das Gruseln, so sollst du meine fünfzig Taler haben; komm nur morgen früh wieder zu mir.“ Da ging der Junge zu dem Galgen,

setzte sich darunter und wartete, bis der Abend kam. Und weil er hier machte er sich ein Feuer an; aber um Mitternacht ging der Wind so kalt daß er trotz des Feuers nicht warm werden wollte. Und als der Wind die Gebeulien gegeneinandertrieb, daß sie sich hin und her bewegten, so dachte er: „Du hierst unten bei dem Feuer, was mögen die da oben ein hinren und zappeln.“ Und weil er mitleidig war, legte er die Feuer an, ließ hinauf, ließ die einen nach dem andern los und holte sie alle tiebene herab. Darauf schüttete er das Feuer, baies es an und legte sie rings herum, daß sie sich warmen sollten. Aber sie saßen da und regten sich nicht, und das Feuer ergieß ihre Mleider. Da sprach er: „Kehnt euch in acht, sonst hange ich euch wieder hinauf.“ Die Toten aber horten nicht, schwiegen und ließen ihre Lunden fortbrennen. Da ward er bos und sprach: „Wenn ihr nicht achtgeben wollt, so kann ich euch nicht helfen, ich will nicht mit euch verbrennen“, und hing sie nach der Reihe wieder hinauf. Nun legte er sich zu seinem Feuer und ichtet ein, und am andern Morgen, da kam der Mann zu ihm, wollte die hünzig Laler haben, und sprach: „Nun, weißt du, was Gruiete ist?“ „Nein,“ antwortete er, „weber sollte ich's wissen! Die da droben haben das Mant nicht aufgetan und waren so dünn, daß sie die paar alten Lunden, die sie am Leibe haben, brennen sehen.“ Da sah der Mann, daß er die hünzig Laler kann nicht davou-tragen wurde, ging fort und sprach: „So einer ist mir noch nicht vorgelommen!“

Der Junge ging auch seines Weges und hing wieder an, vor sich hin zu reden: „Ach, wenn mir's nur gruiete! ach, wenn mir's nur gruiete!“ Das horte ein Fuhrmann, der hinter ihm her schritt, und fragte: „Wer bist du?“ „Ach weiß nicht“, antwortete der Junge. Der Fuhrmann fragte weiter: „Wo bist du her?“ „Ach weiß nicht.“ „Wer ist dein Vater?“ „Das darf ich nicht sagen.“ „Was brummst du beständig in den Bart hinein?“ „Gi,“ antwortete der Junge, „ich wollte, daß mir's gruiete, aber niemand kann mir's lehren.“ „Laß dein dummes Geschwag,“ sagte der Fuhrmann, „komm, geh mit mir, ich will leben, daß ich dich unterbringe.“ Der Junge ging mit dem Fuhrmann und abends gelangten sie zu einem Wirtshaus, wo sie übernachteten wollten. Da sprach er beim Eintritt in die Stube wieder ganz laut: „Wenn mir's nur gruiete! wenn mir's nur gruiete!“ Der Wirt, der das horte, lachte und sprach: „Wenn dich danach gelustet, dazu sollte hier wohl Gelegenheit sein.“ „Ach, schweig stille,“ sprach die Wirtsfrau, „so mancher Vorwitzige hat schon sein Leben emgehüßt, es wäre Jammer und schade um die schonen Augen, wenn die das Tagesticht nicht mehr sehen sollten.“ Der Junge aber sagte: „Wenn's noch so schwer ware, ich will's einmal lernen,



deshalb bin ich ja ausgezogen.“ Er ließ dem Wirt auch keine Ruhe, bis dieser erzählte, nicht weit davon stände ein verwünschtes Schloss, wo einer wohl lernen könnte, was Gruseln wäre, wenn er nur drei Nächte darin wachen wollte. Der König hätte dem, der's wagen wollte, seine Tochter zur Frau versprochen,

und die wäre die schönste Jungfrau, welche die Sonne bestien, in dem Schlosse stecken auch große Schätze, von bösen Geistern bewacht, die würden dann frei und könnten einen Prinzen reich genug machen. Schon viele waren wohl hinein, aber noch keiner wieder herausgenommen. Da ging der Junge am andern Morgen vor den König und sprach: „Wenn's erlaubt wäre, so wollte ich wohl drei Nächte in dem verwünschten Schloß wachen.“ Der König sah ihn an, und weil er ihm geneigt, sprach er: „Du darfst dir noch dreierlei ansbitten, aber es müssen lebende Dinge sein, und darfst das mit ins Schloß nehmen.“ Da antwortete er: „So bitt' ich um ein Feuer, eine Drehbaut und eine Schnitzbaut mit dem Meißel.“

Der König ließ ihm das alles bei Tag in das Schloß tragen. Als es Nacht werden wollte, ging der Junge hinaus, machte sich in einer Kammer ein helles Feuer an, stellte die Schnitzbaut mit dem Meißel daneben und setzte sich auf die Drehbaut. „Ach, wenn mir's nur grüßelte!“ sprach er, „aber hier werd' ich's auch nicht lernen.“ Gegen Mitternacht wollte er sich zum Feuer einmal aufschauen; wie er so hineinblies, da schrie's plötzlich aus einer Ecke: „Au, miau! was uns friert!“ „Ihr Karren,“ rief er, „was schreit ihr? wenn euch friert, kommt, setzt euch ans Feuer und wärmt euch!“ Und wie er das gesagt hatte, kamen zwei große schwarze Katzen in einem gewaltigen Sprünge herbei, setzten sich ihm zu beiden Seiten und sahen ihn mit ihren feurigen Augen ganz wild an. Über ein Weilschen, als sie sich gewärmt hatten, sprachen sie: „Kamerad, wollen wir eins in der Karte spielen?“ „Wannum nicht?“ antwortete er, „aber zeigt einmal eure Pfoten her.“ Da streckten sie die Krallen aus. „Gi,“ sagte er, „was habt ihr lange Nägel! Wartet, die muß ich euch erst abschneiden.“ Damit packte er sie beim Kragen, hob sie auf die Schnitzbaut und schraubte ihnen die Pfoten fest. „Guch habe ich auf die Nägel gesehen,“ sprach er, „da vergeht mir die Lust zum Kartenspiel“, schlug sie tot und warf sie hinaus ins Wasser. Als er aber die zwei zur Ruhe gebracht hatte und sich wieder zu seinem Feuer setzen wollte, da kamen aus allen Ecken und Gunden schwarze Katzen und schwarze Hunde an glühenden Ketten, immer mehr und mehr, daß er sich nicht mehr bergen konnte; die schrien greulich, traten ihm auf sein Feuer, zerretten es auseinander und wollten es ausmachen. Das sah er ein Weilschen ruhig mit an; als es ihm aber zu arg ward, sagte er sein Schnitzmeißel. „Du Gesindel, fort mit dir!“ rief er und hakte auf sie los. Ein Teil sprang weg, die anderen schlug er tot und warf sie hinaus in den Teich.

Als er wieder gekommen war, blies er aus den Funken sein Feuer frisch an und wärmte sich. Und als er so saß, wollten ihm die Augen nicht

länger offen bleiben und er bekam Lust zu schlafen. Da blickte er um sich und sah in der Ecke ein großes Bett. „Das ist mir eben recht“, sprach er, und legte sich hinein. Als er aber die Augen eben zutun wollte, so fing das Bett an, von selbst zu fahren und fuhr im ganzen Schloß herum. „Recht so,“ sprach er, „mir besser zu.“ Da rollte das Bett fort, als wären sechs Pferde vorgespannt, über Schwellen und Treppen auf und ab; auf einmal, hopp, hopp! warf es um, das unterste zu oberst, daß es wie ein Berg auf ihm lag. Aber er schleuderte Decken und Kissen in die Höhe, stieg heraus und sagte: „Nun mag fahren, wer Lust hat“, legte sich an sein Feuer und schlief, bis es Tag war. Am Morgen kam der König, und als er ihn auf der Erde liegen sah, meinte er, die Gespenster hätten ihn umgebracht und er wäre tot. Da sprach er: „Es ist doch schade um den schönen Menschen.“ Das hörte der Junge, richtete sich auf und sprach: „So weit ist's noch nicht!“ Da wunderte sich der König, freute sich aber und fragte, wie es ihm gegangen wäre. „Recht gut,“ antwortete er, „eine Nacht wäre herum, die zwei andern werden auch herumgehen.“ Als er zum Wirte kam, da machte der große Augen. „Ich dachte nicht,“ sprach er, „daß ich dich wieder lebendig sehen würde; hast du nun gelernt, was Gruseln ist?“ „Nein,“ jagte er, „es ist alles vergeblich; wenn mir's nur einer sagen könnte!“

Die zweite Nacht ging er abermals hinauf ins alte Schloß, setzte sich zum Feuer und fing sein altes Lied wieder an: „Wenn mir's nur gruselte!“ Wie Mitternacht herankam, ließ sich ein Lärm und Gepotter hören, erst jachte, dann immer stärker, dann war's ein bißchen still, endlich kam mit lautem Geschrei ein halber Mensch den Schornstein herab und fiel vor ihm hin. „Heda!“ rief er, „noch ein halber gehört dazu, das ist zu wenig.“ Da ging der Lärm von frischem an; es tobte und heulte, und fiel die andere Hälfte auch herab. „Wart,“ sprach er, „ich will dir erst das Feuer ein wenig anblajen.“ Wie er das getan hatte und sich wieder umsah, da waren die beiden Stücke zusammengefahren und saß da ein greulicher Mann auf seinem Platz. „So ist's nicht gemeint,“ sprach der Junge, „die Bank ist mein.“ Der Mann wollte ihn wegdrängen, aber der Junge ließ sich nichts gefallen, schob ihn mit Gewalt weg und setzte sich wieder auf seinen Platz. Da fielen noch mehrere Männer herab, die hatten neun Totenbeine und zwei Totenköpfe, setzten auf und spielten Kegel. Der Junge bekam auch Lust und fragte: „Hört ihr, kann ich mit sein?“ „Ja, wenn du Geld hast.“ „Geld genug,“ antwortete er, „aber eure Kugeln sind nicht recht rund.“ Da nahm er die Totenköpfe, setzte sie in die Drehbank und drehte sie rund. „So, jetzt werden sie besser schüppeln,“ sprach er, „heida! nun geht's lustig!“ Er spielte mit und verlor etwas von seinem Geld; als



es aber zwölf Uhr schlug, war alles vor seinen Augen verschwunden; er legte sich nieder und schlief ruhig ein. Am andern Morgen kam der König und wollte sich erkundigen. „Wie ist dir's diesmal gegangen?“ fragte er. „Ich habe gefegelt“, antwortete er, „und ein paar Heller verloren.“ „Hat dir denn nicht gegruselt?“ „Ei was,“ sprach er, „lustig hab' ich mich gemacht. Wenn ich nur wüßte, was Gruseln wäre!“

Zu der dritten Nacht setzte er sich wieder auf seine Bank und sprach ganz verdrießlich: „Wenn es mir nur gruselte!“ Als es spät ward, kamen sechs große Männer und brachten eine Totenlade hereingetragen. Da sprach er: „Ha, ha! das ist gewiß mein Wetterchen, das erst vor ein paar Tagen gestorben ist“, winkte mit dem Finger und rief: „Komm, Wetterchen, komm!“ Sie stellten den Sarg auf die Erde, er aber ging hinzu und nahm den Deckel ab: da lag ein toter Mann darin. Er fühlte ihn ans Gesicht, aber es war kalt wie Eis. „Wart,“ sprach er, „ich will dich ein bißchen wärmen,“ ging aus Feuer, wärmte seine Hand und legte sie ihm aufs Gesicht; aber der Tote blieb kalt. Nun nahm er ihn heraus, setzte sich ans Feuer und legte ihn auf seinen Schoß und rieb ihm die Arme, damit das Blut wieder in Bewegung kommen sollte. Als auch das nicht helfen wollte, fiel ihm ein: „Wenn zwei zusammen im Bett liegen, so wärmen sie sich“, brachte ihn ins Bett, deckte ihn zu und legte sich neben ihn. Über ein Weilchen ward auch der Tote warm und fing an, sich zu regen. Da sprach der Junge: „Siehst du, Wetterchen, hätt' ich dich nicht gewärmt!“ Der Tote aber hub an und rief: „Jetzt will ich dich erwürgen!“ „Was,“ sagte er, „ist das mein Dank? Gleich sollst du wieder in deinen Sarg,“ hob ihn auf, warf ihn hinein und machte den Deckel wieder zu; da kamen die sechs Männer und trugen ihn wieder fort. „Es will mir nicht gruseln,“ sagte er, „hier lerne ich's mein Lebtag nicht.“

Da trat ein Mann herköm, der war größer als alle anderen und sah fürchterlich aus: er war aber alt und hatte einen langen weißen Bart. „O du Wicht,“ rief er, „nun sollst du bald lernen, was Gruseln ist, denn du sollst sterben!“ „Nicht so schnell,“ antwortete der Junge; „soll ich sterben, so muß ich auch dabei sein.“ „Dich will ich schon packen“, sprach der Unhold. „Sachte, sachte, mach' dich nicht zu breit, so stark wie du bin ich auch, und wohl noch stärker.“ „Das wollen wir sehen,“ sprach der Alte, „bist du stärker als ich, so will ich dich gehen lassen; komm, wir wollen's versuchen.“ Da führte er ihn durch dunkle Gänge zu einem Schmiedefeuere, nahm eine Art und schlug den einen Ambos mit einem Schlag in die Erde. „Das kann ich noch besser“, sprach der Junge und ging zu dem andern Ambos, und der Alte stellte sich neben hin und wollte zusehen, und sein weißer Bart hing herab. Da faßte

der Junge die Art zwaltete den Amböß auf einen Stiel und hieb mit dem Part mit hinein. „Nun hab ich dich,“ sprach der Junge. „Jetzt ist das Sterben an dir.“ Dann sagte er eine Enenitanz und schlug auf den Alten los, bis er wimmerte und bat, er möchte aufhören, er wolle ihm große Reichthümer geben. Der Junge zog die Art raus und ließ den Alten los. Der Alte führte ihn wieder ins Schloß zurück und setzte ihm in einem Keller drei Kisten voll Gold. „Davon,“ sprach er, „ist ein Theil den Armen, der andere dem König, der dritte dem.“ Indem schlug es zwölf, und der Geist verschwand, also daß der Junge im Finstern stand. „Ich werde mir doch heraushelfen können“, sprach er, tappte herum, suchte den Weg in die Kammer und schloß bei seinem Feuer ein. Am andern Morgen kam der König und sagte: „Nun wirst du gelernt haben, was Gruseln ist!“ „Nein,“ antwortete er, „was ist's nur? Mein toter Vetter war da, und ein bartiger Mann ist gekommen, der hat mir da unten viel Geld gezeigt, aber was Gruseln ist, hat mir keiner gesagt.“ Da sprach der König: „Du hast das Schloß erloßt und sollst meine Tochter heiraten.“ „Das ist all recht gut,“ antwortete er, „aber ich weiß immer noch nicht, was Gruseln ist.“

Da ward das Gold herangebracht und die Hochzeit gefeiert; aber der junge König, so lieb er seine Gemahlin hatte und so verquält er war, sagte doch immer: „Wenn mir nur gruselte, wenn mir nur gruselte.“ Das verdroß sie endlich. Ihr Kammermädchen sprach: „Ich will Hilfe schaffen, das Gruseln soll er schon lernen.“ Sie ging hinaus zum Bach, der durch den Garten floß, und ließ sich einen ganzen Eimer voll Grundlinge holen. Und nachts, als der junge König schlief, mußte seine Gemahlin ihm die Decke wegziehen und den Eimer voll kalt Wasser mit den Grundlingen über ihn herschütten, daß die kleinen Fische um ihn herumzappelten. Da wachte er auf und rief: „Ach, was gruselt mir, was gruselt mir, liebe Frau! Ja, nun weiß ich, was Gruseln ist.“



Der Wolf und die sieben jungen Geißlein.

...



Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie lieb, wie eine Mutter ihre Kinder liebhat. Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen; da rief sie alle sieben herbei und sprach: „Liebe Kinder, ich will hinaus in den Wald, seid auf eurer Hut vor dem

Wolf, wenn er hereinläuft, so sieht er euch alle mit Haut und Haar. Der Hosenwicht verhehlt sich oh, aber an seiner rauhen Stimme und an seinen schwarzen Füßen werdet ihr ihn erkennen.“ Die Weisklein sagten: „Liebe Mutter, wir wollen uns schon in acht nehmen, ihr könnt ohne Sorgen fortgehen.“ Da melderte die Alte und machte sich getroßt auf den Weg.

Es dauerte nicht lange, so klopfte jemand an der Haustüre und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“ Aber die Weisklein hörten an der rauhen Stimme, daß



es der Wolf war. „Wir machen nicht auf,“ riefen sie, „du bist unsere Mutter nicht, die hat eine feine und liebliche Stimme, aber deine Stimme ist rau; du bist der Wolf!“ Da ging der Wolf zu einem Kramer und kaufte sich ein großes Stüd Kreide; die aß er und machte damit seine Stimme fein. Dann kam er zurück, klopfte an die Haustüre und rief: „Macht auf, ihr lieben Kinder, eure Mutter ist da und hat jedem von euch etwas mitgebracht!“ Aber der Wolf hatte seine schwarze Pote in das Fenster gelegt; das sahen die Kinder und riefen: „Wir machen nicht auf, unsere Mutter hat keinen schwarzen Fuß wie du, du bist der Wolf!“ Da lief der Wolf zu einem Bader und sprach: „Ich habe mich an den Fuß gestoßen, streich mir Feig darüber.“ Und

als ihm der Bäcker die Pfote bestrichen hatte, so lief er zum Müller und sprach: „Streu mir weißes Mehl auf meine Pfote.“ Der Müller dachte: „Der Wolf will einen betrügen“, und weigerte sich, aber der Wolf sprach: „Wenn du es nicht tußt, so fresse ich dich.“ Da fürchtete sich der Müller und machte ihm die Pfote weiß. Ja, so sind die Menschen.

Am ging der Bösewicht zum dritten Male zu der Haustüre, klopfte an und sprach: „Macht mir auf, Kinder, ener liebes Mütterchen ist heimgelommen und hat jedem von euch etwas aus dem Walde mitgebracht.“ Die Geißerchen riefen: „Zeig uns erst deine Pfoten, damit wir wissen, daß du unser liebes Mütterchen bist!“ Da legte er die Pfote ins Fenster, und als sie sahen, daß sie weiß war, so glaubten sie, es wäre alles wahr und machten die Türe auf. Wer aber hereinkam, das war der Wolf. Sie erschrafen und wollten sich verstecken. Das eine sprang unter den Tisch, das zweite ins Bett, das dritte in den Ofen, das vierte in die Küche, das fünfte in den Schrank, das sechste unter die Waschküffel, das siebente in den Kasten der Wanduhr. Aber der Wolf fand sie alle und machte nicht lange Federlesen; eins nach dem andern schluckte er in seinen Rachen; nur das jüngste in dem Uhrkasten, das fand er nicht. Als der Wolf seine Lust gebüßt hatte, trollte er sich fort, legte sich draußen auf der grünen Wiese unter einen Baum und fing an einzuschlafen.

Nicht lange danach kam die alte Geiß aus dem Walde wieder heim. Ach, was mußte sie da erblicken! Die Haustüre stand sperreweit auf; Tisch, Stühle und Bänke waren umgeworfen, die Waschküffel lag in Scherben, Decke und Kissen waren aus dem Bett gezogen. Sie suchte ihre Kinder, aber nirgend waren sie zu finden. Sie rief sie nacheinander bei Namen, aber niemand antwortete. Endlich, als sie an das jüngste kam, da rief eine feine Stimme: „Liebe Mutter, ich stecke im Uhrkasten!“ Sie holte es heraus und es erzählte ihr, daß der Wolf doch gekommen wäre und die andern alle gefressen hätte. Da könnt ihr denken, wie sie über ihre armen Kinder geweint hat.

Endlich ging sie in ihrem Jammer hinaus, und das jüngste Geißlein tief mit. Und als sie auf die Wiese kam, so lag da der Wolf an dem Baum und schnarchte, daß die Äste zitterten. Sie betrachtete ihn von allen Seiten und sah, daß in seinem angefüllten Bauch sich etwas regte und zappelte. „Ach Gott,“ dachte sie, „sollten meine armen Kinder, die er zum Abendessen hinuntergewürgt hat, noch am Leben sein.“ Da mußte das Geißlein nach Hanse laufen und Schere, Nadel und Zwirn holen. Dann schnitt sie dem Ungetüm den Wanst auf, und kaum hatte sie einen Schnitt getan, so steckte schon ein Geißlein den Kopf heraus, und als sie weiter schnitt, so sprangen nacheinander alle sechs heraus und hatten nicht einmal Schaden gelitten, denn das Ungetüm hatte sie

in der Eier ganz bunterschmeckend. Das war eine Freude! Da herzten sie ihre liebe Mutter und hupten wie ein Sämerder, der Hochzeit hall. Die Alte aber sagte: „Neh! geht und sucht Wackersteine, damit wollen wir dem gottlosen Tier den Bauch füllen, solange es noch im Schlafe liegt.“ Da schlepften die sieben Geißerchen in aller Eile die Steine herbei und steckten sie ihm in den Bauch, soviel sie hineinbringen konnten. Dann nahmte ihn die Alte in aller Geschwindigkeit wieder zu, daß er nichts merkte und sich nicht einmal regte.

Als der Wolf eingeschlafen hatte, machte er sich auf die Peme, und weil er so großen Durst empfand, so wollte er zu einem Brunnnen gehen und trinken. Als er aber anfing, sich zu bewegen, so stießen die Steine in seinem Bauch aneinander und rappellen. Da rief er:

„Was rumpelt und pumwelt
Zu meinem Bauch herum?
Ich meinte, es wären sechs Geißlein,
So sind's lauter Wackerstein.“

Und als er an den Brunnnen kam und sich über das Wasser bückte und trinken wollte, da zogen ihn die schweren Steine hinein und er mußte jammertlich erliegen.



Als die sieben Geißlein das sahen, da kamen sie herbeigelaufen, riefen laut: „Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!“ und tanzten mit ihrer Mutter vor Freude um den Brunnnen herum.



Der treue Johannes.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: „Das wird wohl das Totenbett sein, auf dem ich liege.“ Da sprach er: „Laßt mir den getreuen Johannes kommen.“ Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener, und hieß so, weil er ihm sein lebelang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett gekommen war, sprach der König: „Getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannahet, und da hab' ich keine andere Sorge als um meinen Sohn; er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu raten weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zutun.“ Da antwortete der getreue Johannes: „Ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben kostet.“ Da sagte der alte König: „So sterb' ich getrost und in Frieden.“ Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tode sollst du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schätze, die darin liegen; aber die

letzte Kammer in dem langen Gange sollst du ihm nicht zeigen wunn das Bild der König-tochter vom goldenen Tacke verborgen steht. Wenn er sie erblickt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden und wird in Thunmacht niederfallen, und wird ibretwillen in große Gefahren geraten, davor sollst du ihn hüten. Und als der treue Johannes nochmals dem alten König die Hand darauf gegeben hatte, ward dieier still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen hatte und sagte: „Das will ich gewißlich halten und will dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten.“ Die Frau ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm; „Es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst; ich will dir dein vaterliches Schloß zeigen.“ Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichthümer und prächtigen Kammern sehen; nur die Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild stand. Das Bild aber war so gestellt, daß, wenn die Türe anfing, man gerade darauffah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es lebte und lebte, und es gabe nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König merkte aber wohl, daß der getreue Johannes immer an der Türe vorüberging, und sprach: „Warum schließt du mir dich niemals auf?“ „Es ist etwas darin,“ antwortete er, „vor dem du erschrickst.“ Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist“, und ging und wollte die Türe mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der treue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht; es könnte dir und mir zu großem Unglück ausichlagen.“ „Ach,“ antwortete der junge König, „wenn ich nicht hineinkomme, so ist's mein sicheres Verderben; ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben bis ich's mit meinen Augen gesehen hätte. Nun gehe ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschloßen hast.“

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielen Zerkzen aus dem großen Rind den Schlüssel heraus. Als er die Türe der Kammer geöffnet hatte, trat er zuerst hinein und dachte, der König sollte das Bildnis vor ihm nicht sehen; aber was half das? Der König stellte sich an die Thürhüngen und sah ihn über die Schultern. Und als er das Bild der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold und Edelsteinen glanzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: „Das Unglück ist geschehen, Herr Gott, was will daraus werden.“ Dann starfte



er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam. Das erste Wort, das er sprach, war: „Ach, wer ist das schöne Bild?“ „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache“, antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten's nicht ansagen; mein Leben setze ich daran, daß ich sie erlange. Du bist mein getreuester Johannes, du mußt mir beistehen.“

Der treue Diener besann sich lange, wie es anzufangen wäre, denn es hielt schwer, nur vor das Angesicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht und sprach zu dem König: „Alles, was sie um sich hat, ist von Gold: Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgerät; in deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes; laß eine von den Goldschmieden des Reiches verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Gerätschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Tieren; das wird ihr gefallen. Wir wollen hinfahren und unser Glück versuchen.“ Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen; sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an, und der König mußte ein Gleiches tun, um sich unkenntlich zu machen. Dann fuhren sie über das Meer und fuhren so lange, bis sie zur Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht“, sprach er, „bring ich die Königstochter mit; darum sorget, daß alles in Ordnung ist; laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff anschmücken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach

dem königlichen Schloß. Als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfe damit. Und als es das goldblitzende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte ihn, wer er wäre? Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann“



und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei, was für schönes Goldzeug!“ setzte die Eimer nieder und betrachtete eins nach dem andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie euch alles abkauft.“ Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Ware sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich dir alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann; was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf seinem Schiffe stehen hat, und das ist das Künstlichste und Kostlichste, was je in Gold ist gearbeitet worden.“ Sie wollte alles heraufgebracht haben, aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viele Säle, um es aufzustellen, daß euer Haus nicht Raum dafür hat.“ Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe mich hin zu dem Schiffe, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schätze betrachten.“

Da führte sie der getreue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er sie erblickte, sah, daß sie noch schöner war als das Bild und meinte nicht anders, als das Herz wolle ihm zerspringen. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermann und hieß das Schiff abstoßen. „Spannt alle Segel auf, daß es fliegt wie ein Vogel in der Luft.“ Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Töpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Tiere. Viele Stunden gingen herum, während sie alles besah, und in ihrer Freude bemerkte sie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das Letzte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim; als sie aber an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach,“ rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns geraten, lieber wollt' ich sterben!“ Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist; aber daß ich dich mit List entführt habe, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erstemal, als ich dein Bildnis gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen.“ Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet und ihr Herz war ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie auf dem hohen Meere dahinfuhren, daß der getreue Johannes, als er vorne auf dem Schiffe saß und Musik machte,

in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da horte er auch zu spielen und horchte, was sie miteinander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „Hi, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim!“ „Ja“ antwortete die zweite, er hat sie noch nicht. Sprach die dritte: „Er



482.

hat sie doch, die sitzt bei ihm im Schiffe.“ Da lang die dritte wieder an und rief: „Was hilft ihm das? Wenn sie aus Land kommen, wird ihm ein huchses rotes Pferd entgegenbringen; da wird er sich aufschwüngen wollen, und tut er das, so springt es mit ihm fort und in die Luft hinau, daß er nimmermehr seine Jungfrau wieder sieht!“ Sprach die zweite: „Nü gar keine Rettung!“

„Ja, wenn ein anderer schnell aufsteigt, das Feuergeweh, das in den Haltern stecken muß, herausnimmt und das Pferd damit todtschießt, so ist der junge König gerettet. Aber wer weiß das! Und wer's weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Füßchen bis zum Aue.“ Da sprach die zweite: „Ach weiß noch mehr wenn das Pferd auch getölet wird, so behalt der junge König doch

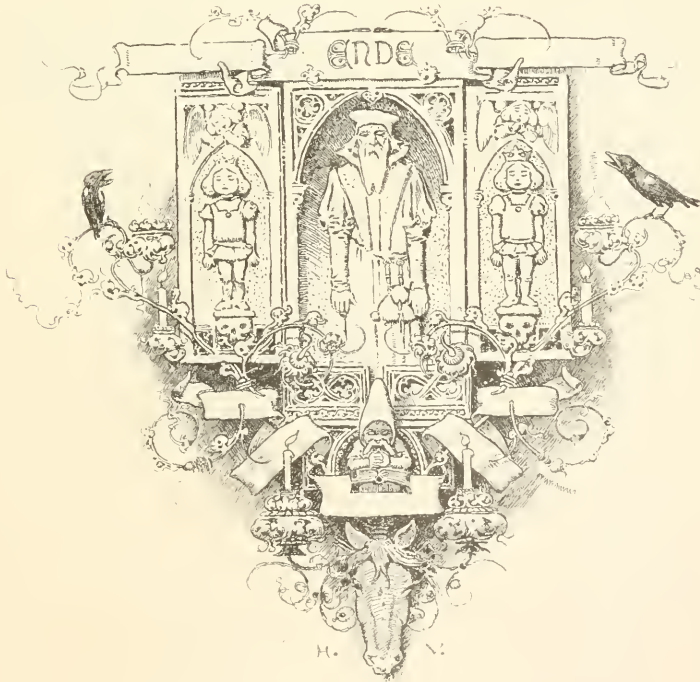
nicht seine Braut; wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brautheind in einer Schüssel und sieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, ist aber nichts als Schwefel und Pech; wenn er's antut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen." Sprach die dritte: „Ist da gar keine Rettung?“ „O ja,“ sagte die zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Heind packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's? Wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen!“ Da sprach die dritte: „Ich weiß noch mehr; wird das Brautheind auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht; wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plötzlich erbleichen und wie tot hinfallen; und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verrät das einer, der es weiß, so wird er ganzes Leibes zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe.“ Als die Raben das miteinander gesprochen hatten, flogen sie weiter und der getreue Johannes hatte alles wohl verstanden, aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwiegen er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich; entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollt' ich selbst darüber zugrunde gehen.“

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie die Raben vorher gesagt hatten, und es sprengte ein prächtiger, fuchsroter Gaul daher. „Wohlan,“ sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen“, und wollte sich aufsetzen, doch der getreue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halstern und schoß ihn nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „Wie schändlich, das schöne Tier zu töten, das den König in sein Schloß tragen sollte!“ Aber der König sprach: „Schweig und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes; wer weiß, wozu das gut ist!“ Nun gingen sie ins Schloß und da stand im Saal eine Schüssel und das gemachte Brautheind lag darin und sah aus nicht anders, als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es schnell ins Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brautheind.“ Aber der junge König sprach: „Wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes.“ Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes acht und schaute ihr ins Antlitz; auf einmal erbleichte sie und fiel wie tot zur Erde. Da sprang er eilends

hinzu, hob sie ihn und rief ihm zu in eine Kammer; er legte sie ab und er, Inge und sie, die drei Buntstiefen aus ihrer rechten Brust und warf sie aus. Als bald atmete sie wieder und erhob sich, aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der treue Johannes getan hatte, ward zornig darüber und rief: „Wen ich ins Gemächis!“ Am andern Morgen ward der treue Johannes verurteilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden; soll ich das Recht auch haben?“ „Ja,“ antwortete der König, „es soll dir vergounnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurteilt und bin dir immer treu gewesen“, und erzählte, wie er auf dem Meere das Gespräch der Raben gehört, und wie er, um seinen Herrn zu retten, das alles hätte tun müssen. Da rief der König: „O mein getreuester Johannes, Gnade! Gnade! führt ihn herunter!“ Aber der treue Johannes war bei dem letzten Wort, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war ein Stein.

Darüber trug ihm der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach, was habe ich große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „Ach, konnt' ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes.“ Es gieng eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Sohnelein, die wuchsen heran und waren ihre Freunde. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildnis voll Trauer an, seufzte und rief: „Ach, konnt' ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!“ Da fing der Stein an zu reden und sprach: „Ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daranwenden willst.“ Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben.“ Sprach der Stein weiter: „Wenn du mit deiner eignen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er horte, daß er seine liebsten Kinder selbst toten sollte, doch dachte er an die große Treue, und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und ließ mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute den Stein bestrichen hatte, lebte das Leben zureck, und der getreue Johannes stand wieder gesund und frisch vor ihm. Er aber sprach zum König: „Deine Treue soll nicht unbelohnt bleiben“, und nahm die Handter der Kinder, wusch sie wieder auf und bestrich die Wunde mit ihrem Blute; davon wurden sie im Augenblick wieder heil und sprangen herum und spielten fort, als wäre ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, verfiel

er den treuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast du gebetet in der Kirche?“ „Ja,“ antwortete sie, „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglücklich durch uns geworden ist.“ Da sprach er: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnelein, die müssen wir opfern.“ Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen, doch sprach sie: „Wir sind's ihm schuldig wegen seiner großen Treue.“ Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf und holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst und unsere Söhnelein haben wir auch wieder“, und erzählte ihr, wie es sich alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glückseligkeit bis an ihr Ende.



Der gute Handel.



Ein Bauer, der hatte seine Kuh auf den Markt getrieben und für sieben Taler verkauft. Auf dem Heimweg mußte er an einem Teich vorbei, und da hörte er schon von weitem, wie die Frosche riefen: „al, al, al, al.“ „Ja,“ sprach er für sich, „die schreien auch ins Haberfeld hinein: sieben Taler sind's, die ich gekauft habe, keine acht.“ Als er zu dem Wasser herankam, rief er ihnen zu: „Dummes Vieh, das ihr seid! Wißt ihr's nicht besser? Sieben Taler

sind's und keine acht.“ Die Frösche blieben aber bei ihrem „at, at, at, at“.

„Nun, wenn ihr's nicht glauben wollt, ich kann's euch vorzählen“, holte das Geld aus der Tasche und zählte die sieben Taler ab, immer vierundzwanzig Groschen auf einen. Die Frösche kehrten sich aber nicht an seine Rechnung und riefen abermals „at, at, at, at“. „Gi,“ rief der Bauer ganz böse, „wollt ihr's besser wissen als ich, so zählt selber“, und warf ihnen das Geld miteinander ins Wasser hinein. Er blieb stehen und wollte warten, bis sie fertig wären und ihm das feine wieder brächten, aber die Frösche beharrten auf ihrem Sinn, schrien immerfort „at, at, at, at“ und warfen auch das Geld nicht wieder heraus. Er wartete noch eine gute Weile, bis der Abend einbrach und er nach Hause mußte, da schimpfte er die Frösche aus und rief: „Ihr Wasserpatscher, ihr Dickköpfe, ihr Glogaugen, ein groß' Maul habt ihr und könnt schreien, daß einem die Ohren weh tun, aber sieben Taler könnt ihr nicht zählen; meint ihr, ich wollte da stehen, bis ihr fertig wäret?!“ Damit ging er fort, aber die Frösche riefen noch „at, at, at, at“ hinter ihm her, daß er ganz verdrießlich heimkam.

Über eine Zeit erhandelte er sich wieder eine Kuh, die schlachtete er und machte die Rechnung, wenn er das Fleisch gut verkaufte, könnte er so viel lösen, als die beiden Kühe wert wären, und das Fell hätte er obendrein. Als er nun mit dem Fleische zu der Stadt kam, war vor dem Tore ein ganzes Rudel Hunde zusammengelaufen, voran ein großer Windhund; der sprang um das Fleisch, schnupperte und bellte „was, was, was, was“. Als er gar nicht aufhören wollte, sprach der Bauer zu ihm: „J, ich merke wohl, du sagst was, was, weil du etwas von dem Fleische verlangst, da sollt' ich aber schon ankommen, wenn ich dir's geben wollte.“ Der Hund antwortete nichts als „was, was“.

„Willst du's auch nicht wegfressen und für deine Kameraden da gutstehen?“

„Was, was“, sprach der Hund. „Nun, wenn du dabei beharrst, so will ich dir's lassen, ich kenne dich wohl und weiß, bei wem du dienst. Aber das sage ich dir, in drei Tagen muß ich mein Geld haben; du kannst mir's nur hinausbringen.“ Darauf lud er das Fleisch ab und kehrte wieder um; die Hunde machten sich darüber her und bellten laut „was, was“. Der Bauer, der es von weitem hörte, sprach zu sich: „Horch, jetzt verlangen sie alle was, aber der große muß mir einstecken.“

Als drei Tage herum waren, dachte der Bauer: „Heute abend hast du dein Geld in der Tasche“, und war ganz vergnügt. Aber es wollte niemand kommen und auszahlen. „Es ist kein Verlaß mehr auf jemand“, sprach er, und endlich riß ihm die Geduld, daß er in die Stadt zu dem Fleischer ging und sein Geld forderte. Der Fleischer meinte, es wäre ein Spaß, aber der

Bauer sagt: „Zieh herbei, ich will mein Geld hat der arme Hund auch nicht die ganze glücklichste Kuh vor drei Tagen hergebracht.“ Da war der Fleischer zornig, griff nach einem Bechertel und sagte ihm hinaus: „Wart.“ sprach der Bauer, „es gibt noch Gerechtigkeit auf dieser Welt!“ und ging in das königliche Schloß und bat sich Gehör aus. Er ward vor den König geführt, der da saß mit seiner Tochter und fragte, was ihm für ein Leid widerfahren wäre? „Ach,“ sagte er, „die Frosche und Hunde haben mir das Meins genommen, und der Metzger hat mich dafür mit dem Stod bezahlt“, und erzählte weitläufig, wie es zugegangen war. Darüber fing die Königstochter laut an



zu lachen, und der König sprach zu ihm: „Recht kann ich dir hier nicht geben, aber dafür sollst du meine Tochter zur Frau haben; ihr Lebtag hat sie noch nicht gelacht als eben durch dich, und ich habe sie dem verprochen, der sie zum Lachen bringen könnte. Du kannst Gott für dein Glück danken.“ „O,“ antwortete der Bauer, „ich will sie gar nicht; ich habe dabeih nur eine einzige Frau, und die ist mir schon zuviel; wenn ich nach Hanck komme, so ist mir nicht anders, als stände in jedem Winkel eine.“ Da ward der König zornig und sagte: „Du bist ein Grobian.“ „Ach, Herr König“ antwortete der Bauer, was könnt ihr von einem Eschien anders erwarten als Hundfleisch?“ „Warte,“ erwiderte der König „du sollst einen anderen Lohn haben. Jetzt darfe dich fort aber in drei Tagen kommst wieder, so sollen dir funfshundert volltaezahl werden.“

Wie der Bauer hinaus vor die Türe kam sprach die Schwadde: „Du hast die Königstochter zum Lachen gebracht, du wirst da was Heutzes bekommen

haben.“ „Ja, das mein' ich,“ antwortete der Bauer, „fünfhundert werden mir ansbezahlt.“ „Hör',“ sprach der Soldat, „gib mir etwas davon; was willst du mit all dem Geld anfangen!“ „Nun,“ sprach der Bauer, „weil du es bist, so sollst du zweihundert haben, melde dich in drei Tagen beim König und laß dir's anzählen.“ Ein Jude, der in der Nähe gestanden und das Gespräch mit angehört hatte, lief dem Bauern nach, hielt ihn beim Rock und sprach: „Gotteswunder, was seid ihr ein Glücksfind! Ich will's euch wechseln, ich will's euch mischen in Scheidemünz, was wollt ihr mit den harten Talern?“ „Manüchel,“ sagte der Bauer, „dreihundert kannst du noch haben, gib mir's gleich in Münze, heut über drei Tage wirst du dafür beim König bezahlt werden.“ Der Jude, voll Freude über das Profitchen, brachte gleich die Summe in schlechten Groschen, wo drei soviel wert sind als zwei gute. Nach Verlauf der drei Tage ging der Bauer, dem Befehl gemäß, vor den König. „Zieht ihm den Rock ans,“ sprach dieser, „er soll seine fünfhundert haben.“ „Ach,“ sagte der Bauer, „sie gehören nicht mehr mein; zweihundert habe ich an die Schildwache verschenkt, und dreihundert hat mir der Jude eingewechselt, von Rechts wegen gebührt mir gar nichts.“ Indem kam der Soldat und der Jude herein, verlangten das Ihrige, das sie dem Bauern abgewonnen hätten, und erhielten die Schläge richtig zugemessen. Der Soldat ertrug's geduldig und wußte schon, wie's schmeckte; der Jude aber tat jämmerlich: „Au weih geschrien! Sind das die harten Taler?“ Der König mußte über den Bauern lachen, und da aller Zorn verschwunden war, sprach er: „Weil du deinen Lohn schon verloren hast, bevor er dir zuteil wird, so will ich dir einen Ersatz geben; geh in meine Schatzkammer und hol' dir Geld, soviel du willst.“ Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und füllte in seine weiten Taschen, was nur hineinwollte. Danach ging er ins Wirtshaus und überzählte sein Geld. Der Jude war ihm nachgeschlichen und hörte, wie er mit sich allein brummte: „Nun hat mich der Spitznube von König doch hinters Licht geführt! Hätte er mir nicht selbst das Geld geben können, so wüßte ich, was ich hätte; wie kam ich nun wissen, ob das richtig ist, was ich so eingesteckt habe!“ „Gott bewahre,“ sprach der Jude für sich, „der spricht despektierlich von unserm Herrn, ich lauß' und geb's an, da krieg' ich eine Belohnung, und er wird obendrein noch bestraft.“ Als der König von den Reden des Bauern hörte, geriet er in Zorn und hieß den Juden hingehen und den Sünder herbeiholen. Der Jude lief zum Bauern: „Ihr sollt gleich zum Herrn König kommen, wie ihr geht und steht.“ „Ich weiß besser, was sich schickt,“ antwortete der Bauer, „erst laß ich mir einen neuen Rock machen; meinst du, ein Mann, der so viel Geld in der Tasche hat, sollte in dem allen Umppenrock hingehen?“ Der Jude, als er sah, daß der

Bauer kam einen andern Kock nicht wegzubringen war und viel e fürchtete, wenn der Zorn des Königs erbracht wäre, so hätte er mit seine Belohnung und der Bauer um die Strafe, so sprach er: „Ich will euch für die kurze Zeit einen andern Kock geben aus bloßer Freundschaft, was tut der Mensch nicht dem andern zuliebe!“ Der Bauer ließ sich das gefallen, zog den Kock vom Juden an und ging mit ihm fort. Der König hielt dem Bauern die bösen Reden vor, die der Jude hinterbracht hatte. „Ach,“ sprach der Bauer, „was ein Jude sagt, ist immer gelogen, dem geht kein wahres Wort aus dem Munde: der Mehl da ist imlaude und behauptet, ich hätte seinen Kock an.“ „Was soll mir das?“ schrieb der Jude, „ist der Kock nicht mein, hab' ich ihn euch nicht aus bloßer Freundschaft geborgt, damit ihr vor den Herrn König treten konntet?“ Wie der König das horte, sprach er: „Keinen hat der Jude gewiß betrogen, mich oder den Bauern“, und ließ ihm noch etwas in harten Talern nachzahlen; der Bauer aber ging mit dem guten Kock und mit dem guten Geld in der Tasche heim und sprach: „Diesmal hab' ich's getroffen.“



Die zwölf Brüder.

Es war einmal ein König und eine Königin, die lebten in Frieden miteinander und hatten zwölf Kinder, das waren aber lauter Buben. Nun sprach der König zu seiner Frau: „Wenn das dreizehnte Kind, das du zur Welt bringst, ein Mädchen ist, so sollen die zwölf Buben sterben, damit sein Reichthum groß wird und das Königreich ihm allein zufällt.“ Er ließ auch zwölf Säрге machen, die waren schon mit Hobelspänen gefüllt, und in jedem lag das Totenkischn, und ließ sie in eine verschlossene Stube bringen; davon gab er der Königin den Schlüssel und gebot ihr, niemand etwas davon zu sagen.

Die Mutter aber saß nun den ganzen Tag und trauerte, so daß der kleinste Sohn, der immer bei ihr war und den sie nach der Bibel Benjamin nannte, zu ihr sprach: „Liebe Mutter, warum bist du so traurig?“ „Liebste Kind,“ antwortete sie, „ich darf's dir nicht sagen.“ Er ließ ihr aber keine Ruhe, bis sie ging und die Stube aufschloß und ihm die zwölf mit Hobelspänen schon gefüllten Totenladen zeige. Danach sprach sie: „Mein liebster Benjamin, diese Säрге hat dein Vater für dich und deine elf Brüder machen lassen; denn wenn ich ein Mädchen zur Welt bringe, so sollt ihr alleamt getödet und darin begraben werden.“ Und als sie weinte, während sie das sprach, so tröstete sie der Sohn und sagte: „Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen uns schon helfen und wollen fortgehen.“ Sie aber sprach: „Geh mit deinen elf Brüdern hinaus in den Wald und einer setze sich immer auf den höchsten Baum, der zu finden ist und halte Wacht und schaue nach dem Turme hier im Schlosse. Gebär' ich ein Söhnlein, so will ich eine weiße Fahne aufstecken, und dann dürft ihr wiederkommen; gebär' ich ein Töchterlein, so will ich eine rote Fahne aufstecken, und dann flieht fort, so schnell ihr könnt, und der liebe Gott behüte euch. Alle Nacht will ich aufstehen und für euch beten, im Winter, daß ihr

an einem Feuer noch warmen könnt. Im Sommer, daß ihr nicht in der Hitze schwachtet."

Nachdem sie also ihre Söhne beglückt hatte, gingen sie hinaus in den Wald. Einer hielt um den andern Wache, sah auf der höchsten Wache und schaute nach dem Turm. Als die Tage herein waren und die Reihe an Benjamin kam, da sah er, wie eine Fahne aufgesteckt wurde; es war aber nicht die weiße, sondern die rote Muffalmz, die verkündete, daß sie alle sterben sollten. Wie die Brüder das nun hörten, wurden sie zornig und sprachen: „Sollten wir um eines Mädchens willen den Tod leiden? Wir schworen, daß wir uns rächen wollen; wo wir ein Mädchen finden, soll ihm rotes Blut fließen.“

Daruf gingen sie tiefer in den Wald hinein, und mitten darin, wo er am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen, das leer stand. Da sprachen sie: „Hier wollen wir wohnen, und du, Benjamin, du bist der jüngste und schwächste, du sollst daheim bleiben und haushalten, wir andern wollen ausgehen und Götter holen.“ Nun zogen sie in den Wald und schossen Hasen, wilde Rehe, Vögel und Taubchen und was zu essen stand; das brachten sie dem Benjamin, der mußte's ihnen zurechtmachen, damit sie ihren Hunger stillen konnten. In dem Häuschen lebten sie zehn Jahre zusammen, und die Zeit ward ihnen nicht lang.

Das Tochterchen, das ihre Mutter, die Königin, geboren hatte, war nun herangewachsen, war gut vom Herzen und schon von Angeicht und hatte einen goldenen Stern auf der Stirne. Einmal, als große Waise war, sah es darunter zwölf Mannshenden und fragte seine Mutter: „Wem gehören diese zwölf Henden, für den Vater sind sie doch viel zu klein?“ Da antwortete sie mit schwerem Herzen: „Liebes Kind, die gehören deinen zwölf Brüdern.“ Sprach das Mädchen: „Wo sind meine zwölf Brüder, ich habe noch niemals von ihnen gehört.“ Sie antwortete: „Das weiß Gott, wo sie sind; sie irren in der Welt herum.“ Da nahm sie das Mädchen und schloß ihm das Zimmer auf, und zeigte ihm die zwölf Särge mit den Hobelspanen und den Totenlischen. „Diese Särge“, sprach sie, „waren mir deine Brüder bestimmt, aber sie sind heimlich fortgegangen, ehe du geboren warst“, und erzählte ihm, wie sich alles zuggetragen hatte. Da sagte das Mädchen: „Liebe Mutter, weine nicht, ich will gehen und meine Brüder finden.“

Nun nahm es die zwölf Henden und ging fort und geradezu in den großen Wald hinein. Es ging den ganzen Tag und am Abend kam es zu dem verwünschten Häuschen. Da trat es hinein und fand einen jungen Knaben, der fragte: „Wo kommst du her und wo willst du hin?“ und erwiderte, daß sie so schon war, sonstige Kleider trug und einen goldenen Stern auf der



Stiene hatte. Da antwortete sie: „Ich bin eine Königstochter und suche meine 12 Brüder und will ihnen, soweit der Himmel blau ist, bis ich sie finde.“ Sie zeigte ihm auch die zwölf Hunden, die ihnen gehörten. Da sah Benjamin, daß es seine Schwester war und sprach: „Ich bin Benjamin, dein jüngster Bruder.“ Und sie fing an zu weinen vor Freude und Benjamin auch, und sie küßten und herzten einander vor großer Liebe. Hernach sprach er: „Liebe Schwester, es ist noch ein Vorbehalt da, wir hatten verabredet, daß ein jedes Mädchen, das uns begegnete, sterben sollte, weil wir um ein Mädchen unser Königreich verlassen mußten.“ Da sagte sie: „Ich will gerne sterben, wenn ich damit meine zwölf Brüder erlösen kann.“ „Nein“, antwortete er, „du sollst nicht sterben, setze dich unter diese Butte, bis die elf Brüder kommen, dann will ich schon einig mit ihnen werden.“ Also tat sie; und wie es Nacht ward, kamen die andern von der Jagd, und die Mahlzeit war bereit. Und als sie am Tische saßen und aßen, fragten sie: „Was gibt's Neues?“ Sprach Benjamin: „Wißt ihr nichts?“ „Nein“, antworteten sie. Sprach er weiter: „Ihr seid im Walde gewesen und ich bin daheim geblieben und weiß doch mehr als ihr.“ „So erzähle uns“, riefen sie. Antwortete er: „Versprecht ihr mir auch, daß das erste Mädchen, das uns begegnet, nicht soll getötet werden?“ „Ja“, riefen sie alle, „das soll Gnade haben, erzähl' uns nur!“ Da sprach er: „Unsere Schwester ist da“, und hob die Butte auf, und die Königstochter kam hervor in ihren königlichen Kleidern mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war so schön, zart und fein. Da freuten sie sich alle, fielen ihr um den Hals und küßten sie und hatten sie von Herzen lieb.

Nun blieb sie bei Benjamin zu Hans und half ihm in der Arbeit. Die elf zogen in den Wald, suchten Gewild, Rehe, Hasen, Vögel und Täuberchen damit sie zu essen hatten, und die Schwester und Benjamin sorgten, daß es zubereitet wurde. Sie suchte das Holz zum Kochen und die Kräuter zum Gemüse, und stellte die Töpfe ans Feuer, also daß die Mahlzeit immer fertig war, wenn die elf kamen. Sie hielt auch sonst Ordnung im Hanschen und deckte die Teller hübsch weiß und rein, und die Brüder waren immer zufrieden und lebten in großer Einigkeit mit ihr.

Auf eine Zeit hatten die beiden daheim eine schöne Kost zurechtgemacht, und wie sie nun alle beisammen waren, setzten sie sich, aßen und tranken und waren voller Freude. Es war aber ein feines Gärtchen an dem verwünschten Hanschen, darin standen zwölf Lilienblumen, die man auch Studenten heißt; nun wollte sie ihren Brüdern ein Vergnügen machen, brach die zwölf Blumen ab und dachte jedem aufs Geheiß eine zu schenken. Wie sie aber die Blumen abgebrochen hatte in demselben Augenblicke waren die zwölf Brüder in zwölf



Raben verwandelt und flogen über den Wald hin fort, und das Hans mit dem Garten war auch verschwunden. Da war nun das arme Mädchen allein in dem wilden Wald, und wie es sich umsah, so stand eine alte Frau neben ihm, die sprach: „Mein Kind, was hast du angefangen? Warum hast du die zwölf weißen Blumen nicht stehen lassen? Das waren deine Brüder, die sind nun auf immer in Raben verwandelt.“ Das Mädchen sprach weinend: „Ist denn kein Mittel, sie zu erlösen?“ „Nein,“ sagte die Alte, „es ist keins auf der

ganzen Welt als ein, das ist aber so falsch, daß du sie damit nicht befehlen wirst, denn du mußt sieben Jahre stumm zu, darfst nicht sprechen und nicht lachen, und sprichst du ein einziges Wort, und es fehlt um eine Stunde an den sieben Jahren, so ist alles umsonst, und deine Bräuter werden von dem einen Worte getödtet."

Da sprach das Mädchen in seinem Herzen: „Ich weiß gewiß, daß ich meine Bräuter erlöse“, und ging und suchte einen hohen Baum, setzte sich darauf und spann und sprach nicht und lachte nicht. Nun trug's sich zu, daß ein König



in dem Walde jagte; der hatte einen großen Windhund, der lief zu dem Baume, wo das Mädchen daraufsaß, sprang herum, schrie und bellte hinauf. Da kam der König herbei und sah die schöne Königstochter mit dem goldenen Stern auf der Stirne, und war so entzückt über ihre Schönheit, daß er ihr zurief, ob sie seine Gemahlin werden wollte. Sie gab keine Antwort, nickte aber ein wenig mit dem Kopfe. Da stieg er selbst auf den Baum, trug sie herab, setzte sie auf sein Pferd und führte sie heim. Da ward die Hochzeit mit großer Pracht und Freude gefeiert; aber die Braut sprach nicht und lachte nicht. Als sie ein paar Jahre miteinander vergnügt gelebt hatten, fing die Mutter des Königs, die eine böse Frau war, an, die junge Königin zu verleumden und sprach zum König: „Es ist ein gemeines Bettelmädchen, das du dir mitgebracht; wer weiß, was für gottlose Streiche sie heimlich treibt. Wenn sie stumm ist und nicht sprechen kann, so könnte sie doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen.“ Der König wollte zuerst nicht daranglauben, aber die Alte trieb es so lange, und beschuldigte sie so viel böser Dinge, daß der König sich endlich überreden ließ und sie zum Tod verurtheilte.

Nun ward im Hof ein großes Feuer angezündet, darin sollte sie verbrannt werden, und der König stand oben am Fenster und sah mit weinenden Augen zu, weil er sie noch immer so liebhatte. Und als sie schon an den Pfahl festgebunden war, und das Feuer schon an ihren Kleidern mit roten Zungen leckte, da war eben der letzte Augenblick von den sieben Jahren verflossen. Da ließ sich in der Luft ein Geschwirr hören, und zwölf Raben kamen hergezogen und senkten sich nieder; und wie sie die Erde berührten, waren es ihre zwölf Brüder, die sie erlöst hatte. Sie rissen das Feuer auseinander, löschten die Flammen, machten ihre liebe Schwester frei und küßten und herzten sie. Nun aber, da sie ihren Mund aufthun und reden durfte, erzählte sie dem Könige, warum sie stumm gewesen wäre und niemals gelacht hätte. Der König freute sich, als er hörte, daß sie unschuldig war, und sie lebten nun alle zusammen in Einigkeit bis an ihren Tod. Die böse Stiefmutter ward vor Gericht gestellt und in ein Faß gesteckt, das mit siedendem Öl und giftigen Schlangen angefüllt war, und starb eines bösen Todes.





Das Lumpengefindel.

...

Habuchen sprach zum Hühuchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Küsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Viechhorn alle wegholt.“ „Ja,“ antwortete das Hühuchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen.“ Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermüdig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Habuchen mußte einen kleinen Wagen von Ruchschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hühuchen hinein und sagte zum Habuchen: „Du kannst dich nur immer vorspannen.“ „Du kommst mir recht“ sagte das Habuchen, lieber geh’ ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse: nein, so haben wir nicht gewettet. Rutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das tu’ ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Gute daher: „Ihr Diebsvolf, wer hat euch geheißen, in meinen Ruchberg zu gehen? Wartet, das soll euch schlecht



bekommen!" und ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leibe; endlich hackte es mit seinem Sporn so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bod und war Rutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen. „Ente, lauf zu, was du kannst!" Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stecknadel und einer Nähnadel. Die riefen: „Halt! halt!" und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsteigen könnten: sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tore gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hähnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so kehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hähnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er, sie könnten die Nacht bleiben. Nun ließen sie frisch auftragen und lebten

in Tanz und Prans. Frühmorgens, als es erst dämmerte und noch alles schlief, weckte Hühchen das Hühchen, holte das Ei, pickte es auf und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Zeffelkissen des Wirts, die Stecknadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die Gute, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hof geblieben war, horte sie fortschnurren, machte sich ununter und sand einen Bach, auf dem sie hinabschwamm; und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden danach hob sich der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stecknadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich, von einem Ohr zum andern; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anzünden, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierkuchen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf“, sagte er und ließ



sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und jähre „anweh!“, denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umjah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt.

Brüderchen und Schwesterchen.



Brüderchen nahm sein Schwesterchen an der Hand und sprach: „Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr; die Stiefmutter schlägt uns alle Tage, und wenn wir zu ihr kommen, stößt sie uns mit den Füßen fort. Die harten Brotkrusten, die übrigbleiben, sind unsere Speise, und dem Hündlein unter dem Tisch geht's besser: dem wirft sie doch manchmal einen guten Bissen zu. Daß Gott erbarm, wenn das unsere Mutter wüßte! Kommi, wir wollen miteinander in die weite Welt gehen.“ Sie gingen den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine, und wenn es regnete, sprach das Schwesterchen: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen!“ Abends kamen sie in einen großen Wald und waren so müde

von Jammer, Hunger und dem langen Weg, daß sie sich in einen hohlen Baum setzten und einschliefen.

Am andern Morgen, als sie aufwachten, stand die Sonne schon hoch am Himmel und schien heiß in den Baum hinein. Da sprach das Brüderchen: „Schwesterchen, mich dürstet; wenn ich ein Brünnelein wüßte, ich ging' und tränk' einmal; ich mein', ich hört' eins rauschen.“ Brüderchen stand auf, nahm Schwesterchen an der Hand, und sie wollten das Brünnelein suchen. Die böse

Zuerst war aber eine Hute und hatte wohl gesehen, wie die beiden Kinder fortgegangen waren, war dann nachschütteln, heimlich, wie die Herten schleichen, und hatte alle Bäume im Wald verwünscht. Als sie nun ein Brunnlein fanden, das so glitzerig über die Steine sprang, wollte das Bruderchen daraus trinken; aber das Schwesterchen horte, wie es im Haischen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Tiger; wer aus mir trinkt, wird ein Tiger.“ Da rief das Schwesterchen: „Ich bitte dich, Bruderchen, trink nicht, sonst wirst du ein wildes Tier und zerreiht mich!“ Das Bruderchen trank nicht, ob es gleich so großen Durst hatte und sprach: „Ich will warten bis zur nächsten Quelle.“ Als sie zum zweiten Brunnlein kamen, horte das Schwesterchen, wie auch dieses sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Wolf; wer aus mir trinkt, wird ein Wolf.“ Da rief das Schwesterchen: „Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Wolf und frisst mich!“ Das Bruderchen trank nicht und sprach: „Ich will warten, bis wir zur nächsten Quelle kommen, aber dann muß ich trinken, du magst sagen, was du willst, mein Durst ist gar zu groß.“ Und als sie zum dritten Brunnlein kamen, hörte das Schwesterlein, wie es im Haischen sprach: „Wer aus mir trinkt, wird ein Reh; wer aus mir trinkt, wird ein Reh.“ Das Schwesterchen sprach: „Ach, Brüderchen, ich bitte dich, trink nicht, sonst wirst du ein Reh und läufst mir fort.“ Aber das Bruderchen hatte sich gleich beim Brunnlein niedergelnieet, hinabgebengt und von dem Wasser getrunken, und wie die ersten Tropfen auf seine Lippen gekommen waren, lag es da als ein Rehlaldbchen.

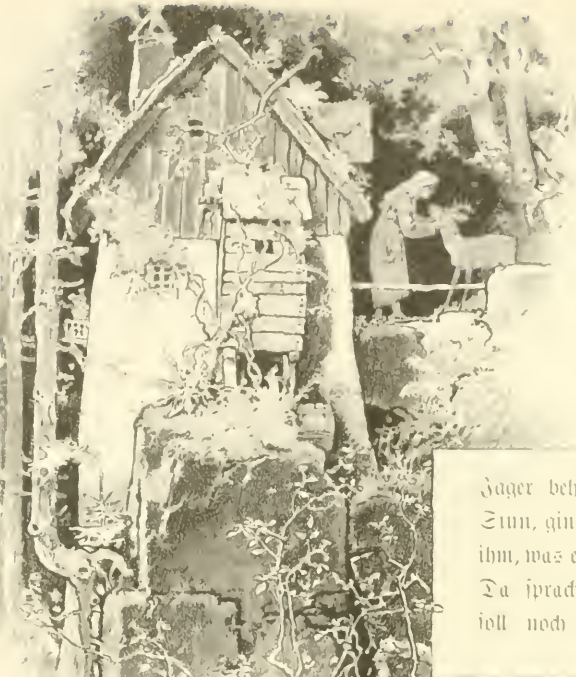
Nun weinte das Schwesterchen über das arme verwünchte Bruderchen, und das Rehchen weinte auch und saß traurig ueben ihm. Da sprach das Mädchen endlich: „Sei still, liebes Rehchen, ich will dich ja nimmermehr verlassen.“ Dann band es sein goldenes Strumpfband ab und tat es dem Rehchen um den Hals, und rupfte Widen und stoch ein weiches Zeil daraus. Daran band es das Tierchen und führte es weiter und ging immer tiefer in den Wald hinein. Und als sie lange, lange gegangen waren, kamen sie endlich an ein kleines Hans, und das Mädchen schaute hinein, und weil es leer war, dachte es: „Hier können wir bleiben und wohnen.“ Da suchte es dem Rehchen Laub und Moos zu einem weichen Lager, und jeden Morgen ging es aus und sammelte sich Wurzeln, Beeren und Rüsse, und für das Rehchen brachte es zartes Gras mit, das frah es ihm aus der Hand, war vergnügt und spielte vor ihm herum. Abends, wenn Schwesterchen müde war und sein Gebet gesagt hatte, legte es seinen Kopf auf den Rücken des Rehlaldbens, das war sein Kissen, darauf es sanft entrichtet. Und hatte das Bruderchen nur keine menschliche Gestalt gehabt, es ware ein herrliches Leben gewesen.

Das dauerte nun eine Zeitlang, daß sie so allein in der Wildnis waren. Da trug es sich zu, daß der König des Landes eine große Jagd in dem Wald hielt. Da schallte das Hörnerblasen, Hundegebell und das lustige Geschrei der Jäger durch die Bäume und das Rehlein hörte es und wäre gar zu gerne dabei gewesen. „Ach,“ sprach es zum Schwesterchen, „laß mich hinaus in die Jagd, ich kann's nicht länger mehr anshalten“, und bat so lange, bis es einwilligte. „Aber“, sprach es zu ihm, „komm mir ja abends wieder; vor den wilden Jägern schließ' ich mein Türlein; und damit ich dich kenne, so klopfe' und sprich: mein Schwesterlein, laß mich herein; und wenn du nicht so sprichst, so schließ' ich mein Türlein nicht auf.“ Nun sprang das Rehchen hinaus,



und war ihm so wohl, und war so lustig in freier Luft. Der König und seine Jäger sahen das schöne Tier und setzten ihm nach, aber sie konnten es nicht einholen, und wenn sie meinten, sie hätten es gewiß, da sprang es über das Gebüsch weg und war verschwunden. Als es dunkel ward, lief es zu dem Häuschen, klopfte an und sprach: „Mein Schwesterlein, laß mich herein.“ Da ward ihm die kleine Tür aufgetan, es sprang hinein und ruhete sich die ganze Nacht auf seinem weichen Lager aus.

Am andern Morgen ging die Jagd von neuem an, und als das Rehlein wieder das Hifthorn hörte und das ho, ho! der Jäger, da hatte es keine Ruhe und sprach: „Schwesterchen, mach' mir auf, ich muß hinaus.“ Das Schwesterchen öffnete ihm die Türe und sprach: „Aber zu Abend mußt du wieder da sein und dein Sprüchlein jagen.“ Als der König und seine Jäger das Rehlein mit dem goldenen Halsband wieder sahen, jagten sie ihm alle nach, aber es war ihnen zu schnell und beherd. Das währte den ganzen Tag, endlich aber hatten es die Jäger abends umzingelt, und einer verwundete es



ein wenig am Fuß, so daß es hinken mußte und langsam fortließ. Da schlich ihm ein Jäger nach bis zu dem Hauschen und hörte, wie es rief: „Mein Schweiterlein, laß mich herein!“ und jah, daß die Tür ihm aufgetan und alsbald wieder zuge-
schlossen ward. Der

Jäger behielt das alles wohl im Sinn, ging zum König und erzählte ihm, was er gesehen und gehört hatte. Da sprach der König: „Morgen soll noch einmal gejagt werden.“



Das Schwesterchen aber erschrak gewaltig, als es sah, daß das Rehkälbchen verwundet war. Es wusch ihm das Blut ab, legte Kräuter auf und sprach: „Geh auf dein Lager, lieb' Rehchen, daß du wieder heil wirst.“ Die Wunde aber war so gering, daß das Rehchen am Morgen nichts mehr davon spürte. Und als es die Jagdlust wieder draußen hörte, sprach es: „Ich kann's nicht anshalten, ich muß dabei sein; so bald soll mich auch keiner kriegen.“ Das Schwesterchen weinte und sprach: „Nun werden sie dich töten und ich bin hier allein im Wald und verlassen von aller Welt; ich laß dich nicht hinaus.“ „So sterb' ich dir hier vor Betrübniß,“ antwortete das Rehchen, „wenn ich das Hifthorn höre, so mein' ich, ich müßt' aus den Schuhen springen!“ Da konnte das Schwesterchen nicht anders und schloß ihm mit schwerem Herzen die Türe auf und das Rehchen sprang gesund und fröhlich in den Wald. Als es der König erblickte, sprach er zu seinen Jägern: „Nun jagt ihm nach den ganzen Tag bis in die Nacht, aber daß ihm keiner etwas zuleide thut.“ Wie die Sonne untergegangen war, da sprach der König zum Jäger: „Nun komm und zeige mir das Waldhäuschen.“ Und als er vor dem Türlein war, klopfte er an und rief: „Lieb' Schwesterlein, laß mich herein.“

Da gieng die Türe auf und der König trat hinein, und da stand ein Mädchen, das war so schön, wie er noch keines erblickt hatte. Das Mädchen erschrak, als es sah, daß nicht sein Rehlein, sondern ein Mann hereinkam, der eine goldene Krone auf dem Haupt hatte. Aber der König sah es freundlich an, reichte ihm die Hand und sprach: „Willst du mit mir gehen auf mein Schloß und meine liebe Frau sein?“ „Ach ja,“ antwortete das Mädchen, „aber das Rehchen muß auch mit, das verlaß ich nicht.“ Sprach der König: „Es soll bei dir bleiben, solange du lebst, und soll ihm an nichts fehlen.“ Indem kam es hereingesprungen, da band es das Schwesterchen wieder an das Büfenseil, nahm es selbst in die Hand und gieng mit ihm aus dem Waldhäuschen fort.

Der König nahm das schöne Mädchen auf sein Pferd und führte es in sein Schloß, wo die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde, und war es nun die Frau Königin und lebten sie lauge Zeit vergnügt zusammen; das Rehlein ward gehegt und gepflegt und sprang in dem Schloßgarten herum. Die böse Stiefmutter aber, um derentwillen die Kinder in die Welt hineingegangen waren, die meinte nicht anders, als Schwesterchen wäre von den wilden Tieren im Walde zerrissen worden und Brüderchen als ein Rehkälb von den Jägern totgeschossen.

Als sie nun hörte, daß sie so glücklich waren und es ihnen so wohl gieng, da wurden Neid und Mißgunst in ihrem Herzen rege und ließen ihr keine Ruhe,

und sie hatte keinen anderen Gedanken, als wie sie es beiden doch noch ins Unglück bringen konnte. Ihre rechte Tochter, die hübsch war wie die Nacht und nur ein Auge hatte, die machte ihr Vorwürfe und sprach: „Eine Königin zu werden, das Glück hatte mir gebührt.“ „Sei nur still,“ sagte die Alte und sprach sie zufrieden, „wenn's Zeit ist, will ich schon bei der Hand sein.“ Als nun die Zeit herangerückt war, und die Königin ein schönes Knablein zur Welt gebracht hatte und der König gerade auf der Jagd war, nahm die alte Hexe die Gestalt der Kammerfrau an, trat in die Stube, wo die Königin lag, und sprach zu der Kranken: „Kommt, das Bad ist fertig, das wird euch wohlthun und frische Kräfte geben, geschwind, ehe es kalt wird.“ Ihre Tochter war auch bei der Hand, sie trugen die schwache Königin in die Baderube und legten sie in die Waune, dann schlossen sie die Thüre ab und liefen davon. An der Baderube aber hatten sie ein rechtz Hollerleiner angewacht, daß die schöne junge Königin bald erwachen mußte.

Als das geschehen war, nahm die Alte ihre Tochter, setzte ihr eine Haube auf und legte sie ins Bett an der Königin Stelle. Sie gab ihr auch die Gestalt und das Ansehen der Königin, nur das verlorene Auge konnte sie ihr nicht wiedergeben. Damit aber der König es nicht merkte, mußte sie sich auf die Seite legen, wo sie sein Auge hatte. Am Abend, als der König heimkam und hörte, daß ihm ein Söhnlein geboren war, freute er sich herzlich und wollte aus Bett zu seiner lieben Frau gehen, und wollte sehen, was sie machte. Da rief die Alte geschwind: „Beileibe, laßt die Vorhänge zu, die Königin darf noch nicht ins Licht sehen und muß Ruhe haben!“ Der König ging zurück und wußte nicht, daß eine falsche Königin im Bette lag.

Als es aber Mitternacht war und alles schlief, da sah die Kinderfrau die in der Kinderstube neben der Wiege saß und allem noch wachte, wie die Thüre aufging und die rechte Königin hereintrat. Sie nahm das Kind aus der Wiege, legte es in ihren Arm und gab ihm zu trinken. Dann schüttelte sie ihm sein Mißchen, legte es wieder hinein und deckte es mit dem Deckbenden zu. Sie vergaß aber auch das Melken nicht, ging in die Ode, wo es lag, und streichelte ihm über den Nadeln. Darauf ging sie ganz stillschweigend wieder zur Thür hinaus, und die Kinderfrau fragte am andern Morgen die Wächter, ob jemand während der Nacht ins Schloß gegangen wäre, aber sie antworteten: „Nein, wir haben niemand gesehen.“ So kam sie viele Nächte und sprach niemals ein Wort dabei; die Kinderfrau sah sie immer, aber sie getraute sich nicht, jemand etwas davon zu sagen.

Als nun so eine Zeit verfloßen war, da hub die Königin in der Nacht an zu reden und sprach:



Was macht mein Kind,
was macht mein Reh?

Nun konnt' ich noch zweimal und dann nimmermehr.

Die Kinderfrau antwortete ihr nicht, aber als sie wieder verschwunden war, ging sie zum König und erzählte ihm alles. Sprach der König: „Ach Gott, was ist das! Ich will in der nächsten Nacht bei dem Kinde wachen.“ Abends ging

er auch in die Kinderstube, aber um Mitternacht erschien die Königin wieder und sprach:

„Was macht mein Kind, was macht mein Knecht?
Kann komm' ich noch einmal und dann nimmermehr.“

Und pflegte dann des Kindes, wie sie gewöhnlich tat, ehe sie verschwand. Der König getraute sich nicht, sie anzureden, aber er wachte auch in der folgenden Nacht. Sie sprach abermals:

„Was macht mein Kind, was macht mein Knecht?
Kann komm' ich noch diesmal und dann nimmermehr.“

Da konnte sich der König nicht zurückhalten, sprang zu ihr und sprach: „Du kannst niemand anders sein als meine liebe Frau.“ Da antwortete sie: „Ja, ich bin deine liebe Frau“, und hatte in dem Augenblick durch Gottes Gnade das Leben wieder erhalten, war frisch, rot und gesund. Darauf erzählte sie dem König den Trevel, den die böse Here und ihre Tochter an ihr verübt hatten. Der König ließ beide vor Gericht führen, und es ward ihnen das Urtheil gesprochen. Die Tochter ward in den Wald geführt, wo sie die wilden Tiere zerrissen, die Here aber ward ins Feuer gelegt und mußte jammervoll verbrennen. Und wie sie zu Asche verbrannt war, verwandelte sich auch das Kehlälchchen und erhielt seine menschliche Gestalt wieder; Schwesterchen und Brüderchen aber lebten glücklich zusammen bis an ihr Ende.



Die drei Männlein im Walde.



Es war ein Mann, dem starb seine Frau, und eine Frau, der starb ihr Mann; und der Mann hatte eine Tochter und die Frau hatte auch eine Tochter. Die Mädchen waren miteinander bekannt und gingen zusammen spazieren und kamen hernach zu der Frau ins Haus. Da sprach sie zu des Mannes Tochter: „Hör', sag' deinem Vater, ich wollt ihn heiraten, dann sollst du jeden Morgen dich in Milch waschen und Wein trinken, meine Tochter aber soll sich im Wasser waschen und Wasser trinken.“ Das Mädchen ging nach Haus und erzählte seinem Vater, was die Frau gesagt hatte. Der Mann sprach: „Was soll ich tun? Das Heiraten ist eine Freude und ist auch eine Qual.“ Endlich, weil er keinen Entschluß fassen konnte, zog er seinen Stiefel aus und sagte: „Nimm diesen Stiefel, der hat an der Sohle ein Loch, geh damit auf den Boden, häng' ihn an den großen Nagel und gieß dann Wasser hinein. Hält er das Wasser, so will ich wieder eine Frau nehmen, läuft's

aber durch so will ich nicht. Das Mädchen tat, wie ihm geboten war; aber das Wasser zog das Loch zusammen, und der Stiel ward voll bis obenhin. Es vermundigte seinem Vater, wie's ausgefallen war. Da hing er selbst hinan, und als er sah, daß es keine Nichtigkeit hatte, ging er zur Witwe und freite sie, und die Hochzeit ward gehalten.

Am andern Morgen, als die beiden Mädchen sich anjmachten, da stand vor des Mannes Tochter Milch zum Waschen und Wein zum Trinken, vor der Frau Tochter aber stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken. Am zweiten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken so gut vor des Mannes Tochter als vor der Frau Tochter. Und am dritten Morgen stand Wasser zum Waschen und Wasser zum Trinken vor des Mannes Tochter, und Milch zum Waschen und Wein zum Trinken vor der Frau Tochter, und dabei blieb's. Die Frau ward ihrer Stieftochter spinnefeind und wußte nicht, wie sie es ihr von einem Tag zum andern schlimmer machen sollte. Auch war sie neidisch, weil ihre Stieftochter schon und lieblich war, ihre rechte Tochter aber häßlich und widerlich.

Einmal im Winter, als es steinhart gefroren hatte und Berg und Tal vollgeschneit lagen, machte die Frau ein Kleid von Papier, rief dann das Mädchen und sprach: „Da, zieh das Kleid an und geh in den Wald und hol' mir ein Körbchen voll Erdbeeren; ich habe Lust danach.“ „Du lieber Gott,“ sagte das Mädchen, „im Winter wachsen ja keine Erdbeeren, die Erde ist gefroren, und der Schnee hat auch alles zugedeckt. Und warum soll ich in dem Papierkleide gehen? Es ist draußen so kalt, daß einem der Atem friert, da weht ja der Wind hindurch und die Dornen reißen mir's vom Leib.“ „Willst du mir noch widersprechen?“ jagte die Stiefmutter, „mach', daß du fortkommst, und laß dich nicht eher wieder sehen, als bis du das Körbchen voll Erdbeeren hast.“ Dann gab sie ihm noch ein Stückchen hartes Brot und sprach: „Davon lammst du den Tag über essen“, und dachte, „draußen wird's errieren und verhungern und mir nimmermehr wieder vor die Augen kommen.“

Und war das Mädchen gehoriam, tat das Papierkleid an und ging mit dem Körbchen hinaus. Da war nichts als Schnee die Weite und Breite, und war kein grünes Hälndchen zu merken. Als es in den Wald kam, sah es ein kleines Hänzchen, daraus guckten drei kleine Hantlemännchen. Es trat heran, wünschte ihnen die Tageszeit und klopfte an die Tür. Sie riefen herem, und es ging in die Stube und setzte sich an die Bank am Ofen; da wollte es sich warmen und sein Arnhünd essen. Die Hantlemännchen sprachen: „Gib uns auch etwas davon.“ „Gerne“, sprach es, teilte sein Stückchen Brot entzwei und gab ihnen die Hälfte. Sie fragten: „Was willst du zur Winterszeit in deinem



dünne Kleidchen hier im Wald?" „Ach," antwortete es, „ich soll ein Körbchen voll Erdbeeren suchen, und darf nicht eher nach Hause kommen, als bis ich es mitbringe." Als es nun sein Brot gegessen hatte, gaben sie ihm einen Besen und sprachen: „Nehre damit an der Hintertüre den Schnee weg." Wie es aber draußen war, sprachen die drei Mäunerchen untereinander: „Was sollen wir ihm schenken, weil es so artig und gut ist und sein Brot mit uns geteilt hat?" Da sagte der erste: „Ich schenk' ihm, daß es jeden Tag schöner wird." Der zweite sprach: „Ich schenk' ihm, daß Goldstücke ihm aus dem Mund fallen, so oft es ein Wort spricht." Der dritte sprach: „Ich schenk' ihm, daß ein König kommt und es zu seiner Gemahlin nimmt."

Das Mädchen aber tat, wie die Hanlemäunerchen gesagt hatten, lehrte mit dem Besen den Schnee hinter dem kleinen Hause weg, und was glaubt ihr wohl, daß es gefunden hat? Lauter reife Erdbeeren, die ganz dunkelrot aus dem Schnee hervorkamen. Da raffte es in großer Freude sein Körbchen voll, dankte den kleinen Männern, lief nach Haus und wollte es der Stiefmutter bringen. Als es eintrat und „guten Abend" sagte, fiel ihm gleich ein Goldstück aus dem Mund. Darauf erzählte es, was ihm im Walde begegnet war, aber bei jedem Worte, das es sprach, fielen ihm die Goldstücke aus dem Mund, so daß bald die ganze Stube damit bedeckt ward. „Nun sehe einer den Übermut," rief die Stiefschwester, „das Geld so hinzuverwerfen!"; aber heimlich war sie neidisch darüber und wollte auch hinaus in den Wald und Erdbeeren holen. Die Mutter sprach: „Nein, mein liebes Töchterchen, es ist zu fatt, du könntest mir



erfrieren." Weil sie ihr aber keine Ruhe ließ, so gab die Mutter endlich nach, machte einen prächtigen Fetzrock, den es anziehen mußte und gab ihr Butterbrot und Kuchen mit auf den Weg.

Das Mädchen ging in den Wald und gerade auf das kleine Hänschen zu. Die drei kleinen Hanlemäuner quakten wieder, aber es grüßte sie nicht, und

ohne sich nach ihnen umzusehen, stolperte es in die Stube hinein, setzte sich an den Ofen und fing an, sein Butterbrot und seinen Kuchen zu essen. „Gib uns etwas davon!“ riefen die Kleinen, aber es antwortete: „Es schickt mir selber



nicht, wie kann ich andern noch davon abgeben?“ Als es fertig war mit dem Essen, sprachen sie: „Da hast du einen Besen, fehr' uns drauſen vor der Hintertür rein.“ „Ei, tehr' euch selber,“ antwortete es, „ich bin eure Magd nicht.“ Wie es sah, daß sie ihm nichts ſchenken wollten, ging es zur Tür hinaus. Da sprachen die kleinen Männer untereinander: „Was ſollen wir ihm ſchenken, weil es ſo unartig iſt und ein böſes, neidiſches Herz hat, das niemand etwas gönnt?“ Der erſte ſprach: „Ich ſchent' ihm, daß es jeden Tag häßlicher wird.“ Der zweite ſprach: „Ich ſchent' ihm, daß bei jedem Wort, das es ſpricht, eine Kröte aus dem Munde ſpringt.“ Der dritte ſprach: „Ich ſchent' ihm, daß es eines unglücklichen Todes ſtirbt.“ Das Mädchen ſuchte drauſen nach Erdbeeren, als es aber keine fand, ging es verdrießlich nach Hauſe. Und wie es den Mund aufſtat und ſeiner Mutter erzählen wollte, was ihm im Walde begegnet war, da ſprang ihm bei jedem Wort eine Kröte aus dem Mund, ſo daß alle einen Abſcheu vor ihm bekamen.

Nun argerte sich die Stiefmutter noch viel mehr und dachte nur daran, wie sie der Tochter des Mannes alles Herzleid antun wollte, deren Schönheit doch alle Tage größer ward. Endlich nahm sie einen Kessel, setzte ihn zum Feuer und jott Garn darin. Als es gejotten war, hing sie es dem armen Mädchen auf die Schulter und gab ihm eine Art dazu, damit sollte es auf den gefrorenen Fluß gehen, ein Eisloch bauen und das Garn schittern. Es war gehorsam, ging hin und machte ein Loch in das Eis, und als es mitten im Haden war, kam ein prächtiger Wagen hergefahren, worin der König saß. Der Wagen hielt still und der König fragte: „Wem stund, wer bist du? und was machst du da?“ „Ich bin ein armes verlassenes Mädchen und schitterte Garn.“ Da fühlte der König Mitleiden, und als er sah, wie es so gar schon war, sprach er: „Willst du mit mir fahren?“ „Ach ja, von Herzen gern“, antwortete es, denn es war froh, daß es der Mutter und Schwester aus den Augen kommen sollte.

Also stieg es in den Wagen und fuhr mit dem König fort, und als sie auf sein Schloß gekommen waren, ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert, wie es die kleinen Männlein dem Mädchen geschenkt hatten. Über ein Jahr gebar die junge Königin einen Sohn, und als die Stiefmutter von dem großen Glück gehört hatte, so kam sie mit ihrer Tochter in das Schloß und tat, als wollte sie einen Besuch machen. Als aber der König einmal hinausgegangen und sonst niemand zugegen war, packte das böse Weib die Königin am Kopf, und ihre Tochter packte sie an den Füßen, hoben sie aus dem Bett und warfen sie zum Fenster hinaus in den vorbeischießenden Strom. Darauf legte sich ihre häßliche Tochter ins Bett und die Alte deckte sie zu bis über den Kopf. Als der König wieder zurückkam und mit seiner Frau sprechen wollte, rief die Alte: „Still, still, jetzt geht das nicht, sie liegt in starkem Schweiß, Ihr müßt sie heute ruhen lassen.“ Der König dachte nichts Böses dabei und kam erst den andern Morgen wieder, und wie er mit seiner Frau sprach und sie ihm Antwort gab, sprang bei jedem Wort eine Kröte hervor, während sonst ein Goldstück herausgefallen war. Da fragte er, was das wäre, aber die Alte sprach: „Das hatte sie von dem starken Schweiß getriegt und wurde sich schon wieder verlieren.“

In der Nacht aber sah der Küchenjunge, wie eine Gans durch die Gasse geschwommen kam, die sprach:

„König, was machst du?
Schläfst du oder wachst du?“

Und als sie keine Antwort erhielt, sprach sie:

„Was machen meine Gänse?“

Da antwortete der Küchenjunge:

„Sie schlafen feste.“

Frage sie weiter:

„Was macht mein Kindelein?“

Antwortete er:

„Es schläft in der Wiege fein.“

Da ging sie in der Königin Gestalt hinauf, gab ihm zu trinken, schüttelte ihm sein Bettchen, deckte es zu und schwamm als Ente wieder durch die Gasse fort. So kam sie zwei Nächte, in der dritten sprach sie zu dem Küchenjungen: „Geh und sage dem König, daß er sein Schwert nimmt und auf der Schwelle dreimal über mir schwingt.“ Da lief der Küchenjunge und sagte es dem König, der kam mit seinem Schwert und schwang es dreimal über dem Geist: und beim drittenmal stand seine Gemahlin vor ihm, frisch, lebendig und gesund, wie sie vorher gewesen war.

Nun war der König in großer Freude, er hielt aber die Königin in einer Kammer verborgen bis auf den Sonntag, wo das Kind getauft werden sollte. Und als es getauft war, sprach er: „Was gehört einem Menschen, der den andern aus dem Bett trägt und ins Wasser wirft?“ „Nichts Besseres,“ antwortete die Alte, „als daß man den Bösewicht in ein Faß steckt, das mit Nägeln ausge schlagen ist, und den Berg hinab ins Wasser rollt.“ Da sagte der König: „Du hast dein Urteil gesprochen“, ließ ein solches Faß holen und die Alte mit ihrer Tochter hineinstecken, dann ward der Boden zugehämmert und das Faß bergab gefollert, bis es in den Fluß rollte.



Die drei Spinnerinnen.

Es war ein Mädchen laut und wollte nicht spinnen, und die Mutter mochte sagen, was sie wollte, sie konnte es nicht dazu bringen. Endlich übernahm die Mutter einmal Zorn und Ungeduld, daß sie ihm Schläge gab, worüber es laut zu weinen anfing. Nun fuhr gerade die Königin vorbei, und als sie das Weinen hörte, ließ sie anhalten, trat in das Haus und fragte die Mutter, warum sie ihre Tochter schläge, daß man sie draußen auf der Straße schreien hörte. Da schämte sich die Frau, daß sie die Faulheit ihrer Tochter offenbaren sollte und sprach: „Ich kann sie nicht vom Spinnen abbringen, sie will immer und ewig spinnen, und ich bin arm und kann den Flachs nicht herbeischaffen.“ Da antwortete die Königin: „Ich höre nichts lieber als spinnen und bin nicht vergnügter, als wenn die Mäder schnurren: gebt mir eure Tochter mit ins Schloß, ich habe Flachs genug, da soll sie spinnen, soviel sie Lust hat.“ Die Mutter war's von Herzen gerne zufrieden, und die Königin nahm das Mädchen mit. Als sie ins Schloß gekommen waren, führte sie es hinauf zu drei Kammern, die lagen von unten bis oben voll vom schönsten Flachs. „Nun spinne mir diesen Flachs,“ sprach sie, „und wenn du es fertigbringst, so sollst du meinen ältesten Sohn zum Gemahl haben; bist du gleich arm, so ach! ich nicht darauf, dein unverdrossner Fleiß ist Ausbaltung genug.“ Das Mädchen erschrak immertoch, denn es konnte den Flachs nicht spinnen, und war's dreihundert Jahre alt geworden und hatte jeden Tag vom Morgen bis Abend dabeigesessen. Als es nun allein war, fing es an zu weinen und saß so drei Tage, ohne die Hand zu rühren. Am dritten Tage kam die Königin, und als sie sah, daß noch nichts gesponnen war, verwunderte sie sich, aber das Mädchen entschuldigte sich damit, daß es vor großer Betrübniß über die Entfernung aus seiner Mutter Hause noch nicht hatte anfangen können. Das ließ sich die Königin gefallen, sagte aber beim Weggehen: „Morgen mußt du mir anfangen zu arbeiten.“

Als nun das Mädchen wieder allein war, wußte es sich nicht mehr zu raten und zu helfen und trat in seiner Betrübniß vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen, davon hatte die erste einen breiten Platschfuß, die zweite hatte eine so große Unterlippe, daß sie über das Kinn herunterhing, und die dritte hatte einen breiten Damm. Sie blieben vor dem Fenster stehen, schauten hinauf



und fragten das Mädchen, was ihm fehlte. Es klagte ihnen seine Not, da trugen sie ihm ihre Hilfe an und sprachen: „Willst du uns zur Hochzeit einladen, dich unser nicht schämen und uns deine Wasen heißen, auch an deinen Tisch setzen, so wollen wir dir den Flachs wegspinnen, und das in kurzer Zeit.“ „Von Herzen gern,“ antwortete es, „kommt nur herein und fangt gleich die Arbeit an.“ Da ließ es die drei seltsamen Weiber herein und machte in der ersten Kammer eine Lücke, wo sie sich hinsetzten und ihr Spinnen anhuben. Die eine zog den Faden und trat das Rad; die andere netzte den Faden, die dritte drehte ihn und schlug mit dem Finger auf den Tisch, und sooft sie schlug, fiel eine

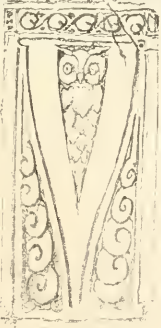
Zahl Garn zur Erde, und das war ans feinste gesponnen. Vor der Königin verberg sie die drei Spinnerinnen und zeigte ihr, woßt sie kam, die Menge des gesponnenen Garns, daß diese des Lobes kein Ende fand. Als die erste Kammer leer war, ging's an die zweite, endlich an die dritte, und die war auch bald aufgeräumt. Nun nahmen die drei Weiber Abschied und sagten zum Mädchen: „Vergiß nicht, was du uns versprochen hast, es wird dem Glück sein.“

Als das Mädchen der Königin die leeren Kammern und den großen Haufen Garn zeigte, richtete sie die Hochzeit aus, und der Bräutigam irente sich, daß er eine so geschickte und fleißige Frau betame und lobte sie gewaltig. „Ich habe drei Vajen,“ sprach das Mädchen, „und da sie mir viel Gutes getan haben, so wollte ich sie nicht gern in meinem Glück vergessen; ertaubt doch, daß ich sie zu der Hochzeit einlade, und daß sie mit an dem Tisch sitzen.“ Die Königin und der Bräutigam gaben ihre Einwilligung. Als nun das Fest anhub, traten die drei Jungfern in wunderlicher Tracht herein, und die Braut sprach: „Seid willkommen, liebe Vajen.“ „Ach,“ sagte der Bräutigam, „wie kommst du zu der gartigen Fremdschaft?“ Darauf ging er zu der einen mit dem breiten Platsfuß und fragte: „Wovon habt ihr einen solchen breiten Fuß?“ „Vom Treten,“ antwortete sie, „vom Treten.“ Da ging der Bräutigam zur zweiten und sprach: „Wovon habt ihr nur die herunterhangende Lippe?“ „Vom Leden,“ antwortete sie, „vom Leden.“ Da fragte er die dritte: „Wovon habt ihr den breiten Dammen?“ „Vom Fadenrehen,“ antwortete sie, „vom Fadenrehen.“ Da erschrak der Königssohn und sprach: „So soll mir nun und nimmermehr meine schöne Braut ein Spinnrad anrühren.“ Damit war sie das bose Glucks-
spinnen los.





Hänsel u. Gretel.



or einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit seiner Frau und seinen zwei Kindern: das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel. Er hatte wenig zu beißen und zu brechen, und einmal, als große Tenerung ins Land kam, konnte er auch das tägliche Brot nicht mehr schaffen. Wie er sich nun abends im Bett Gedanken machte und sich vor Sorgen herumwälzte, seufzte er und sprach zu seiner Frau: „Was soll aus uns werden? Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?“

„Weißt du was, Mann,“ antwortete die Frau, „wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dichtsten ist, da machen wir ihnen ein Feuer an und geben jedem noch ein Stückchen Brot, dann gehen wir an unsere Arbeit und lassen sie allein. Sie finden den Weg nicht wieder nach Hans und wir sind sie los.“ „Nein, Frau,“ sagte der Mann, „das tue ich nicht; wie sollt' ich's übers Herz bringen meine Kinder im Walde allein zu lassen, die wilden Tiere würden bald kommen und sie zerreißen.“ „O du Narr,“ sagte sie, „dann müssen wir alle vier Hungers sterben; da laßst nur die Bretter für die Sarge hobeln“, und ließ ihm keine Ruhe, bis er einwilligte. „Aber die armen Kinder dauern mich doch“, sagte der Mann.

Die zwei Kinder hatten vor Hunger auch nicht einschlafen können und hatten auch gehört, was die Stiefmutter zum Vater gesagt hatte. Gretel weinte bittere Tränen und sprach zu Händel: „Nun ist's um uns geschehen.“ „Still, Gretel,“ sprach Händel, „gräme dich nicht, ich will uns schon helfen.“ Und als die Alten eingeschlafen waren, stand er auf, zog sein Rocklein an, machte die Untertüre auf und schlich sich hinaus. Da schien der Mond ganz helle, und die weißen Kieselsteine, die vor dem Haus lagen, glänzten wie lamper Wagen. Händel bückte sich und steckte so viel in sein Rocktäschlein, als nur hineinwollten. Dann ging er wieder zurück, sprach zu Gretel: „Sei getroßt, liebes Schwesterchen, und schlaß mir ruhig ein, Gott wird uns nicht verlassen“, und legte sich wieder in sein Bett.

Als der Tag anbrach, noch ehe die Sonne aufgegangen war, kam schon die Frau und weckte die beiden Kinder. „Steht auf, ihr Fantenzer, wir wollen in den Wald gehen und Holz holen.“ Dann gab sie jedem ein Stückchen Brot und sprach: „Da habt ihr etwas für den Mittag, aber eßt's nicht vorher auf, weiter kriegt ihr nichts.“ Gretel nahm das Brot unter die Schürze, weil Händel die Steine in der Tasche hatte. Danach machten sie sich alle zusammen auf den Weg nach dem Wald. Als sie ein Weilchen gegangen waren, stand Händel still und guckte nach dem Haus zurück und tat das wieder und immer wieder. Der Vater sprach: „Händel, was guckst du da und bleibst zurück, hab' acht und vergiß deine Beine nicht.“ „Ach, Vater,“ sagte Händel, „ich sehe nach meinem weißen Käzchen, das sitzt oben auf dem Dach und will mir Ade sagen.“ Die Frau sprach: „Narr, das ist dein Käzchen nicht, das ist die Morgenröthe, die auf den Schornstein scheint.“ Händel aber hatte nicht nach dem Käzchen gesehen, sondern immer einen von den blanken Kieselsteinen aus seiner Tasche auf den Weg geworfen.

Als sie mitten in den Wald gekommen waren, sprach der Vater: „Nun sammelt Holz, ihr Kinder, ich will ein Feuer anmachen, damit ihr nicht friert.“

Hänfel und Gretel trugen Keifig zusammen, einen kleinen Berg hoch. Das ward angezündet, und als die Flamme recht hochbrannte, sagte die Frau: „Nun legt euch ans Feuer, ihr Kinder, und ruht euch ans, wir gehen in den Wald und hauen Holz. Wenn wir fertig sind, kommen wir wieder und holen euch ab.“

Hänfel und Gretel saßen am Feuer, und als der Mittag kam, aß jedes sein Stücklein Brot. Und weil sie die Schläge der Holzart hörten, so glaubten sie, ihr Vater wäre in der Nähe. Es war aber nicht die Holzart, es war ein Ast, den er an einen dünnen Baum gebunden hatte, und den der Wind hin und her schlug. Und als sie so lange gegessen hatten, fielen ihnen die Augen vor



Müdigkeit zu, und sie schliefen feil ein. Als sie endlich erwachten, war es schon finstere Nacht. Gretel fing an zu weinen und sprach: „Wie sollen wir nun aus dem Wald kommen!“ Hänsel aber tröstete sie: „Wart' mir ein Weilchen, bis der Mond aufgegangen ist, dann wollen wir den Weg schon finden.“ Und als der volle Mond aufgehtien war, so nahm Hänsel sein Schwesterchen an der Hand und ging den Kieselsteinen nach, die schimmerten wie neugeichlagene Baken und zeigten ihnen den Weg. Sie gingen die ganze Nacht hindurch und kamen bei anbrechendem Tag wieder zu ihres Vaters Haus. Sie klopfen an die Thür, und als die Frau aufmachte und sah, daß es Hänsel und Gretel war, sprach sie: „Ihr bösen Kinder, was habt ihr so lange im Walde geschlafen, wir haben geglaubt, ihr woltet gar nicht wiederkommen.“ Der Vater aber ireute sich, denn es war ihm zu Herzen gegangen, daß er sie so allein zurückgelassen hatte.

Nicht lange danach war wieder Not in allen Wäldern, und die Kinder hörten, wie die Mutter nachts im Bette zu dem Vater sprach: „Alles ist wieder aufgezehrt, wir haben noch einen halben Laib Brot, hernach hat das Vieh ein Ende. Die Kinder müssen fort, wir wollen sie tiefer in den Wald hinein führen, damit sie den Weg nicht wieder herausfinden; es ist sonst keine Rettung für uns.“ Dem Mann fiel's schwer aufs Herz und er dachte: „Es wäre besser, daß du den letzten Bissen mit deinen Kindern theiltest.“ Aber die Frau hörte auf nichts, was er sagte, schalt ihn und machte ihm Vorwürfe. Wer A sagt, muß auch B sagen, und weil er das erstemal nachgegeben hatte, so mußte er es auch zum zweitenmal.

Die Kinder waren aber noch wach gewesen und hatten das Gespräch mit angehört. Als die Alten schliefen, stand Hänsel wieder auf, wollte hinaus und Kieselsteine auflesen wie das vorigemal, aber die Frau hatte die Thür verschlossen, und Hänsel konnte nicht heraus. Aber er tröstete sein Schwesterchen und sprach: „Weine nicht, Gretel, und schlaf mir ruhig, der liebe Gott wird uns schon helfen.“

Am frühen Morgen kam die Frau und holte die Kinder aus dem Bett. Sie erhielten ihr Stückchen Brot, das war aber noch kleiner als das vorigemal. Auf dem Wege nach dem Walde bröckelte es Hänsel in der Tasche, stand oft still und warf ein Bröcklein auf die Erde. „Hänsel, was stehst du und guckst dich um,“ sagte der Vater, „geh deiner Wege.“ „Ach sehe nach meinem Taubchen, das sitzt auf dem Dache und will mir Aa jagen“, antwortete Hänsel. „Narr,“ sagte die Frau, „das ist dein Taubchen nicht, das ist die Morgenröthe, die auf den Schornstein schein.“ Hänsel aber warf nach und nach alle Bröcklein auf den Weg.

Die Frau führte die Kinder noch tiefer in den Wald, wo sie ihr Lebtag noch nicht gewesen waren. Da ward wieder ein großes Feuer angemacht und die Mutter sagte: „Bleibt nur dafitzen, ihr Kinder, und wenn ihr müde seid, könnt ihr ein wenig schlafen; wir gehen in den Wald und hauen Holz, und abends, wenn wir fertig sind, kommen wir und holen euch ab.“ Als es Mittag war, teilte Gretel ihr Brot mit Händel, der sein Stück auf den Weg gestreut hatte. Dann schliefen sie ein, und der Abend verging, aber niemand kam zu den armen Kindern. Sie erwachten erst in der finstern Nacht, und Händel tröstete sein Schwesterchen und sagte: „Wart' nur, Gretel, bis der Mond aufgeht, dann werden wir die Brotbröcklein sehen, die ich ausgestreut habe, die zeigen uns den Weg nach Haus.“ Als der Mond kam, machten sie sich auf, aber sie fanden keine Bröcklein mehr, denn die viel tausend Vögel, die im Wald und in Felde umherflogen, die hatten sie weggepickt. Händel sagte zu Gretel: „Wir werden den Weg schon finden“, aber sie fanden ihn nicht. Sie gingen die ganze Nacht und noch einen Tag von Morgen bis Abend, aber sie kamen aus dem Wald nicht heraus und waren so hungrig, denn sie hatten nichts als die paar Beeren, die auf der Erde standen. Und weil sie so müd waren, daß die Beine sie nicht mehr tragen wollten, so legten sie sich unter einen Baum und schliefen ein.

Nun war's schon der dritte Morgen, daß sie ihres Vaters Haus verlassen hatten. Sie fingen wieder an zu gehen, aber sie gerieten immer tiefer in den Wald und waren nahe daran zu verschmachten. Als es Mittag war, sahen sie ein schönes schneeweißes Vöglein auf einem Ast sitzen, das saug so schön, daß sie stehenblieben und ihm zuhörten. Dann schwang es seine Flügel und flog vor ihnen her, und sie gingen ihm nach, bis sie zu einem Häuschen gelangten, auf dessen Dach es sich setzte, und als sie nahe kamen, so sahen sie, daß das Häuslein ganz aus Brot gebaut war und mit Kuchen gedeckt, aber die Fenster waren von hellem Zucker. „Da wollen wir uns draunmachen“, sprach Händel, „und eine gute Mahlzeit halten. Ich will ein Stück vom Dach essen, Gretel, iß du vom Fenster, das ist süß.“ Händel reichte in die Höhe und brach sich ein wenig vom Dach ab, um zu versuchen, wie es schmeckte, und Gretel stellte sich an die Scheiben und knupperte daran. Da rief eine feine Stimme aus der Stube:

„Knupper, knupper, knaischen,
Wer knuppert an meinem Hänschen?“

Die Kinder antworteten:

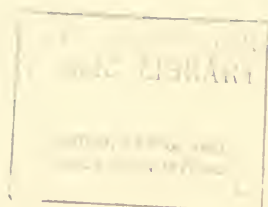
„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind“,

und aßen weiter, ohne sich irremachen zu lassen. Haniel, dem das Dach sehr gut schmeckte, riß sich ein großes Stück davon herunter, und Gretel stieß eine ganze runde Fensterherbe heraus, leckte sich und tat sich wohl damit. Da ging auf einmal die Türe auf und eine steinalte Frau, die sich auf eine Stude stützte, kam herangehlichen. Haniel und Gretel erschrafen so gewaltig, daß sie fallen sahen, was sie in den Händen hielten. Die Alte aber wackelte mit dem Kopfe und sprach: „Wi, ihr lieben Kinder, wer hat euch hierhergebracht? Kommt nur herein und bleibt bei mir, ihr sollt's gut haben.“ Sie laßte beide an der Hand und führte sie in ihr Häuschen. Da ward gutes Essen angetragen, Milch und Pfannkuchen mit Zucker, Apfel und Kisse. Hernach wurden zwei schöne Bettlein weiß gedeckt, und Haniel und Gretel legten sich hinein und meinten, sie wären im Himmel.

Die Alte hatte sich nur so freundlich ange stellt, sie war aber eine böse Hecre, die den Kindern auf lauerte, und hatte das Brothänlein bloß gebaut, um sie herbeizuloden. Wenn eins in ihre Gewalt kam, so machte sie es tot, lochte es und aß es, und das war ihr ein Festtag. Als Haniel und Gretel sich dem Hause genähert hatten, da hatte sie boshaft gelacht und hohnsüch angerufen: „Die sollen mir nicht entwischen!“ Frühmorgens, ehe die Kinder erwacht waren, stand sie schon auf, und als sie beide so lieblich ruhen sah, mit den vollen roten Backen, so murmelte sie vor sich hin: „Das wird ein guter Witten werden.“ Da packte sie Haniel mit ihrer durren Hand und trug ihn in einen kleinen Stall. Er mochte schreien, wie er wollte, es half ihm nichts: sie sperre ihn mit einer Gittertüre ein. Dann ging sie zu Gretel, rüttelte sie wach und rief: „Willst du aufstehen, Hantzenrind, du sollst Wasser holen und deinem Bruder etwas Gutes kochen, der sitzt im Stall und soll fett werden. Und wenn er fett ist, so will ich ihn essen.“ Gretel fing an bitterlich zu weinen, aber es war alles vergeblich, sie mußte tun, was die böse Hecre verlangte.

Nun ward dem armen Hänsel das beste Essen gelocht, aber Gretel bekam nichts als Krebschalen. Jeden Morgen schlich die Alte zu dem Stallchen und rief: „Haniel, streck' deine Finger heraus, damit ich fühle, ob du bald fett bist!“ Haniel streckte ihr aber ein Knöchlein heraus, und die Alte, die trübe Augen hatte, konnte es nicht sehen und meinte, es wären Haniels Finger und verwunderte sich, daß er gar nicht fett werden wollte. Als vier Wochen herum waren und Haniel immer mager blieb, da vernahm sie die Ungeduld, und sie wollte nicht länger warten. „Geda Gretel,“ rief sie dem Mädchen zu, „sei flink und trag' Wasser, Haniel mag fett oder mager sein, morgen will ich ihn schlachten und kochen!“ Ach, wie jammerte das arme Schwesterchen, als es das Wasser tragen mußte und wie floßen ihm die Tränen über die Backen herunter. „Lieber





Gott, hilf uns doch," rief sie aus, „hätten uns nur die wilden Tiere im Wald gefressen, so wären wir doch zusammen gestorben.“ „Spar' nur dein Geplärre," sagte die Alte, „es hilft dir alles nichts."



Frühmorgens mußte Gretel heranz, den Kessel mit Wasser aufhängen und Feuer anzünden. „Erst wollen wir backen," sagte die Alte, „ich habe den Backofen schon eingeheizt und den Teig geknetet." Sie stieß das arme Gretel hinans zu dem Backofen, aus dem die Feuerflammen oben heranzschlugen. „Kriech hinein", sagte die Hexe, „und sieh zu, ob recht eingeheizt ist, damit wir das Brot hineinschießen können." Und wenn Gretel darin war, wollte sie den Ofen zumachen, und Gretel sollte darin braten, und dann wollte sie's auch anessen. Aber Gretel merkte, was sie im Sinn hatte und sprach: „Ich weiß nicht, wie ich's machen soll; wie komm ich da hinein?" „Dumme Gans," sagte die Alte, „die Öffnung ist groß genug, siehst du wohl, ich könnte selbst hinein", kraxelte heran und steckte den Kopf in den Backofen. Da gab ihr Gretel einen Stoß, daß sie weit hineinfuhr, machte die eiserne Tür zu und

schob den Kiegel vor. Hu! da hing sie an zu heuten, ganz grauſelich; aber Gretel lief fort, und die gottloſe Here mußte elendiglich verbrennen.

Gretel aber lief ſchnurſtrachs zum Hänel, öffnete ſein Stallchen und rief: „Hänel, wir ſind erloſt, die alte Here iſt tot.“ Da ſprang Hänel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird. Wie

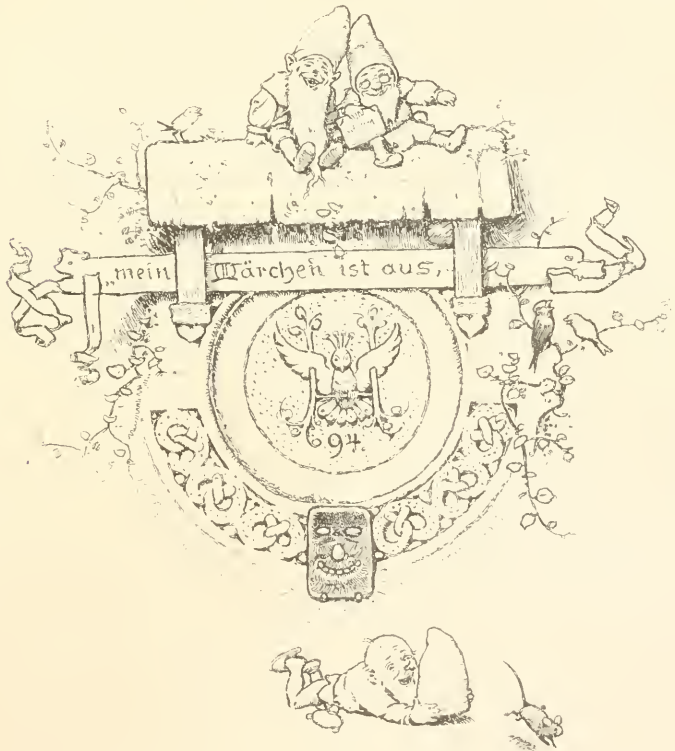


haben ſie ſich gefreut, ſind hernageſprungen und haben ſich geſüßt! Und wenn ſie ſich nicht mehr zu fürchten brauchten, gingen ſie in das Haus der Here hinein, da ſtanden in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelſteinen. „Die ſind noch beſſer als Kieſelſteine“, ſagte Hänel, und ſteckte in ſeine Taſchen, was hineinwollte, und Gretel ſagte: „Ich will auch etwas mit nach Haus bringen“, und füllte ſich ſein Schürzchen voll. „Aber jetzt wollen wir fort“, ſagte Hänel, „damit wir aus dem Herenwald herankommen.“ Als ſie aber ein paar Stunden gegangen waren, gelangten ſie an ein großes Waſſer. „Wir können nicht hinüber“, ſprach Hänel, „ich ſehe keinen Steg und keine Brücke.“ „Es kommt auch kein Schiffehen“, antwortete Gretel, „aber da ſchwimmt eine weiße Gans, wenn ich die bitte, ſo hilft ſie uns hinüber.“ Da rief ſie:

„Entchen, Entchen,
da ſieht Gretel und Hänel.
Mein Steg und keine Brücke,
nimm uns auf deinen weißen Ruten!“

Das Entchen kam auch heran, und Hänel ſetzte ſich auf und bat ſein Schweiterchen, ſich zu ihm zu ſetzen. „Nein“, antwortete Gretel, „es wird dem

Gutchen zu schwer, es soll uns nacheinander hinüberbringen.“ Das tat das gute Tierchen, und als sie glücklich drüben waren und ein Weilchen fortgingen, da kam ihnen der Wald immer bekannter und immer bekannter vor, und endlich erblickten sie von weitem ihres Vaters Hans. Da fingen sie an zu laufen, stürzten in die Stube hinein und fielen ihrem Vater um den Hals. Der Mann hatte keine frohe Stunde gehabt, seitdem er die Kinder im Walde gelassen hatte, die Frau aber war gestorben. Gretel schüttete sein Schürzchen aus, daß die Perlen und Edelsteine in der Stube herumsprangen, und Hänsel warf eine Handvoll nach der andern aus seiner Tasche dazu. Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen. Mein Märchen ist aus, dort lauft eine Maus, wer sie fängt, darf sich eine große Pelzkappe daraus machen.





on dem Fischer und Syner Frau.

a wor mal eens en Fischer
in syne Jen, de waanten
toamen in 'u Biskuit, dicht an
der Zee, in de Fischer ging
alle Dage hen in angeld: in
be angeld in angeld.

Zo seet he of eens by de
Angel in seeg jimmer in dat
blante Water henin: in he seet
in seet.

Do ging de Angel to Grund, deep inner, in as he se hernphaald, so
naald se enen groten Butt berut. Do sad de Butt to em: „Hor' mal, Fischer,
if bidd du, lat my lewen, if bin een rechten Butt, if bin 'n verwinnschten Prinz.
Wat heipt du dat, dat du my dot maakst? if wurr du doch nich recht ineeden:

sette my wedder in dat Water un lat my swimmen.“ „Nu,“ säde de Mann, „du bruust nich so vel Wöör to maken, enen Butt, de spreken kann, hadd ik doch wol swimmen laten.“ Mit des jett't he em wedder in dat blanke Water, do güng de Butt to Grund un teet eenen langen Strypen Blot achter sik. Do stünn de Fische up un güng na syne Fru in'n Pißputt.

„Mann,“ säde de Fru, „heft du hüt niks jungen?“ „Ne,“ säde de Mann, „ik füng enen Butt, de säde he wör en verwünschten Prinz, do hebb ik em wedder swimmen laten.“ „Heft du dy denn niks wünschd?“ säde de Fru. „Ne,“ säde de Mann, „wat schull ik my wünschen?“ „Ach,“ säde de Fru, „dat is doch aewel, hyr man jümmer in'n Pißputt to wanen, dat stinkt un is so eeflig: du haddst uns doch ene lüttje Hütt wünschen funnt. Ga noch hen un roop em: segg em wy waecht 'ne lüttje Hütt hebben, he dait dat gewiß.“ „Ach,“ säde de Mann, „wat schull ik dor noch hen gau?“ „Ja,“ säde de Fru, „du haddst em doch jungen, un heddst em wedder swimmen laten, he dait dat gewiß. Ga ghyt hen.“ De Mann wullt noch nich recht, wullt awerst jyn Fru of nich to wedderen jyn un güng hen nach der See.

Als he dor föm, wör de See ganß grön un gel, un gor nich mehr so blank. So güng he stan un säde:

„Mauntje, Mauntje, Timpe Ze,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru, de Issebill,
will nich so, as ik wol will.“

Da föm de Butt answimmen un säde: „Na, wat will je denn?“ „Ach,“ säde de Mann, „ik hebb dy doch jungen hatt, un säde myn Fru, ik hadd my doch wat wünschen schullt. Se mag nich mehr in'n Pißputt wanen, je wull gern 'ne Hütt.“ „Ga man hen,“ säde de Butt, „je hett je all.“

Do güng de Mann hen, un syne Fru seet nich meer in'n Pißputt, dar stünn awerst ene lüttje Hütt, un syne Fru seet wör de Dör up ene Bänk. Do nöm syne Fru em by de Hand un säde to em: „Kumm man herin, süh, un is dat doch vel beter.“ Do güngen je henin, un in de Hütt was en lüttjen Börplag un ene lüttje herrliche Stuw un Kamer, wo jem eer Bedd stünn, un staek in Spysekamer, allens up dat beste mit Gerädshoppen un up dat schönste upgesteyt. Timtüg un Mischen (Messing), wat sik darin hört. Un achter was of en lüttjen Hof mit Höneren un Mauten, un en lüttjen Gooren mit Grönigfeiten un Aast (Obst). „Süß,“ säde de Fru, „is dat nich nett?“ „Ja,“ säde de Mann, „so schall't bliwen, un waehl wy recht vergnügt lewen.“ „Dat waehl wy uns bedenken“, säde de Fru. Mit des eeten je wat un güngen to Bedd.

So gieng dat wol 'n acht oder veertein Dag, do säd de Fru: „Hör Mann, de Hutt is of gor to eng, un de Hof un de Goorn is so fleen: de Butt hadd uns of wol en grötter Hus identen lunt. M' nich wol in enem groten steneru Stott wauen: ga hen tom Butt, he schall uns en Stot identen.“ „Ach, Fru,“ säd de Mann, „de Hutt is ja god nog; wat waehl wn m' 'n Stott wauen?“ „N' wat,“ säd de Fru, „ga du mau hen, de Butt kann dat jümmer don.“ „Ne, Fru,“ säd de Mann, „de Butt heit uns erit de Hutt gewen, if mag un nich all wedder lauen, den Butt nichd et vordreten.“ „Ga doch,“ säd die Fru, „he laun dat recht god un dait dat geru: ga du mau hen.“ Dem Mann wöer ihn Hart so swor, un wull nich; he säd by sik inhwen, „dat is nich recht“, he gieng awerst doch hen.

Als he an de See kom, wör dat Water gauß vigelett un dunkelblau un grau un did, un gor nich mehr so grün un gel, doch wor't noch still. Do gieng he stau un säd:

„Mannetje, Mannetje, Timpe Ze,
Buttje, Buttje in der See,
mhne Fru, de Njebill,
will nich so, as ik wol will.“

„Na, wat will se dem?“ säd de Butt. „Ach,“ säd de Mann half bedroit, „se will in 'n grot steneru Stott wauen.“ „Ga mau hen, se stait vor de Dor“, säd de Butt.

Da gieng de Mann hen, un dachd, he wult na Hus gan, as he awerst dar kom, so stünn dor 'n groten steneru Ballast, un ihn Fru stünn ewen up de Trepp un wull hemin gan: da nöm se em by de Hand un säd: „Kumm mau herin.“ Mit des gieng he mit ehr hemin, un in dem Stott wor ene grote Dehl mit marwelsteneru Mstern (Gstrich), un dar wören so vel Bedeenters, de reten de groten Dören up, un de Wende wören alt blank un mit ichone Tapeten, un in de Zimmers luter goldne Stöhl un Dischen, un kristallen Kronluchters hingen an dem Baehn, un so wöer dat all de Stuwen un Kamers mit Nootdecken: un dat Gten un de allerbeste Wijn stünn up den Dischen, as wein se brecken wullen. Un achter dem Huie wör of 'n groten Hof mit Peerd- un Kohstall un Aufschwagens up dat allerbeste, of was dor en groten herrlichen Goorn mit de schöniten Blumen un ihne Nastpömer, un en Lustholt wol 'ne halbe Mol laug, dor wören Strichen un Neh un Hasen drin un alleus wat wan jst jümmer wünschlen mag. „Na,“ säd de Fru, „is dat un nich ichou?“ „Ach ja,“ säd de Mann, „so schall't et blinwen, un waehl wn of in dat ichone Stott wauen, un waehlen tofreden ihn.“ „Dat waehl wn uns bedenken“, säd de Fru, „un waehlen't bestaben.“ Mit des giengen se to Bedd.

Den anneren Morgen waacht de Jern to erst up, dat was jüst Dag, un seeg ut jehm ehr Bedd dat heretliche Land vör sit liggen. De Mann reed sit noch, do stüdd se em mit dem Ellbagen in de Syd un jäd: „Mann, sta up un tuj mal ut dem Fenster. Süh, kunnen wie nich König warden aewer all düit Land? Ga hen tom Butt, wy waecht König jnu.“ „Ach, Jern,“ jäd de Mann, „wat waecht wy König jnu; ik mag nich König jnu.“ „Na,“ jäd de Jern, „wullst du nich König jnu, so will ik König jnu. Ga hen tom Butt, ik will König jnu.“ „Ach, Jern,“ jäd de Mann, „wat wullst du König jnu? Dat mag ik em nich seggen.“ „Worüm nich?“ jäd de Jern, „ga stracks hen, ik mutt König jnu.“ Do güng de Mann hen un wör gauß bedröft, dat jyne Jern König warden wull. „Dat is nich recht un is nich recht“, dachd de Mann. He wullt nich hen gan, güng awerst doch hen.

Un as he an de See kôm, da wör de See gauß swartgran un dat Water geerd so vou ünne up un stüuf of gauß ful. Do güng he stan un jäd:

„Mannetje, Mannetje, Timpe De,
Buttje, Buttje in der See,
myne Jern, de Jsebill,
will nich so, as ik wol will.“

„Na, wat will se denn?“ jäd de Butt. „Ach,“ jäd de Mann, „je will König warden.“ „Ga man hen, je is all“, jäd de Butt.

Do güng de Mann hen, un as he na dem Pallaß kôm, so wör dat Slott vel grötter worden, mit enem groten Doorn un herlyfen Jhrat doran: un de Schildwacht stünn vör de Dör, un dar wören so vele Soldaten un Pauken un Trompeten. Un as he in dat Hus kôm, so wör allens vou purem Marmelsteen mit Gold, un sammtne Decken un grote gollne Cnasten. Da güngen de Dören von dem Saal up, dor de ganze Hofstaat wör, un jyne Jern seet up enem hogen Thron von Gold un Demant, un hadd ene grote gollne Kron up un den Zepter in der Hand von purem Gold un Edelsteen, un up beiden Syden by ehr stönnen jes Jnnjeren in eene Reeg, jümmer eene enen Koppes lüttjer as de annere. Do güng he stan un jäd: „Ach, Jern, bist un König?“ „Ja,“ jäd de Jern, „un bün ik König.“ Do stünn he un seeg se an, un as he se do een Flach (eine Zeitlang) so anjehn hadd, jäd he: „Ach, Jern, wat lett dat schön, wenn du König büst! Nu waecht wy of niks meer wünschjen.“ „Ne, Mann,“ jäd de Jern, un wör gauß unruhig, „un wart de Dyd un Wyl al lang, ik kann dat nich meer uthollen. Ga hen tom Butt, König bün ik, un mutt ik of Kaiser warden.“ „Ach, Jern,“ jäd de Mann, „wat wullst du Kaiser warden?“ „Mann,“ jäd se, „ga tom Butt, ik will

Kaifer inn.' „Ach, Æru, Ied di Mann, Kaifer kann he nich maken, it mag dem Butt dat nich seggen; Kaifer is man eenmal im Reich; Kaifer kann de Butt so nich maken, dat kann un kann he nich.“ „Wat,“ jäd de Æru, „it bin König un du bist man mon Mann, wullst du gylt hengan? Gylt ga heu, kann he König maken, kann he of Kaifer maken, it will un will Kaifer inn; gylt ga heu.“ Do mußd he hengan. Do de Mann awer hengung, wor em ganz bang, un as he so güng, dachd he by sül: „Dut gait un gait nich god; Kaifer is to utvorichaaamt, de Butt wart am Ende mod.“

Mit des tom he an de See, da wör de See noch ganz jwart un did un juug al so von unnen up to geren, dat et so Blasen juuel, un et güng so een Meekwind aewer heu, dat et sül so löhrd; un de Mann wurr groen (grauen). Do güng he stan un jäd:

„Mannetje, Mannetje, Timpe Se,
Buttje, Buttje in der See,
myne Æru, de Ahebill,
wilt nich so, as it wol will.“

„Na, wat will je denn?“ jäd de Butt. „Ach, Butt,“ jäd he, „myn Æru will Kaifer warden.“ „Ga man heu,“ jäd de Butt, „je is all.“

Da güng de Mann heu, un as he dor tom, so wor dat ganze Stott von volkerem Marmelsteen mit albasternen Figuren un gollnen Zyraten. Vor de Dör maricheerden de Soldaten, un je blösen Trumpeten un Högen Pauken un Trummeln; awerst in dem Hüje da gungen de Baronen un Grafen un Herzogen man so as Bedeuelers herin; da makden je em de Dören up, de von luter Gold wören. Un as he herin tom, dor seet juue Æru up enem Thron, de wör von een Stück Gold, un wör wol twe Mjt hog; un hadd ene grote gollne Kron up, de wör dre Glen hog un mit Brillanten un Karfunkelsteen besett't; in de ene Hand hadde je den Zepler un in de annere Hand den Reichsappel, un up beiden Enden by ehr dor stünnen de Trabanten so in twe Regeu jümmer een lüttjer as de annere, von dem allergröttsten Knieu, de wor twe Mjt hog, bet to dem allerküttjsten Dwaark, de wor man so grot as min luttje Finger. Un vor ehr stünnen so vele Fürsten un Herzogen. Dor güng de Mann tuschen stan un jäd: „Æru, bist du nu Kaifer?“ „Ja,“ jäd je, „it bin Kaifer.“ Do güng he stan un befeeg je sül so recht, un as he je so'u Nach ansehu hadd, so jäd he: „Ach, Æru, wat lett dat ichou, wenn du Kaifer bist.“ „Mann,“ jäd je, „wat stait do dor? it bin un Kaifer, un will it awerst of Pabst warden, ga heu tom Butt.“ „Ach, Æru,“ jäd de Mann, „wat wullst du man nich? Pabst kannst du nich warden, Pabst ist man eenmal in



der Kristenheit, dat kann he doch nich maken.“ „Mann,“ säd je, „if will Pabst warden.“ „Ne, Jru,“ säd de Mann, „dat mag ik em nich seggen, dat gaid nich god, dat is to groff, tom Pabst kann de Butt nich maken.“ „Mann, wat Suack,“ säd de Jru, „kann he Kaiser maken, kann he of Pabst maken. Ga foorts heen, if biin Kaiser un du büst man myn Mann, wullst du wol hengan?“ Do wur he bang un güng hen, em wör awerst gauß slan, un zitterd un beewd, un de Kuee un de Waden stakkerden em. Un dar streef so'n Wind aewer dat Land, un de Wolken slögen, as dat düster wuer gegen Awend; de Blaeder waiden von den Bömern, un dat Water güng un brüsd, as kaafd dat, un platschd au dat Dever, un von seern seeg he de Schepen,



de schoten in der Not, un
 dankden mi ibringen up
 den Bultgen. Doch wör de
 Himmel noch so'n bitten
 blau in de Midd, averst an
 den Enden dor tog dat is
 recht rood up as en inwor
 witter. Do gung
 he recht vorzufft
 (verzaght) stan in
 de Lught un sad:

„Mantje, Mantje, Timpe De,
 Buttje, Buttje in der See,

myne Fru, de Hhebill,
will nich so, as ik wol will."

"Na, wat will je denn?" jäd de Butt. „Ach," jäd de Mann, „je will Pabst warden." „Ga man hen, je is all", jäd de Butt.

Do güng he hen, un as he dor köm, so wör dar as en grote Kirch mit luter Pallastens üngewenn. Do drängd he sik dorch dat Volk; inwendig was awers allens mit dausend un dausend Lichtern erleuchtet, un syne Fru wör in luter Gold gekleidet, un seet noch up enem vel högeren Thron, un hadde dre grote goltne Kronen up, un üm ehr dar wör so vel von geistlykem Staat, un up beiden Enden by ehr dor stünnen twe Regen Lichter, dat gröttste jo diet un grot as de allergröttste Doorn, bet to dem allerkleinsten Staekenticht; un alle de Kaiser un de Königen de legen vör ehr up de Knece un küßden ehr den Tüffel. „Fru," jäd de Mann un seeg je so recht an, „büst du nu Pabst?" „Ja," jäd je, „ik bin Pabst." Do güng he stan un seeg je recht an, un dat wör, as wenn he in de helle Sünne seeg. As he je do een Blick ansehn hadd, so seegt he: „Ach, Fru, wat lett dat schön, wenn du Pabst büst!" Se seet awerst gauß stuf as en Bom un rüppeld un röhrd sik nich. Do jäd he: „Fru, nu sy tofreden, nu du Pabst büst, nu kannst du doch niks meer warden." „Dat will ik my bedenken", jäd de Fru. Mit des güngen je beide to Bedd, awerst je wör nich tofreden, un de Girighait leet je nich slapen, je dachd jümmer, wat je noch warden wull.

De Mann sley recht god un fast, he had den Dag vel lopen, de Fru awerst kunn gar nich inslapen un smeet sik von een Syd to der annern de ganze Nach, un dachd man jümmer, wat je noch wol warden kunn, un kunn sik doch up niks meer besinnen. Mit des wull de Sünne upgan, un as je dat Morgenrod seeg, richt'd je sik aewer End im Bedd un seeg dor henin, un as je ut dem Fenster de Sünne so herup kamen seeg, „ha," dachd je, „kunn ik nich of de Sünne un de Maan upgan laten?" „Mann," jäd je, un stödd em mit dem Ellbagen in de Ribben, „waak up, ga hen tom Butt, ik will warden as de lewe Gott." De Mann was noch meist in'n Slaap, awerst he vörchrof sik so, datt he utt dem Bedd füll. He meend, he hadd sik vörhörd, un reef sik de Ogen ut un jäd: „Ach, Fru, wat jäd'st du?" „Mann," jäd je, „wenn ik nich de Sünne un de Maan kann upgan laten, ik kann dat nich uthollen, un hebb keene geruhige Stünd meer, dat ik je nich jüwst kann upgan laten." Do seeg je em so recht gräßig an, dat em so'n Schudder aewerleep. „Gyf ga hen, ik will warden as de lewe Gott." „Ach, Fru," jäd de Mann un füll vör ehr up de Knece, „dat kann de Butt nich. Kaiser un Pabst kann he maken, ik bidd dy, sta in dy un blyf Pabst." Do köm je in de Boshait, de Hor

flögen ehr so wild um den Kopp, do riet ie ut dat Lofen up un geel em eens mit dem Got un schreed: „M hol dat nich ut un hol dat nich langer ut: wullst du heugan?“ Do slopd he sit de Buren an un leep wech as unsiinig.

Buten awer gung de Storm un bruide, dat he kum up den Foten stan kum: de Hüser un de Bömer waiden un, un de Barge bewden, un de Felsenstüden rullden in de See, un de Himmel wor gauß rickwart, un dat dunnerd un blickd, un de See gung in so hoge iwarte Pulgen as Archentödem un as Barge, un de hadden bawen all ene witte Kron von Schum up. Do schree he, un kum im egen Word nich hören:

„Mauntje, Mauntje, Timpe Le,
Buttje, Buttje in der See,
myne Fru, de Fliebill,
will nich so, as it wol will.“

„Na, wat will ie denn?“ jäd de Butt. „Ach,“ jäd he, „ie will warden as de lewe Gott.“ „Wa man hen, ie sitt all wedder in'u Fiskbutt.“

Dor sitten ie noch bet up hüt un diessen Dag.





Einem reichen Manne dem ward seine Frau krank, und als sie fühlte, daß ihr Ende herankam, rief sie ihr einziges Töchterlein zu sich aus Bett und sprach: „Liebes Kind, bleib fromm und

gut, so wird dir der liebe Gott immer bestehen, und ich will vom Himmel auf dich herabbliden und will um dich sein." Darauf tat sie die Augen zu und verchied. Das Mädchen ging jeden Tag hinaus zu dem Grabe der Mutter und weinte und blieb fromm und gut. Als der Winter kam, deckte der Schnee ein weißes Tuchlein auf das Grab, und als die Sonne im Frühjahr es wieder herabgezogen hatte, nahm sich der Mann eine andere Frau.

Die Frau hatte zwei Töchter mit ins Haus gebracht, die schon und weis; von Angesicht waren, aber gärtig und schwarz von Herzen. Da ging eine schlimme Zeit für das arme Stieftind an. „Zoll die dumme Gans bei uns in der Stube sitzen!" sprachen sie, „wer Brot essen will, muß es verdienen: hinaus mit der Küchenmagd." Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm holzerne Schuhe. Dann lachten sie es ans und führten es in die Küche. Da mußte es so schwere Arbeit tun, früh vor Tag aufstehen, Wasser tragen, Feuer aumachen, kochen und waschen. Obendrein taten ihm die Schwestern alles ersinnliche Herzeleid an, verpötelten es und schütteten ihm die Erbsen und Linen in die Mische, so daß es sitzen und sie wieder ansteilen mußte. Abends, wenn es sich müde gearbeitet hatte, kam es in sein Bett, sondern mußte sich neben den Herd in die Mische legen. Und weil es darum immer stanbig und schunzig ansah, nannten sie es Mischenputtel.

Es trug sich zu, daß der Vater einmal in die Meße ziehen wollte, da fragte er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen sollte. „Schöne Kleider," sagte die eine, „Perlen und Edelsteine" die zweite. „Aber du, Mischenputtel," sprach er, „was willst du haben?" „Vater, das erste Meis, das euch auf eurem Heimweg an den Hut stößt, das brecht für mich ab." Er kaufte nun für die beiden Stieftöchtern schöne Kleider, Perlen und Edelsteine, und auf dem Rückweg, als er durch einen grünen Busch ritt, streifte ihm ein Haselreis und stieß ihm den Hut ab. Da brach er das Meis ab und nahm es mit. Als er nach Haus kam, gab er den Stieftöchtern, was sie sich gewünscht hatten, und dem Mischenputtel gab er das Meis von dem Haselbusch. Mischenputtel dankte ihm, ging zu seiner Mutter Grab und pflanzte das Meis darauf und weinte so sehr, daß die Tränen niederkamen und es begoßen. Es wuchs aber und ward ein schöner Baum. Mischenputtel ging alle Tage dreimal darunter, weinte und betete, und allemal kam ein weißes Vöglein auf den Baum, und das Vöglein war ihm herab, was es sich nur wünschte.

Es begab sich aber, daß der König ein Fest anstellte, das drei Tage dauern sollte, und wozu alle schönen Jungfrauen im Lande eingeladen wurden,

damit sich sein Sohn eine Braut ansuchen möchte. Die zwei Stiefschwestern, als sie hörten, daß sie auch dabei erscheinen sollten, waren guter Dinge, riefen Aschenputtel und sprachen: „Kämm' uns die Haare, büreste uns die Schuh' und mache uns die Schnallen fest, wir gehen zur Hochzeit auf des Königs Schloß.“ Aschenputtel gehorchte, weinte aber, weil es auch gern zum Tanz mitgegangen wär', und bat die Stiefmutter, sie möchte es ihm erlauben. „Du Aschenputtel, voll Staub und Schmutz,“ sprach sie, „du willst zur Hochzeit und hast keine Kleider, willst tanzen und hast keine Schuhe!“ Als es aber mit Bitten anhielt, sprach sie endlich: „Da habe ich dir eine Schüssel Linsen in die Asche geschüttet, und wenn du die Linsen in zwei Stunden wieder ausgelesen hast, so sollst du mitgehen.“ Das Mädchen ging durch die Hintertür nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Täubchen, ihr Turteltäubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir lesen,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Kröpfchen.“



Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Täubchen herein, und danach die Turteltäubchen, und endlich schwärzten und schwärzten alle Vögelein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Asche nieder. Und die Täubchen nickten mit dem Köpfchen und sangen an pik, pik, pik, pik, und da sangen die übrigen auch an pik, pik, pik, pik, und laßen alle guten Körnlein in die Schüssel. Kaum war eine Stunde herum, so waren sie fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüssel zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, es dürfte nun mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Nein, Aschenputtel, du wirst unr angelacht, du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen.“ Als es nun weinte, sprach sie: „Wenn du mir zwei Schüsseln voll Linsen in einer Stunde aus der Asche rein lesen kannst, so sollst du mitgehen“, und dachte:

„Das kann es ja nimmermehr.“ Sie schüttete die zwei Schüsseln Samen in die Aische, aber das Mädchen ging durch die Hintertüre nach dem Garten und rief: „Ihr zahmen Taubchen, ihr Turletaubchen, all ihr Vöglein unter dem Himmel, kommt und helft mir leien,

die guten ins Töpfchen,
die schlechten ins Ströpschen.“

Da kamen zum Küchenfenster zwei weiße Taubchen herein, danach die Turletaubchen, und endlich schwirrten und schwarmten alle Vöglein unter dem Himmel herein und ließen sich um die Aische nieder. Und die Taubchen nickten mit ihren Köpfchen und fingen an pil, pil, pil, pil, und da fingen die übrigen auch an pil, pil, pil, pil, und laßen alle guten Körner in die Schüsseln. Und ehe eine halbe Stunde herum war, waren sie schon fertig und flogen alle wieder hinaus. Da trug das Mädchen die Schüsseln zu der Stiefmutter, freute sich und glaubte, nun dürfte es mit auf die Hochzeit gehen. Aber sie sprach: „Es hilft dir alles nichts; du kommst nicht mit, denn du hast keine Kleider und kannst nicht tanzen; wir müßten uns deiner schämen.“ Darauf lehrte sie ihm den Rücken zu und ging mit ihren zwei stolzen Töchtern fort.

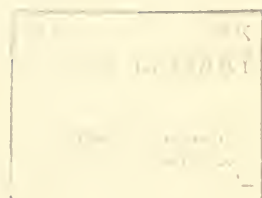
Als nun niemand mehr daheim war, ging Aischeputtel zu seiner Mutter Grab unter den Hainelbaum und rief:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf ihm der Vogel ein golden und silbernes Kleid herunter und ein Paar mit Seide und Silber ausgestickte Pantoffeln. Als bald zog es Kleid und Pantoffeln an und ging zur Hochzeit. Seine Schwestern aber und die Stiefmutter erkannten es nicht und meinten, es mußte eine fremde Königstochter sein, so schön sah es in dem goldenen Kleide aus. Au Aischeputtel dachten sie gar nicht und glaubten, es läge daheim im Schmutz. Der Königssohn kam ihm entgegen, nahm es bei der Hand und tanzte mit ihm. Er wollte auch mit sonst niemand tanzen, also daß er ihm die Hand nicht losließ, und wenn ein anderer kam, es anzusfordern, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“

Es tanzte, bis es Abend war, da wollte es nach Haus gehen. Der Königssohn aber sprach: „Ach gehe mit und begleite dich“, denn er wollte sehen, wem das schöne Mädchen angehörte. Sie entwichte ihm aber und sprang in das Taubenhans. Nun wartete der Königssohn, bis der Vater kam, und jagte ihm, das fremde Mädchen wäre in das Taubenhans geiprungen. Da dachte er: „Sollte es Aischeputtel sein?“ und sie mußten ihm Art und Haden bringen,





damit er das Taubenhaus entzweischlagen konnte, aber es war niemand darin. Und als sie ins Haus kamen, lag Aschenputtel in seinen schmutzigen Kleidern in der Asche, und ein trübes Männchen brannte im Schornstein; denn Aschenputtel war geschwind aus dem Taubenhaus hinten herabgesprungen und war zu dem Haselbäumchen gelaufen; da hatte es die schönen Kleider ausgetan und aufs Grab gelegt, und der Vogel hatte sie wieder weggenommen, und dann hatte es sich in seinem grauen Kittelchen in die Küche zur Asche gesetzt.

Am andern Tag, als das Fest von neuem anhub und die Eltern und Stiefschwestern wieder fort waren, ging Aschenputtel zu dem Haselbamm und sprach:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Da warf der Vogel ein noch viel stolzeres Kleid herab als am vorigen Tag. Und als es mit diesem Kleide auf der Hochzeit erschien, erstaunte jedermann über seine Schönheit. Der Königssohn aber hatte erwartet, bis es kam, nahm es gleich bei der Hand und tanzte nur allein mit ihm. Wenn die andern kamen und es aufforderten, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“ Als es nun Abend war, wollte es fort, und der Königssohn ging ihm nach und wollte sehen, in welches Haus es ging; aber es entsprang ihm und lief in den Garten hinter dem Haus. Darin stand ein schöner großer Baum mit den herrlichsten Birnen, auf den kletterte es behend wie ein Eichhörnchen, und der Königssohn wußte nicht, wo es hingekommen war. Er wartete aber, bis der Vater kam, und sprach zu ihm: „Das fremde Mädchen ist mir entwischt, und ich glaube, es ist auf den Birnbaum gesprungen.“ Der Vater dachte: „Sollte es Aschenputtel sein?“ und ließ sich die Art holen und hieb den Baum um, aber es war niemand darauf. Und als sie in die Küche kamen, lag Aschenputtel da in der Asche wie sonst auch, denn es war auf der andern Seite vom Baum herabgesprungen, hatte dem Vogel auf dem Haselbäumchen die schönen Kleider wieder gebracht und sein graues Kittelchen angezogen.

Am dritten Tag, als die Eltern und Schwestern fort waren, ging Aschenputtel wieder zu seiner Mutter Grab und sprach zu dem Bäumchen:

„Bäumchen, rüttel' dich und schüttel' dich,
wirf Gold und Silber über mich.“

Nun warf ihm der Vogel ein Kleid herab, das war so prächtig und glänzend, wie es noch keins gehabt hatte, und die Pantoffel waren ganz golden. Als es in dem Kleid zu der Hochzeit kam, wußten sie alle nicht, was sie vor Bewunderung sagen sollten. Der Königssohn tanzte ganz allein mit ihm, und wenn es einer aufforderte, sprach er: „Das ist meine Tänzerin.“

Als es nun Abend war, wollte Mäckenpüttel fort, und der Königssohn wollte es begleiten, aber es entvrang ihm so geschwind, daß er nicht folgen konnte. Der Königssohn hatte aber eine List gebraucht und hatte die ganze Treppe mit Fench beitreichen lassen: da war, als es hinabvrang, der linke Pantoffel des Mädchens hangengeblieben. Der Königssohn hob ihn auf, er war klein und zierlich und ganz golden. Am nächsten Morgen ging er damit zu dem Mann und sagte zu ihm: „Meine andere soll meine Gemahlin werden als die, an deren Fuß dieser goldene Schuh paßt.“ Da freuten sich die beiden Schwestern, denn sie hatten ichene Füße. Die Älteste ging mit dem Schuh in die Kammer und wollte ihn ausprobieren, und die Mutter stand dabei. Aber sie konnte mit der großen Zehe nicht hineinkommen, und der Schuh war ihr zu klein: da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau die Zehe ab, wann du Königin bist, so brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb die Zehe ab, zwangte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Sie mußten aber an dem Grabe vorbei, da saßen die zwei Taubchen auf dem Haselbäumchen und riefen:

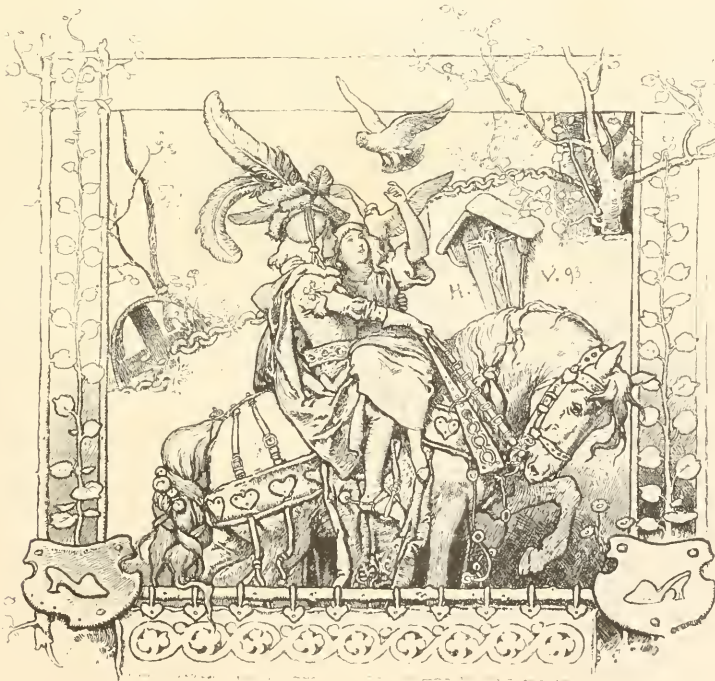
„Kude di gud, rude di gud,
Blut ist im Schuh (Schuh):
der Schuh ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch dabeim.“

Da blickte er auf ihren Fuß und sah, wie das Blut heransquoll. Er wendete sein Pferd um, brachte die falsche Braut wieder nach Haus und sagte, das wäre nicht die rechte, die andere Schwester sollte den Schuh anziehen. Da ging diese in die Kammer und kam mit den Zehen glücklich in den Schuh, aber die Ferse war zu groß. Da reichte ihr die Mutter ein Messer und sprach: „Hau ein Stück von der Ferse ab; wann du Königin bist, brauchst du nicht mehr zu Fuß zu gehen.“ Das Mädchen hieb ein Stück von der Ferse ab, zwangte den Fuß in den Schuh, verbiß den Schmerz und ging heraus zum Königssohn. Da nahm er sie als seine Braut aufs Pferd und ritt mit ihr fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeilamen, saßen die zwei Taubchen darauf und riefen:

„Kude di gud, rude di gud,
Blut ist im Schuh:
der Schuh ist zu klein,
die rechte Braut sitzt noch dabeim.“

Er blickte auf ihren Fuß und sah, wie das Blut aus dem Schuh quoll und an den weißen Strümpfen ganz rot heraufgestiegen war. Da wendete er

sein Pferd und brachte die falsche Braut wieder nach Haus. „Das ist auch nicht die rechte,“ sprach er, „habt ihr keine andere Tochter?“ „Nein,“ sagte der Mann, „nur von meiner verstorbenen Frau ist noch ein kleines verbüttetes Aschenputtel da, das kann unmöglich die Braut sein.“ Der Königssohn sprach, er sollt es herausschicken, die Mutter aber antwortete: „Ach nein, das ist viel zu schmutzig, das darf sich nicht sehen lassen.“ Er wollte es aber durchaus sehen, und Aschenputtel mußte gerufen werden. Da wusch es sich erst Hände und Angesicht rein, ging dann hin und neigte sich vor dem Königssohn, der ihm den goldenen Schuh reichte. Es setzte sich auf einen Schemel, zog den linken Fuß aus dem schweren Holzschuh, setzte ihn auf den goldenen Pantoffel, und nur ein wenig brauchte es zu drücken, so stand es darin, als wäre er ihm angegoßen. Als es aber das Gesicht erhob, da sah er, daß es die war, die mit ihm getanzt hatte, und sprach: „Das ist die rechte Braut!“ Die Stiefmutter und die beiden Schwestern erschrafen und wurden bleich vor Ärger; er aber nahm Aschenputtel aufs Pferd und ritt mit ihm fort. Als sie an dem Haselbäumchen vorbeikamen, riefen die zwei weißen Täubchen:



„Rude di gud, rude di gud,
 kein Blut in im Schud:
 der Schud ist nicht zu Heu,
 die rechte Brant, die führt er heim.“

Und als sie das gerufen hatten, kamen sie beide herabgezogen und setzten sich dem Nischenputtel auf die Schultern, eine rechts, die andere links, und blieben da sitzen.

Als die Hochzeit mit dem Königssohn sollte gehalten werden, kamen die falschen Schwestern, wollten sich einschmeicheln und Teil an seinem Blut nehmen. Als die Brautleute am zur Kirche gingen, war die älteste zur rechten, die jüngste zur linken Seite; da pickten die Tauben einer jeden das eine Auge aus; hernach, als sie heranzgingen, war die älteste zur linken, und die jüngste zur rechten, da pickten die Tauben einer jeden das andere Auge aus. Und waren sie also für ihre Bosheit und Falschheit auf ihr Lebtag gestraft.



in memoriam





ine Witwe
hatte zwei
Töchter, davon
war die eine schön
und fleißig, die an-
dere häßlich und
faul. Sie hatte
aber die häßliche

und taute, wenn sie ihre rechte Tochter war, wie Heber, und da immer mühte alle Arbeit tun und der Nickenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen rannte sich täglich auf die große Straße neben einen Brunnen setzen und murmelte so viel ipinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern sprang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da buckte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiehmutter und erzählte ihr das Unthat. Sie schalt es heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunterfallen lassen, so hol' sie auch wieder herauf.“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und mußte nicht, was es anfangen sollte, und in keiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese; da schien die Sonne und waren viel tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot; das Brot aber rief: „Ach, zieh mich raus, zieh mich raus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel, und rief ihm zu: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte so lange, bis keiner mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, wurde ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib' bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich tun willst, so soll dir's gut gehen, nur mußt du achtgeben, daß du mein Bett sorgsam machst und fleißig aufschüttelst, daß die Federn liegen



dann schneit es in der Welt*); ich bin die Frau Holle.“ Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es tat auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gefottenes und Gebratenes.

Nun war es eine Zeitlang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte; endlich uerckte es, daß es Heimweh war; und ob es hier gleich viel tausendmal besser war als zu Hans, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Hans kriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben, ich muß wieder hinauf zu den Meinigen.“ Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Hans verlangst, und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder oben hinführen.“ Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgetan, und wie das Mädchen gerade darunterstand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du fleißig gewesen bist“, sprach die Frau Holle, und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Hans, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Stiferiki,
unfere goldene Jungfrau ist wieder hie.“

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem großen Reichthum gekommen war, wollte sie der andern häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in die Finger und stieß die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich raus, zieh mich

*) Darum sagt man in Hessen, wenn es schneit, die Frau Holle macht ihr Bett.



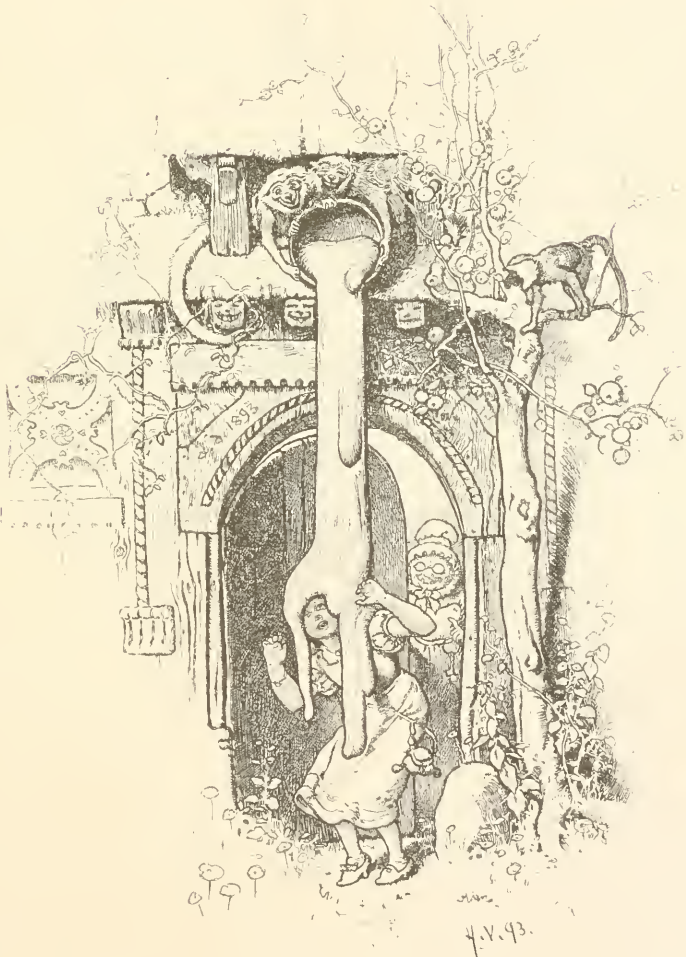
raus. „Sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebadet!“ Die Faule aber antwortete: „Da hatt' ich Lust, mich schmutzig zu machen, bleib sitzen, bis du schwarz wirst“, und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel' mich, schüttel' mich, wir Äpfel sind alle miteinander reif.“ Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen“, und ging weiter.

Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tage tat sie sich Gewalt an, war fleißig und folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tage aber fing sie schon an zu faulenzeln, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schnittelte es nicht, daß die Federn ausflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle fuhrte sie auch zu dem Tor; als sie aber darunterstand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgegossen. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste“, sagte die Frau Holle und schloß das Tor zu.

Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunn, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hier.“

Das Pech blieb aber an ihr hängen und wollte, solange sie lebte, nicht abgehen.



Die sieben Raben.



Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterlein, so sehr er sich auch eins wünschte; endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde, und wie's zur Welt kam, war's ein Mädchen. Ob es gleich schön war, so war's doch auch schwachlich und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Kottauße haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Tankwasser zu holen, und die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen sein, und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen. Da standen sie und wußten nicht, was sie tun sollten, und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward unter der Weite angst, das Mädchen müßte ungetauft versterben, und wußte gar nicht, warum die Jungen solange ausblieben. „Gewiß“, sprach er, „haben sie's wieder über

ein Spiel vergessen“; und als sie immer nicht kamen, fluchte er im Ärger: „Ich wollte, daß die Zungen alle zu Raben würden.“ Kaum war das Wort ausgesprochen, so hörte er ein Geschwirr über seinem Haupt in der Luft, blickte auf und sah sieben tothschwarze Raben auf- und davonfliegen.

Die Eltern konnten die Verwünschung nicht mehr zurücknehmen, und so traurig sie über den Verlust ihrer sieben Söhne waren, trösteten sie sich doch einigermaßen durch ihr liebes Töchterlein, das bald zu Kräften kam und mit jedem Tage schöner ward. Es wußte lange Zeit nicht einmal, daß es Geschwister gehabt hatte, denn die Eltern hüteten sich, ihrer zu erwähnen, bis es eines Tags von ungefähr die Leute von sich sprechen hörte, das Mädchen wäre wohl schön, aber doch eigentlich schuld an dem Unglück seiner sieben Brüder. Da ward es ganz betrübt, ging zu Vater und Mutter und fragte, ob sie denn Brüder gehabt hätte, und wo sie hingeraten wären. Nun durften die Eltern das Geheimnis nicht länger verschweigen, sagten jedoch, es sei des Himmels Verhängnis gewesen und seine Geburt nur der unschuldige Anlaß. Allein das Mädchen machte sich täglich ein Gewissen daraus und glaubte, es müsse seine Geschwister wieder erlösen. Es hatte nicht Ruhe und Raht, bis es sich einmal aufmachte und in die weite Welt ging, seine Brüder irgendwo aufzuspüren und zu befreien, es möchte kosten, was es wollte. Es nahm nichts mit sich als ein Ringlein von seinen Eltern zum Andenken, einen Laib Brot für den Hunger, ein Krüglein Wasser für den Durst und ein Stühlchen für die Müdigkeit.

Nun ging es immer zu, weit, weit bis an der Welt Ende. Da kam es zur Sonne, aber die war zu heiß und fürchterlich und fraß die kleinen Kinder. Eilig lief es weg und hin zu dem Mond, aber der war gar zu kalt und auch graufig und böß, und als er das Kind merkte, sprach er: „Ich rieche, rieche Menschenfleisch.“ Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut, und jeder saß auf seinem besonderen Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: „Wenn du das Beinchen nicht hast, kannst du den Glasberg nicht aufschließen, und in dem Glasberg da sind deine Brüder.“

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange, bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen hervorholen, aber wie es das Tüchlein aufmachte, so war es leer, und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen? seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg. Das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich ein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hineingetreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen, das sprach: „Mein Kind,

was suchst du?“ „Ich suche meine Bruder, die sieben Raben“, antwortete es. Der Zwerg sprach: „Die Herren Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein.“ Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Brodchen, und aus jedem Becherchen trank es ein Schlündchen, in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen hatte.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwurr und ein Gemeh, da sprach das Zwerglein: „Jetzt kommen die Herren Raben heimgeflogen.“ Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen. Da sprach einer nach dem andern: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? das ist eines Menschen Mund gewesen.“ Und wie der siebente auf den Grund des Bechers kam, rollte ihm das Ringlein entgegen. Da sah er es an und erkannte, daß es ein Ring von Vater und Mutter war, und sprach: „Gott gebe, unser Schwesterchen wäre da, so waren wir erlöst.“ Wie das Mädchen, das hinter der Thüre stand und lauschte, den Wundsch hörte, so trat es hervor, und da belamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen frohlich heim.



Rothkäppchen.



Es war einmal eine kleine süße Dirne, die hatte jedermann lieb, der sie nur ansah, am allertliebsten aber die Großmutter, die wußte gar nicht, was sie alles dem Kinde geben sollte. Einmal schenkte sie ihm ein Käppchen von rotem Sammet, und weil ihm das so wohl stand und es nichts anders mehr tragen wollte, hieß es nur das Rothkäppchen. Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Komm, Rothkäppchen, da hast du ein Stück

Ruchen und eine Flasche Wein, bring's der Großmutter hinaus, sie ist krank und schwach und wird sich daran laben. Sei aber hübsch artig, gut' nicht gleich in allen Ecken herum, wenn du in die Stube kommst, und vergiß nicht, „guten Morgen“ zu sagen. Geh auch ordentlich und laß nicht vom Weg ab, sonst fällt du und zerbrichst das Glas; dann hat die kranke Großmutter nichts.“



Kotläppchen sagte: „Ich will schon alles gut anrichten“, und gab der Mutter die Hand darauf. Die Großmutter aber wohnte draußen im Wald, eine halbe Stunde vom Dorf. Wie nun Kotläppchen in den Wald kam, begegnete ihm der Wolf. Kotläppchen aber wußte nicht, was das für ein böses Tier war, und fürchtete sich nicht vor ihm. „Guten Tag, Kotläppchen“, sprach er. „Schönen Dank, Wolf.“ „Wo hinaus so früh, Kotläppchen?“ „Zur Großmutter.“ „Was trägst du unter der Schürze?“ „Ruchen und Wein, geistern haben wir gebacken, da soll sich die kranke schwache Großmutter etwas zugut tun und sich damit stärken.“ „Kotläppchen, wo wohnt deine Großmutter?“ „Noch eine gute Viertelstunde weiter im Wald, unter den drei großen Eichbäumen, da steht ihr Haus, unten sind die Rußbeden, das wirst du ja wissen“, sagte Kotläppchen. Der Wolf dachte bei sich: „Das junge zarte Mädchen, das ist ein fetter Bissen, der wird noch besser schmecken als die Alte, du mußt es hüftig anfangen, damit du beide erichuappst.“ Da ging er ein Weilchen neben Kotläppchen her, dann sprach er: „Kotläppchen, sieh einmal die schönen Blumen, die rings umherstehen, warum guckst du dich nicht um? Ich glaube, du hörst gar nicht, wie die Vögelin so lieblich singen? Du gehst ja für dich hin, als wenn du zur Schule gehst, und ist so lustig hausen im Wald.“

Kotläppchen schlug die Augen auf, und als es sah, wie die Sonnenstrahlen durch die Bäume hin und her hüpfen und alles voll schöner Blumen stand, dachte es: „Wenn ich der Großmutter einen frischen Strauß mitbringe, der wird ihr auch Freude machen: es ist so früh am Tag, daß ich doch zu rechter Zeit ankomme“, sprach in den Wald und suchte Blumen. Und wenn es eine gebrochen hatte, meinte es, weiter hinaus stände eine noch schönere, und lief danach und



H.V.93.

sich immer weiter in den Wald hinein. Der Wolf aber ging geradewegs nach dem Hans der Großmutter und klopfte an die Türe. „Wer ist draußen?“ „Kottlappchen, das bringt Kuchen und Wein, mach' an.“ „Drück' nur auf die Klinke,“ rief die Großmutter. „ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen.“ Der Wolf drückte auf die Klinke, trat hinein und ging, ohne ein Wort zu sprechen, geradezu an das Bett der Großmutter und verschluckte sie. Da nahm er ihre Kleider, tat sie an, setzte ihre Hände an, legte sich in ihr Bett und zog die Vorhänge vor.



Kottlappchen aber war derweil nach den Blumen gelaufen, und als es so viel hatte, daß es keine mehr tragen konnte, fiel ihm die Großmutter wieder ein, und es machte sich auf den Weg zu ihr. Es wunderte sich, daß die Türe aufstand, und wie es in die Stube trat, so kam es ihm so seltsam darin vor, daß es dachte: „Gi, du mein Gott, wie ängstlich wird mir's heut zumut, und ich bin sonst so gerne bei der Großmutter!“ Es sprach „guten Morgen“, bekam aber keine Antwort. Darauf ging es zum Bett und zog die Vorhänge zurück; da lag die Großmutter und hatte die Hande tief ins Gesicht gezogen und sah so wunderbar an. „Gi, Großmutter, was hast du für große Ohren!“ „Daß ich dich besser hören kann.“ „Gi, Großmutter, was hast du für große Augen!“ „Daß ich dich besser sehen kann.“ „Gi, Großmutter, was hast du für große Hände!“ „Daß ich dich besser packen kann.“ „Aber, Großmutter, was hast du für ein entsetzlich großes Maul!“ „Daß ich dich besser fressen kann.“ Und wie der Wolf das gesagt hatte, tat er einen Satz ans dem Bett auf das arme Kottlappchen und verschlang es.

Wie der Wolf sein Gelüsten gestillt hatte, legte er sich wieder ins Bett, schloß ein und fing an, überlaut zu schnarchen. Der Jäger ging eben vorbei und dachte bei sich: „Wie kann die alte Frau so schnarchen, du mußt einmal nachsehen, ob ihr etwas fehlt.“ Da trat er in die Stube, und wie er vor das Bett kam, so lag der Wolf darin. „Stünde ich dich endlich, alter Grautopf,“

sagte er, „ich habe dich lange gesucht.“ Nun wollte er seine Büchse anlegen, da fiel ihm ein, der Wolf könnte die Großmutter gefressen haben, und sie wäre noch zu retten, schoß nicht, sondern nahm eine Schere und fing an, dem schlafenden Wolf den Bauch aufzuschneiden. Wie er ein paar Schnitte getan hatte, da sah er das rote Käppchen leuchten, und noch ein paar Schnitte, da sprang das Mädchen heraus und rief: „Ach, wie war ich erschrocken, wie war's so dunkel in dem Wolf seinem Leib!“ Und dann kam die alte Großmutter auch noch lebendig heraus und konnte kaum atmen. Kottäppchen aber holte geschwind große Steine, damit füllten sie dem Wolf den Leib, und wie er aufwachte, wollte er fortpringen, aber die Steine waren so schwer, daß er gleich niedersank und sich totfiel.

Da waren alle drei vergnügt; der Jäger nahm den Pelz vom Wolf, die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein, den Kottäppchen gebracht hatte, und erholte sich wieder; Kottäppchen aber dachte: „Du willst dein Lebtag nicht



wieder allein vom Wege ab in den Wald laufen, wenn dir's die Mutter verboten hat.“

Es wird auch erzählt, daß einmal, als Kottäppchen der alten Großmutter wieder Gebäckenes brachte, ein anderer Wolf ihm zugesprochen und es vom Wege

habe ableiten wollen. Kottlappchen aber hutete sich und ging gerade fort seines Weges und sagte der Großmutter, daß es dem Wolf begegnet wäre, der ihm guten Tag gewünscht, aber so böß aus den Augen geguckt hatte: „Wenn's nicht auf offener Straße gewesen wäre, er hätte mich gefressen.“ „Kommt,“ sagte die Großmutter, „wir wollen die Türe verriegeln, daß er nicht hereinkann.“ Bald darauf klopfte der Wolf an und rief: „Mach' auf, Großmutter, ich bin das Kottlappchen, ich bring' dir Gebackenes!“ Sie schwiegen aber still und machten die Türe nicht auf; da schlich der Böße elliemale um das Haus und sprang endlich aufs Dach und wollte warten, bis Kottlappchen abends nach Hause ginge, dann wollte er ihm nachschleichen und wollt's in der Dunkelheit freßen. Aber die Großmutter merkte, was er im Sinn hatte. Nun stand vor dem Haus ein großer Steintrog, da sprach sie zu dem Kind: „Nimm den Eimer, Kottlappchen, gestern habe ich Würste gekocht, da, trag das Wasser, worin sie gekocht sind, in den Trog.“ Kottlappchen trug so lange, bis der große Trog ganz voll war. Da lag der Geruch von den Würsten dem Wolf in die Nase, er schnupperte und guckte hinab, endlich machte er den Hals so lang, daß er sich nicht mehr halten konnte und anfing zu rutschen; so rutschte er vom Dach herab und gerade in den großen Trog hinein und ertrauf. Kottlappchen aber ging frohlich nach Haus und tat ihm niemand etwas zuleid.



Die Bremer Stadtmusikanten.



Es hatte ein Mann einen Esel, der schon lange Jahre die Säcke unverdorren zur Mühle getragen hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da dachte der Herr daran, ihn aus dem Futter zu schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen; dort, so meinte er, könnte er ja Stadtmusikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappete wie einer, der sich müde gelaufen hat.

„Nun, was jappst du so, Packan?“ fragte der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd

nicht mehr fortkauf, hat mich mein Herr wollen todschlagen, da hab' ich Reißans genommen; aber womit soll ich nun mein Brot verdienen?" „Weißt du was," sprach der Gsel, „ich gehe nach Bremen und werde dort Stadtmusikant; geh mit und laß dich auch bei der Musik annehmen. Ich spiele die Laute und du schlägst die Panten." Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es danerte nicht lange, so saß da eine Stabe an dem Weg und machte ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir in die Luere gekommen, alter Bartpinker?" sprach der Gsel. „Wer kann da lüthig sein, wenn's einem an den Stragen geht," antwortete die Stabe, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zahne stumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau erlösen wollen; ich habe mich zwar noch sorgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?" „Geh mit uns nach Bremen, du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden." Die Stabe hielt das für gul und ging mit. Daranf kamen die drei Landesfluchtigen an einem Hof vorbei, da saß auf dem Tor der Hanshahn und schrie ans Leibesträßen. „Du schreist einem durch Markt und Bein," sprach der Gsel, „was hast du vor?" „Da hab' ich gut Wetter prophezeit," sprach der Hahn, „weil unserer lieben Frau Tag ist, wo sie dem Christkindein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntag Gälle kommen, so hat die Hansfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe eisen, und soll ich mir hent abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich ans vollem Hals, solang ich noch kann." „Gi was, du Kolkopf," sagte der Gsel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Besseres als den Tod findest du überall; du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tag nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Gsel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Stabe und der Hahn machten sich in die Äste, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da deutete ihn, er habe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gefellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Gsel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Der Hund meinte, ein paar Knochen und etwas Fleisch dran taten ihm auch gut. Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Mänberhans kamen. Der Gsel, als der



großte, näherte sich dem Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel!“ fragte der Hahn. „Was ich sehe!“ antwortete der Gfel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Gßen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein.“ „Das wäre was für uns“, sprach der Hahn. „Na, ja, ach, wären wir da!“ sagte der Gfel. Da rathschlagten die Tiere, was sie anfangen mußten, um die Räuber hinauszujagen, und fanden endlich ein Mittel. Der Gfel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Gfels Rücken springen, die Kage auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Kage auf den Kopf. Wie das geschehen war, fügten sie auf ein Zeichen insgesammt an, ihre Müßel zu machen: der Gfel schrie, der Hund bellte, die Kage miaute und der Hahn krahte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niedersielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem vorlieb, was übriggeblieben war, und aßen, als wenn sie vier Wochen hungern sollten.

Wie die vier Spiellente fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequemlichkeit. Der Gfel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Türe, die Kage auf den Herd in die warme Nische, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie munde waren von ihrem langen Weg, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Haus brannte, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Rodshorn jagen lassen“, und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgesandte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Kage für lebendige Kohlen anah, hielt er ein Schwefelhölzchen daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Kage verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, wie und krahte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hintertür hinaus, aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Walle vorbeirannte, gab ihm der Gfel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß: der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlaf geweckt und ununter geworden war, rief vom Balken herab: „Miseriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Haus sitzt eine grauliche Here, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkragt; und vor der Tür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hof liegt ein schwarzes Lugetum, das hat mit einer Holzleite auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da



ſitzt der Richter, der rief: „Bringt mir den Schem her!“ Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten ſich die Räuber nicht weiter in das Haus, den vier Bremer Muſikanten gefiel's aber ſo wohl darin, daß ſie nicht wieder herauswollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem iſt der Mund noch warm.





Die kluge Else.

...

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die Kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „Wir wollen sie heiraten lassen.“ „Ja,“ sagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither einer, der hieß Hans, und hielt nun sie an, er machte aber die Bedingung, daß die Kluge Else auch recht geistig wäre. „E,“ sprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf“, und die Mutter sagte: „Ach, die sieht den Wind an der Gasse laufen und hört die Fliegen husen.“ „Ja,“ sprach der Hans, „wenn sie nicht recht geistig ist, so nehm' ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tisch



saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else, geh in den Keller und hol' Bier.“ Da nahm die kluge Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappete unterwegs brav mit dem Deckel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vors Faß, damit sie sich nicht zu bücken brauchte und ihrem Rücken etwa nicht wehe täte und unverhofften Schaden nähme. Dann schob sie die Kanne mit dem Fuße vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hineinlief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen und sah oben an die Wand hinauf und erblickte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhaxe gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten stecken lassen. Da fing die kluge Else an zu weinen und sprach: „Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß, und wir schicken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhaxe auf den Kopf und schlägt's tot.“

Da blieb sie sitzen und weinte aus Leibeskräften über das bevorstehende Unglück. Oben saßen sie und warteten auf den Trank, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt.“ Die Magd ging und fand sie vor dem Faße sitzend und laut schreiend. „Else, was weinst du?“ fragte die Magd. „Ach,“ antwortete sie, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhaxe auf den Kopf und schlägt es tot.“ Da sprach die Magd: „Was haben wir für eine kluge Else!“ setzte sich zu ihr und fing auch an, über das Unglück zu weinen. Über eine Weile, als die Magd nicht wiederkam, und die droben durstig nach dem Trank waren, sprach der Mann zum Knecht: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else und die Magd bleiben.“ Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd, und weinten beide zusammen. Da fragte er: „Was weint ihr denn?“ „Ach,“ sprach die Else, „soll ich nicht weinen? Wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm die Kreuzhaxe auf den Kopf und schlägt's tot.“ Da sprach der Knecht: „Was haben wir für eine kluge Else!“ setzte sich zu ihr und fing an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht, als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: „Geh doch hinunter in den Keller und sieh, wo die Else bleibt.“ Die Frau ging hinab und fand alle drei in Wehklagen und fragte nach der Ursache. Da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhaxe totgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte, und die Kreuzhaxe fiel herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „Ach, was haben

wir für eine kluge Gfse!" setzte sich hin und weinte mit. Der Mann oben wartete noch ein Weilchen, als aber seine Frau nicht wiederkam und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „Ich muß nur selber in den Keller gehen und sehen, wo die Gfse bleibt.“ Als er aber in den Keller kam, und alle da bei einander saßen und weinten, und er die Ursache hörte, daß das Kind der Kreuzhade tödtlich schlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herabfiel, darunterfiel, Bier zu zapfen, da rief er: „Was für eine kluge Gfse!" setzte sich und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein; da niemand wiederkommen wollte, dachte er: „Sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben.“ Als er hinabkam, saßen da fünf



und schrien und jammerten ganz erbärmlich, eines immer besser als das andere. „Was für ein Unglück ist denn geschehen?“ fragte er: „Ach, lieber Hans,“ sprach die Gfse, „wann wir einander heiraten und haben ein Kind, und es ist groß, und wir schicken's vielleicht hierher, Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhade, die da oben ist stecken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerbrechen, daß es liegen bleibt! Sollen wir da nicht weinen?“ „Nun,“ sprach Hans, „mehr Verstand ist für meinen Haushalt nicht nötig; weil du eine so kluge Gfse bist, so will ich dich haben“, paktete sie bei der Hand und nahm sie mit hinauf und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie den Hans eine Weile hatte, sprach er: „Frau, ich will ansgehen arbeiten und uns Geld verdienen, geh du ins Feld und schneid' das Korn, daß wir Brot haben.“ „Ja, mein lieber Hans, das will ich tun.“ Nachdem der

Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei und nahm ihn mit ins Feld. Als sie vor den Acker kam, sprach sie zu sich selbst: „Was tu' ich? Schneid' ich erst oder ess' ich erst? Hei, ich will erst essen.“ Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dick satt war, sprach sie wieder: „Was tu' ich? Schneid' ich erst oder schlaf' ich erst? Hei, ich will erst schlafen.“ Da legte sie sich ins Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Elfe wollte nicht



kommen; da sprach er: „Was hab' ich für eine kluge Gelse, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Haus kommt und isst.“ Als sie aber noch immer ansah und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte; aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte Hans geschwind heim und holte ein Vogelgarn mit kleinen Schellen und hängte es um sie herum; und sie schlief noch immer fort. Dann lief er heim, schloß die Haustüre zu und setzte sich auf seinen Arbeitsstuhl nieder. Endlich, wie es schon ganz dunkel war, erwachte die kluge Gelse, und als sie aufstand, rappelte es um sie herum bei jedem Schritte, den sie tat. Da erschrak sie, ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Gelse wäre und sprach: „Bin ich's oder bin ich's nicht?“ Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte und stand eine Zeitlang zweifelhaft; endlich dachte sie: „Ich will nach Haus gehen und fragen, ob ich's bin oder ob ich's nicht bin, die werden's ja wissen.“ Sie lief vor ihre Haustüre, aber die war verschlossen; da klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Gelse drinnen?“ „Ja,“ antwortete der Hans, „sie ist drinnen.“ Da erschrak sie und sprach: „Ach Gott, dann bin ich's nicht“, und ging vor eine andere Tür; als aber die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen, und sie konnte nirgend unterkommen. Da lief sie fort zum Dorfe hinaus, und niemand hat sie wieder gesehen.





Daumesdick.

H.V. 49.

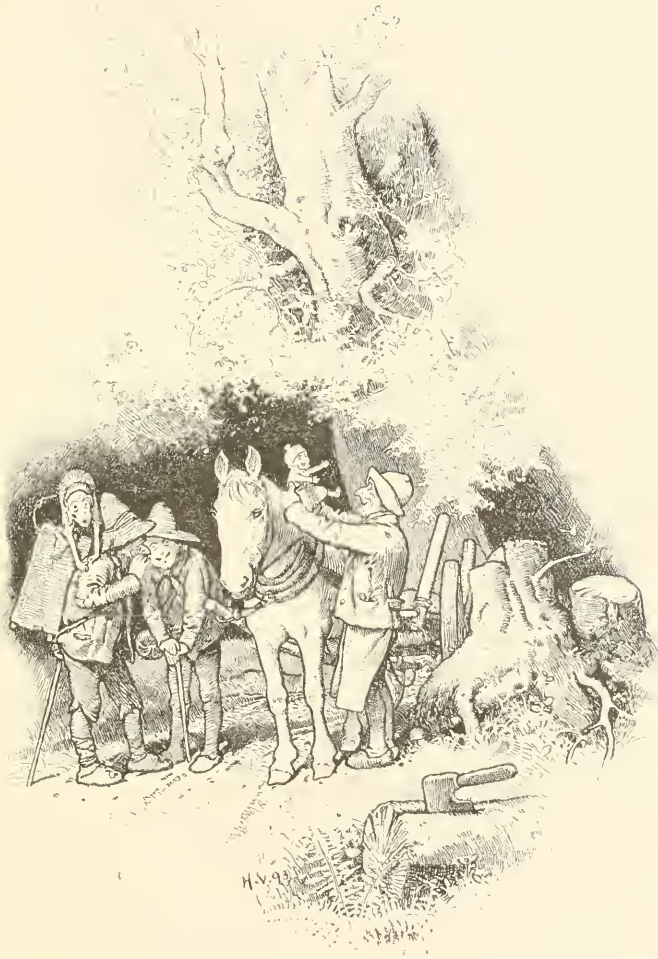
Es war ein armer Bauersmann, der saß abends beim Herd und schürte das Feuer, und die Frau saß und spann. Da sprach er: „Wie ist's so traurig, daß wir keine Kinder haben! Es ist so still bei uns, und in den anderen

Hauern geht's so laut und lustig her.“ „Ja,“ antwortete die Frau und setzte, „wenn's mir ein einziges wäre, und wenn's auch ganz klein wäre, mir Taumens groß, so wollt' ich schon zufrieden sein; wir hatten's doch von Herzen lieb.“ Nun geschah es, daß die Frau fränzlich ward und nach sieben Monaten ein Kind gebar, das zwar an allen Gliedern vollkommen, aber nicht länger als ein Taumen war. Da sprachen sie: „Es ist, wie wir es gewünscht haben, und es soll unser liebes Kind sein“, und nannten es nach seiner Gestalt Taumesdid. Sie ließen's nicht an Nahrung fehlen, aber das Kind ward nicht größer, sondern blieb, wie es in der ersten Stunde gewesen war; doch schaute es verständig aus den Augen und zeigte sich bald als ein kluges und behendes Ding, dem alles glückte, was es anging.

Der Bauer machte sich einmal fertig, in den Wald zu gehen und Holz zu fällen; da sprach er so vor sich hin: „Nun wollt' ich, daß einer da wäre, der mir den Wagen nachbrächte.“ „O Vater,“ rief Taumesdid, „den Wagen will ich schon bringen, verlaßt euch darauf, er soll zur bestimmten Zeit im Walde sein.“ Da lachte der Mann und sprach: „Wie sollte das zugehen? du bist viel zu klein, um das Pferd mit dem Zügel zu leiten.“ „Das tut nichts, Vater, wenn nur die Mutter anspannen will, ich setze mich dem Pferd ins Ohr und rufe ihm zu, wie es gehen soll.“ „Nun,“ antwortete der Vater, „einmal wollen wir's versuchen.“

Als die Stunde kam, spannte die Mutter an und setzte den Taumesdid dem Pferd ins Ohr; darauf rief der Kleine, wie das Pferd gehen sollte, „hüb und job! holt und har!“ Da ging es ganz ordentlich als wie bei einem Meister, und der Wagen fuhr den rechten Weg nach dem Walde. Es trug sich zu, als er eben um eine Ecke bog, und der Kleine „har, har!“ rief, daß zwei fremde Männer daherkamen. „Kein,“ sprach der eine, „was ist das? Da fährt ein Wagen, und ein Fuhrmann ruft dem Pferde zu und ist doch nicht zu sehen.“ „Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte der andere, „wir wollen dem Karren folgen und sehen, wo er anhält.“ Der Wagen aber fuhr vollends in den Wald hinein und richtig zu dem Plage, wo das Holz gehauen ward. Als Taumesdid seinen Vater erblickte, rief er ihm zu: „Siehst du, Vater, da bin ich mit dem Wagen, nun hol' mich herunter.“ Der Vater faßte das Pferd mit der linken Hand und holte mit der rechten sein Sohntein aus dem Ohr, das sich ganz lustig auf einen Strohhalm niederlegte. Als die beiden fremden Männer den Taumesdid erblickten, wußten sie nicht, was sie vor Verwunderung sagen sollten.

Da nahm der eine den andern beiseit und sprach: „Hor', der kleine Kerl könnte unser Glück machen, wenn wir ihn in einer großen Stadt für



Geld sehen ließen; wir wollen ihn kaufen.“ Sie gingen zu dem Bauer und sprachen: „Verkauft uns den kleinen Mann, er soll's gut bei uns haben.“ „Nein,“ antwortete der Vater, „es ist mein Herzblatt und ist mir für alles Gold in der Welt nicht feil.“ Daumesdick aber, als er von dem Handel hörte, troch an den Hockfalten seines Vaters hinan, stellte sich ihm auf die Schulter und sagte ihm ins Ohr: „Vater, gib mich nur hin, ich will schon wieder zu dir kommen.“ Da gab ihn der Vater für ein schönes Stück Geld den beiden Männern hin.

„Wo willst du sitzen?“ sprachen sie zu ihm. „Ach, setzt mich nur auf den Rand von eurem Hut, da kann ich auf und ab spazieren und die Gegend betrachten und falle doch nicht hinunter.“ Sie taten ihm den Willen, und als Daumesdick Abschied von seinem Vater genommen hatte, machten sie sich mit ihm fort. So gingen sie, bis es dämmerig war, da sprach der Kleine: „Hebt mich einmal herunter, es ist nötig.“ „Weißt nur droben,“ sprach der Mann, auf dessen Kopf er saß, „ich will mir nichts draus machen, die Vögel lassen wir auch manchmal was drauffallen.“ „Nein,“ sprach Daumesdick, „ich weiß auch, was sich schickt; hebt mich nur geschwind herab.“ Der Mann nahm den Hut ab und setzte den Kleinen auf einen Acker am Weg, da sprang und froch er ein wenig zwischen den Schollen hin und her und schlüpfte dann auf einmal in ein Mausloch, das er sich ausgesucht hatte. „Guten Abend, ihr Herren, geht nur ohne mich heim!“ rief er ihnen zu und lachte sie an. Sie liefen herbei und suchten mit Stöcken in das Mausloch, aber das war vergebliche Mühe, Daumesdick froch immer weiter zurück; und da es bald ganz dunkel ward, so mußten sie mit Ärger und mit leeren Beutel wieder heimwandern.

Als Daumesdick merkte, daß sie fort waren, froch er aus dem unterirdischen Gang wieder hervor. „Es ist hier auf dem Acker in der Finsternis so gefährlich gehen,“ sprach er, „wie leicht bricht einer Hats und Bein!“ Zum Glück stieß er an ein leeres Schneckenhaus. „Gottlob,“ sagte er, „da kann ich die Nacht sicher zubringen“, und setzte sich hinein. Nicht lang, als er eben einschlafen wollte, so hörte er zwei Männer vorübergehen, davon sprach der eine: „Wie wir's nur anfangen, um dem reichen Pfarrer sein Geld und sein Silber zu holen!“ „Das könnt' ich dir sagen!“ rief Daumesdick dazwischen. „Was war das?“ sprach der eine Dieb erschrocken, „ich hörte jemand sprechen.“ Sie blieben stehen und horchten, da sprach Daumesdick wieder: „Nehmt mich mit, so will ich euch helfen.“ „Wo bist du denn?“ „Suchet nur hier auf der Erde und merkt, wo die Stimme herkommt“, antwortete er. Da fanden ihn endlich die Diebe und hoben ihn in die Höhe. „Du kleiner Wicht, was willst du uns helfen?“ sprachen sie. „Seht,“ antwortete er, „ich kriech zwischen den Eisenstäben in die Kammer des Pfarrers hinein und reiche euch heraus, was ihr haben wollt.“ „Wohlan,“ sagten sie, „wir wollen sehen, was du kannst.“ Als sie zu dem Pfarrhaus kamen, froch Daumesdick in die Kammer, schrie aber gleich aus Leibstrafen: „Wollt ihr alles haben, was hier ist!“ Die Diebe erschrafen und sagten: „So sprich doch leise, damit niemand aufwacht.“ Aber Daumesdick tat, als hätte er sie nicht verstanden und schrie von neuem: „Was wollt ihr? Wollt ihr alles haben, was hier ist!“ Das hörte die Köchin, die in der Stube daran schlief, richtete sich im Bette auf und horchte. Die Diebe aber waren vor Schrecken

ein Stück Wegs zurückgelaufen, endlich faßten sie wieder Mut, dachten, „der kleine Kerl will uns necken“, kamen zurück und flüsternten ihm hinein: „Nun, mach' Ernst und reich' uns etwas heraus.“ Da schrie Daumesdick noch einmal, so laut er konnte: „Ich will euch ja alles geben, reicht nur die Hände herein!“ Das hörte die horchende Magd ganz deutlich, sprang aus dem Bett und stolperte zur Thür herein. Die Diebe liefen fort und rannten, als wäre der wilde Jäger hinter ihnen; die Magd aber, als sie nichts bemerken konnte, ging ein Licht anzünden. Wie sie damit herbeikam, machte sich Daumesdick, ohne daß er gesehen wurde, hinaus in die Scheune; die Magd aber, nachdem sie alle Winkel durchgesehen und nichts gefunden hatte, legte sich endlich wieder zu Bett und glaubte, sie hätte mit offenen Augen und Ohren doch nur geträumt.

Daumesdick war in den Heuhälmschen herumgeklettert und hatte einen schönen Platz zum Schlafen gefunden; da wollte er sich ausruhen, bis es Tag wäre, und dann zu seinen Eltern wieder heingehen. Aber er mußte andere Dinge erfahren! Ja, es gibt viel Trübsal und Not auf der Welt! Die Magd stieg, wie gewöhnlich, als der Tag graute, schon aus dem Bett und wollte das Vieh füttern. Ihr erster Gang war in die Scheune, wo sie einen Arm voll Heu packte und gerade dasjenige, worin der arme Daumesdick lag und schlief. Er schlief aber so fest, daß er nichts gewahr ward, auch nicht eher aufwachte, als bis er in dem Maul der Kuh war, die ihn mit dem Heu aufgerafft hatte. „Ach Gott,“ rief er, „wie bin ich in die Walkmühle geraten!“ merkte aber bald, wo er war. Da hieß es aufpassen, daß er nicht zwischen die Zähne kam und zermalmt ward, aber er mußte doch mit in den Magen hinabdrutschen. „In dem Stübchen sind die Fenster vergessen“, sprach er, „und scheint keine Sonne hinein; ein Licht wird gar nicht zu haben sein!“ Überhaupt gefiel ihm das Quartier schlecht, und was das schlimmste war, es kam immer mehr neues Heu zur Thür herein und der Platz ward immer enger. Da rief er endlich in der Angst, so laut er konnte: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr!“ Die Magd melkte gerade die Kuh, und als sie sprechen hörte, ohne jemand zu sehen, und es dieselbe Stimme war, die sie auch in der Nacht gehört hatte, erschrak sie so, daß sie von ihrem Stübchen herabglitschte und die Milch verschüttete. Sie lief in der größten Hast zu ihrem Herrn und rief: „Ach Gott, Herr Pfarrer, die Kuh hat geredet!“ „Du bist verrückt“, antwortete der Pfarrer, ging aber doch selbst in den Stall nachzusehen, was vor wäre. Aber kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, so rief Daumesdick eben aufs neue: „Bringt mir kein frisch Futter mehr, bringt mir kein frisch Futter mehr!“ Da erschrak der Pfarrer selbst, meinte, es wäre ein böser Geist und hieß die Kuh töten. Nun ward sie geschlachtet, der Magen aber, worin Daumesdick



stecte, ward auf den Mist geworfen. Dannesdick suchte sich hindurchzuarbeiten und hatte große Mühe damit, doch endlich brachte er es so weit, daß er Platz bekam, aber, als er eben sein Haupt heraussteden wollte, kam ein neues Unglück. Ein hungriger Wolf sprang vorbei und verchtlang den ganzen Magen mit einem Schluck. Dannesdick verlor den Mut nicht. „Vielleicht“, dachte er, „laßt der Wolf mit sich reden“, und rief ihm aus dem Wanste zu: „Lieber Wolf, ich weiß dir einen herrlichen Fraß!“ „Wo ist der zu holen?“ sprach der Wolf. „Zu dem und dem Hans, da mußt du durch die Gasse hineinkriechen und wirst Knochen, Speck und Wurst finden, soviel du essen willst“, und beschrieb ihm genau seines Vaters Hans. Der Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen, drängte sich in der Nacht zur Gasse hinein und fraß in der Vorratskammer nach Herzenslust. Als er satt war, wollte er wieder fort, aber er war so dick geworden, daß er denselben Weg nicht wieder hinauskonnte. Darauf hatte Dannesdick gerechnet und fing nun an, in dem Leib des Wolfes einen gewaltigen Lärm zu machen, tobte und schrie, was er konnte. „Willst du stille sein,“ sprach der Wolf, „du weckst die Leute auf.“ „Gi was,“ antwortete der Kleine, „du hast dich satt gefressen, ich will mich auch lustig machen“, und fing von neuem an, aus allen Kräften zu schreien. Davon erwachte endlich sein Vater und seine Mutter, liefen an die Kammer und schauten durch die Spalte hinein. Wie sie sahen, daß ein Wolf darin hauste, liefen sie davon, und der Mann holte die Art und die Frau die Sense. „Bleib dahinten,“ sprach der Mann,

als sie in die Kammer traten, „wenn ich ihm einen Schlag gegeben habe und er davon noch nicht tot ist, so mußt du auf ihn einhauen und ihm den Leib zerschneiden.“ Da hörte Daumesdick die Stimme seines Vaters und rief: „Lieber Vater, ich bin hier, ich stecke im Leibe des Wolfs!“ Sprach der Vater voll Zreuden: „Gottlob, unser liebes Kind hat sich wieder gefunden“, und hieß die Frau die Senfe wegtun, damit Daumesdick nicht beschädigt würde. Danach holte er aus und schlug dem Wolf einen Schlag auf den Kopf, daß er tot niederstürzte; dann suchten sie Messer und Schere, schnitten ihm den Leib auf und zogen den Kleinen wieder hervor. „Ach,“ sprach der Vater, „was haben wir für Sorge um dich ausgestanden!“ „Ja, Vater, ich bin viel in der Welt herumgekommen; gottlob, daß ich wieder frische Luft schöpfe!“ „Wo bist du denn all gewesen?“ „Ach, Vater, ich war in einem Ranjetloch, in einer Kuh Bauch und in eines Wolfes Wanst; nun bleib' ich bei euch.“ „Und wir verkaufen dich um alle Reichtümer der Welt nicht wieder.“ Da herzten und küßten sie ihren lieben Daumesdick, gaben ihm zu essen und trinken und ließen ihm neue Kleider machen, denn die feintigen waren ihm auf der Reise verdorben.



Dammerlings Wanderschaft.



in Schneider hatte einen Sohn, der war klein geraten und nicht größer als ein Dammen, darum hieß er auch der Dammerling. Er hatte aber Courage im Leibe und sagte zu seinem Vater: „Vater, ich soll und muß in die Welt hinaus.“ „Necht, mein Sohn,“ sprach der Alte, nahm eine Stopfnadel und machte am Licht einen Knoten von Siegellad daran, „da hast du auch einen Tegen mit auf den Weg.“ Nun wollte das Schneiderlein noch einmal miteissen und hüpfte

in die Küche, um zu sehen, was die Frau Mutter zu guter Letzt gekocht hätte. Es war aber eben angerichtet, und die Schüssel stand auf dem Herd. Da sprach es: „Frau Mutter, was gibts heute zu essen?“ „Sieh du selbst zu“, jagte die Mutter. Da sprang Dummerling auf den Herd und guckte in die Schüssel; weil er aber den Hals zu weit hineinsteckte, faßte ihn der Dampf von der Speise und trieb ihn zum Schornstein hinaus. Eine Weile ritt er auf dem Dampf in der Luft herum, bis er endlich wieder auf die Erde herabsank. Nun war das Schneiderlein draußen in der weiten Welt, zog umher, ging auch bei einem Meister in die Arbeit, aber das Essen war ihm nicht gut genug. „Frau Meisterin, wenn sie uns kein besser Essen gibt,“ jagte der Dummerling, „so gehe ich fort und schreibe morgen früh mit Kreide an ihre Haustüre: Kartoffel zu viel, Fleisch zu wenig, Adies, Herr Kartoffelkönig.“ „Was willst du wohl, Grasshüpfer?“ sagte die Meisterin, ward böse, ergriff einen Lappen und wollte nach ihm schlagen; mein Schneiderlein aber froh behende unter den Fingerhut, guckte unten hervor und streckte der Frau Meisterin die Zunge heraus.



Sie hob den Fingerhut auf und wollte ihn packen, aber der kleine Dummerling hüpfte in die Lappen, und wie die Meisterin die Lappen auseinanderwarf und ihn suchte, machte er sich in den Tischritz. „He, he, Frau Meisterin!“ rief er und steckte den Kopf in die Höhe, und wenn sie zuschlagen wollte, sprang er in die Schublade hinunter. Endlich aber erwischte sie ihn doch und jagte ihn zum Haus hinaus.

Das Schneiderlein wanderte und kam in einen großen Wald; da begegnete ihm ein Haufen Räuber, die hatten vor, des Königs Schatz zu bestehlen. Als



sie das Schneiderlein sahen, dachten sie, so ein kleiner Kerl kann durch ein Schließelloch kriechen und uns als Dietrich dienen. „Heda,“ rief einer, „du Kiese Goliath, willst du mit zur Schatzkammer gehen? Du kannst dich hineinschleichen und das Geld heranzwerfen!“ Der Dummerling besann sich, endlich sagte er ja und ging mit zu der Schatzkammer. Da besah er die Türe oben und unten, ob kein Riß darin wäre. Nicht lange, so entdeckte er einen und wollte gleich einsteigen. Die eine Schildwache sprach zur andern: „Was kriecht da für eine garstige Spinne? Ich will sie tottreten.“ „Laß das arme Tier gehen,“ sagte die andere, „es hat dir ja nichts getan.“ Nun kam der Dummerling durch den Riß glücklich in die Schatzkammer, öffnete das Fenster, unter welchem die Räuber standen, und warf ihnen einen Taler nach dem andern hinaus. Als das Schneiderlein in der besten Arbeit war, hörte es den König kommen, der seine Schatzkammer besuchen wollte, und verkroch sich eilig. Der König merkte, daß viele harte Taler fehlten, konnte aber nicht begreifen, wer sie sollte gestohlen haben, da Schlösser und Kiegel in gutem Stand waren und alles wohl verwahrt schien. Da ging er wieder fort und sprach zu den zwei Wachen: „Habt acht, es ist einer hinter dem Geld.“ Als der Dummerling nun seine Arbeit von neuem anfing, hörten sie das Geld drünnen sich regen und klingen klipp, klapp, klipp, klapp. Sie eilten hinein und wollten den Dieb greifen, aber das Schneiderlein, das sie kommen hörte, war noch geschwinder, sprang in eine Ecke und deckte einen Taler über sich, so daß nichts von ihm zu sehen war; dabei neckte es noch die Wachen und rief: „Hier bin ich!“ Die Wachen liefen dahin, wie sie aber ankamen, war es schon in eine andere Ecke unter einen Taler gehüpft und rief: „He, hier bin ich!“ Die Wachen sprangen herbei, Dummerling war aber längst in einer dritten Ecke und rief: „He, hier bin ich!“ Und so hatte es sie zu Narren und trieb sie so lange in der Schatzkammer herum, bis sie müde waren und davongingen. Nun warf es die Taler nach und nach alle hinaus; den letzten schnellte es mit aller Macht, hüpfte dann selber noch behendiglich darauf und flog mit ihm durchs Fenster hinab. Die Räuber machten ihm große Lobgesprüche: „Du bist ein gewaltiger Held,“ jagten sie; „wilst du unser Hauptmann werden?“ Dummerling bedankte sich aber und sagte, er müßte sich erst in der Welt umsehen. Sie teilten nun die Bente, das Schneiderlein aber verlangte nur einen Kreuzer, weil es nicht mehr tragen konnte.

Darauf schnalzte es seinen Degen wieder um den Leib, sagte den Räubern guten Tag und nahm den Weg zwischen die Beine. Er versuchte zwar bei etlichen Meistern wieder die Schneiderarbeit, aber sie wollte ihm nicht schmecken, und endlich verdingte er sich als Hansknecht in einem Gasthof. Die Mägde konnten es nicht leiden, denn ohne gesehen zu werden, sah es alles, was sie heimlich

taten, und gab bei der Herrschaft an, was sie sich von den Tellern genommen und aus dem Keller für sich weggeholt hatten. Da sprachen sie: „Wart“, wir wollen dir's eintränten“, und verabredeten untereinander, ihm einen Schabernack anzutun. Als die eine Magd bald hernach im Garten mähte und den Daumerling da herumspringen und an den Kräutern auf und ab kriechen sah, mähte sie ihn mit dem Gras schnell zusammen, band alles in ein großes Tuch und warf es heimlich den Kühen vor. Nun war eine große schwarze darunter, die schluckte ihn mit hinab, ohne ihm weh zu tun. Unten gefiel's ihm aber schlecht, denn es war ganz finstler und braunte da kein Licht. Als die Kuh gemelkt wurde, da rief er:

„Strip, strap, stroll,
ist der Eimer bald voll?“

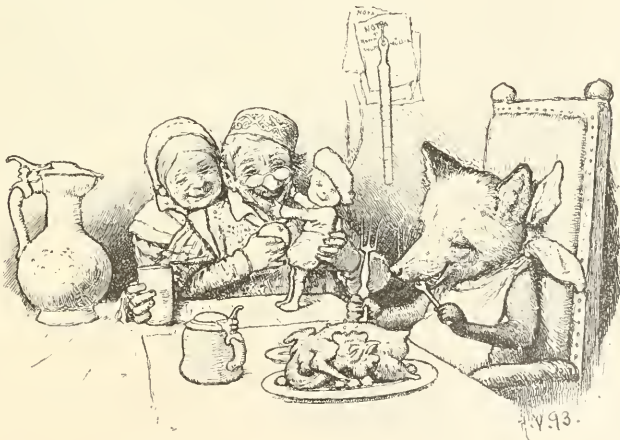
Doch bei dem Geräusch des Melkens wurde er nicht verstanden. Hernach trat der Hausherr in den Stall und sprach: „Morgen soll die Kuh da geschlachtet werden.“ Da ward dem Daumerling angst, daß er mit heller Stimme rief: „Laßt mich erst heraus, ich sitze ja drin!“ Der Herr hörte das wohl, wußte aber nicht, wo die Stimme herkam. „Wo bist du?“ rief er. „In der schwarzen“, antwortete Daumerling, aber der Herr verstand nicht, was das heißen sollte, und ging fort.

Nun andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet; glücklicherweise traf bei dem Zerhacken und Zerlegen den Daumerling kein Hieb, aber er geriet unter das Würstfleisch. Wie nun der Metzger herbeitrat und seine Arbeit anfing, schrie er aus Leibesträften: „Hactt nicht zu tief, haell nicht zu tief, ich stecke ja drunter!“ Vor dem Lärmen der Hackmesser hörte das kein Mensch. Nun hatte der arme Daumerling keine Not, aber die Not macht Weine, und da sprang er so behend zwischen den Hackmessern durch, daß ihn feins anrührte und er mit heiler Haut davontkam. Aber entspringen konnte er auch nicht; es war keine andere Auskluft, er mußte sich mit den Speckbrocken in eine Blutwurst hinunterstopfen lassen. Da war das Quartier etwas euge, und dazu ward er noch in den Schornstein zum Räuchern aufgehängt, wo ihm Zeit und Weile gewaltig lang wurde. Endlich im Winter wurde er heruntergeholt, weil die Wurst einem Gaste sollte vorgezeigt werden. Als nun die Frau Wirtin

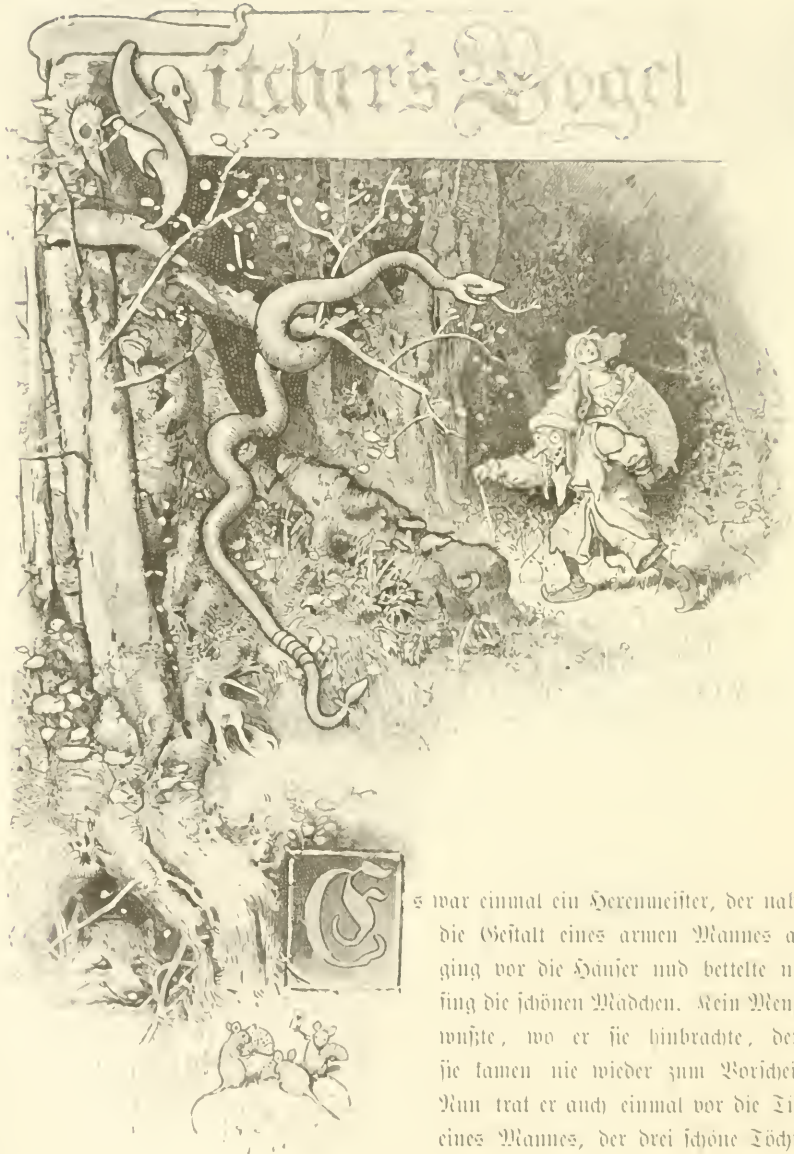


die Wurst in Scheiben schnitt, nahm er sich in acht, daß er den Kopf nicht zu weit vorstreckte, damit ihm nicht etwa der Hals mit abgeschnitten würde; endlich erjah er einen Vorteil, machte sich Luft und sprang heraus.

In dem Hause aber, wo es ihm so übel ergangen war, wollte das Schneiderlein nicht länger mehr bleiben, sondern begab sich gleich wieder auf die Wanderung. Doch seine Freiheit dauerte nicht lange; auf dem offenen Feld kam es einem Fuchs in den Weg, der schnappte es in Gedanken auf. „Ei, Herr Fuchs,“ rief das Schneiderlein, „ich bir's ja, der in eurem Hals steckt, laßt mich wieder frei!“ „Du hast recht,“ antwortete der Fuchs, „an dir hab' ich doch soviet als nichts; versprichst du mir die Hühner in deines Vaters Hof, so will ich dich loslassen.“ „Von Herzen gern,“ antwortete der Dummerling, „die Hühner sollst du alle haben, das gelobe ich dir.“ Da ließ ihn der Fuchs wieder los und trug ihn selber heim. Als der Vater sein liebes Söhnlein wieder sah, gab er dem Fuchs gerne alle die Hühner, die er hatte. „Dafür bring' ich dir auch ein schönes Stück Geld mit“, sprach der Dummerling und reichte ihm den Kreuzer, den er auf seiner Wanderschaft erworben hatte.



„Waram hat aber der Fuchs die armen Piephühner zu fressen kriegt?“
 „Ei, du Narr, deinem Vater wird ja wohl ein Kind lieber sein als die Hühner auf dem Hof.“



Es war einmal ein Herenmeister, der nahm die Gestalt eines armen Mannes an, ging vor die Häuser und bettete und fing die schönen Mädchen. Kein Mensch wußte, wo er sie hinbrachte, denn sie kamen nie wieder zum Vorschein. Nun trat er auch einmal vor die Türe eines Mannes, der drei schöne Töchter

hatte, sah aus wie ein armer, schwacher Bettler und trug eine KÖtze auf dem Rücken, als wollte er milde Gaben darin sammeln. Er bat um ein bißchen Essen, und als die älteste heraustrat und ihm ein Stück Brot reichen wollte, rührte er sie nur an, und sie mußte in seine KÖtze springen. Darauf eilte er mit starken Schritten fort und trug sie in einen finstern Wald zu seinem Haus, das mitten darin stand. In dem Haus war alles prächtig; er gab ihr, was sie nur wünschte, und sprach: „Mein Schatz, es wird dir wohl gefallen bei mir, denn du hast alles, was dein Herz begehrt.“ Das dauerte ein paar Tage, da sagte er: „Ich muß fortreisen und dich eine kurze Zeit allein lassen, da sind die Hansschlüssel; du kannst überall hingehen und alles betrachten, nur nicht in eine Stube, die dieser kleine Schlüssel da aufschließt, das verbiet' ich dir bei Lebensstrafe.“ Auch gab er ihr ein Ei und sprach: „Das Ei verwahre mir sorgfältig und trag es lieber beständig bei dir, denn ginge es verloren, so würde ein großes Unglück daraus entstehen.“ Sie nahm die Schlüssel und das Ei und versprach, alles wohl auszurichten.

Als er fort war, ging sie in dem Hans herum von unten bis oben und bejah alles: die Stuben glänzten von Silber und Gold und sie meinte, sie hätte nie so große Pracht gesehen. Endlich kam sie auch zu der verbotenen Thür, sie wollte vorübergehen, aber die Neugierde ließ ihr keine Ruhe. Sie bejah den Schlüssel, er sah aus wie ein anderer, sie steckte ihn ein und drehte ein wenig, da sprang die Thür auf. Aber was erblickte sie, als sie hineintrat: ein großes blutiges Becken stand in der Mitte, und darin lagen tote zerhaute Menschen; daneben stand ein Holzblock und ein blutendes Beil lag darauf. Sie erschrak so sehr, daß das Ei, das sie in der Hand hielt, hineinstumpfte. Sie holte es wieder heraus und wischte das Blut ab, aber vergeblich, es kam den Augenblick wieder zum Vorschein, sie wischte und schabte, aber sie konnte es nicht herunterkriegen.

Nicht lange, so kam der Mann von der Reise zurück, und das erste, was er forderte, war der Schlüssel und das Ei. Sie reichte es ihm hin, aber sie zitterte dabei, und er sah gleich an den roten Flecken, daß sie in der Blutkammer gewesen war. „Bist du gegen meinen Willen in die Kammer gegangen,“ sprach er, „so sollst du jetzt gegen deinen Willen wieder hinein. Dein Leben ist zu Ende.“ Er warf sie nieder, schleifte sie an den Haaren hin, schlug ihr das Haupt auf dem Block ab und zerhackte sie, daß ihr rotes Blut auf dem Boden dahinfließ. Dann warf er sie zu den übrigen ins Becken.

„Jetzt will ich mir die zweite holen“, sprach der Herrenmeister, ging wieder in Gestalt eines armen Mannes vor das Haus und bettete. Da brachte ihm die zweite ein Stück Brot, und er fing sie wie die erste durch ein bloßes Au-

rühren und trug sie fort. Es erging ihr nicht besser als ihrer Schwester, sie ließ sich von ihrer Nengierde verleiten, öffnete die Kammertür und mußte es bei seiner Rückkehr mit dem Leben büßen. Er ging nun und holte die dritte. Die aber war klug und listig. Als er ihr Schlüssel und Ei gegeben hatte und fortgereist war, verwahrte sie das Ei erst sorgfältig, dann besah sie das Haus und ging zuletzt in die verbotene Kammer. Ach, was erblickte sie! Ihre beiden lieben Schwestern lagen, jämmerlich ermordet, in dem Beden. Aber sie hob an und suchte die Glieder zusammen und legte sie zurecht, Kopf, Leib, Arme und Beine. Und als nichts mehr fehlte, da fingen die Glieder an, sich zu regen und schlossen sich aneinander: und beide Mädchen öffneten die Augen und waren wieder lebendig. Wie freneten sie sich, lüfteten sich und herzten einander! Dann führte sie die beiden heraus und versteckte sie. Der Mann forderte bei seiner Ankunft Schlüssel und Ei, und als er keine Spur von Blut daran entdecken konnte, sprach er: „Du hast die Probe bestanden, du sollst meine Braut sein.“ Er hatte aber jetzt keine Macht mehr über sie und mußte tun, was sie verlangte. „Wohlau,“ antwortete sie, „du sollst vorher einen Korb voll Gold meinem Vater und meiner Mutter bringen und selbst auf deinem Rücken hintragen, dieneil will ich die Hochzeit hier bestellen.“ Darauf ging sie in ihr Kämmerlein, wo sie ihre Schwestern versteckt hatte. „Jetzt“, sprach sie, „ist der Augenblick gekommen, wo ich euch retten kann, der Bösewicht soll euch selbst wieder heimtragen; aber sobald ihr zu Hause seid, laßt mir Hilfe zukommen.“ Dann setzte sie beide in einen Korb und deckte sie mit Gold ganz zu, das nichts von ihnen zu sehen war, und rief den Herenmeister herein und sprach: „Nun trag den Korb fort, aber daß du mir unterwegs nicht stehenbleibst und ruhest, ich schaue durch mein Fensterlein und habe acht.“

Der Herenmeister hob den Korb auf seinen Rücken und ging damit fort, er ward ihm aber so schwer, daß ihm der Schweiß über das Angesicht lief und er fürchtete, totgedrückt zu werden. Da setzte er sich wieder und wollte ein wenig ruhen, aber gleich rief eine im Korbe: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst; willst du weiter!“ Er meinte, die Braut rief ihm das zu, und machte sich wieder auf. Nochmals wollte er sich setzen, da rief es abermals: „Ich schaue durch mein Fensterlein und sehe, daß du ruhst; willst du gleich weiter!“ Und so oft er stillstand, rief es, und da mußte er fort, bis er endlich ganz außer Atem den Korb mit dem Gold und den beiden Mädchen in ihrer Eltern Haus brachte.

Daheim aber ordnete die Braut das Hochzeitsfest an. Sie nahm einen Totentopf mit grinsenden Zähnen und setzte ihm einen Schwanz auf und trug ihn oben vors Bodeuloch und ließ ihn da heranschauen. Dann ladete sie die



Freunde des Hexenmeisters zum Fest ein, und wie das geschehen war, steckte sie sich in ein Faß mit Honig, schnitt das Bett auf und wälzte sich darin, daß sie ansah wie ein wunderlicher Vogel und kein Mensch sie erkennen konnte. Da ging sie zum Hans hinaus, und unterwegs begegnete ihr ein Teil der Hochzeitsgäste, die fragten:

„Du Fitchers Vogel, wo kommst du her?“

„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her.“

„Was macht denn da die junge Brant?“

„Hat gefehrt von unten bis oben das Hans und guckt zum Bodenloch heraus.“

Daranf begegnete ihr der Bräutigam, der zurückkam; der fragte auch:

„Du Fitchers Vogel, wo kommst du her?“

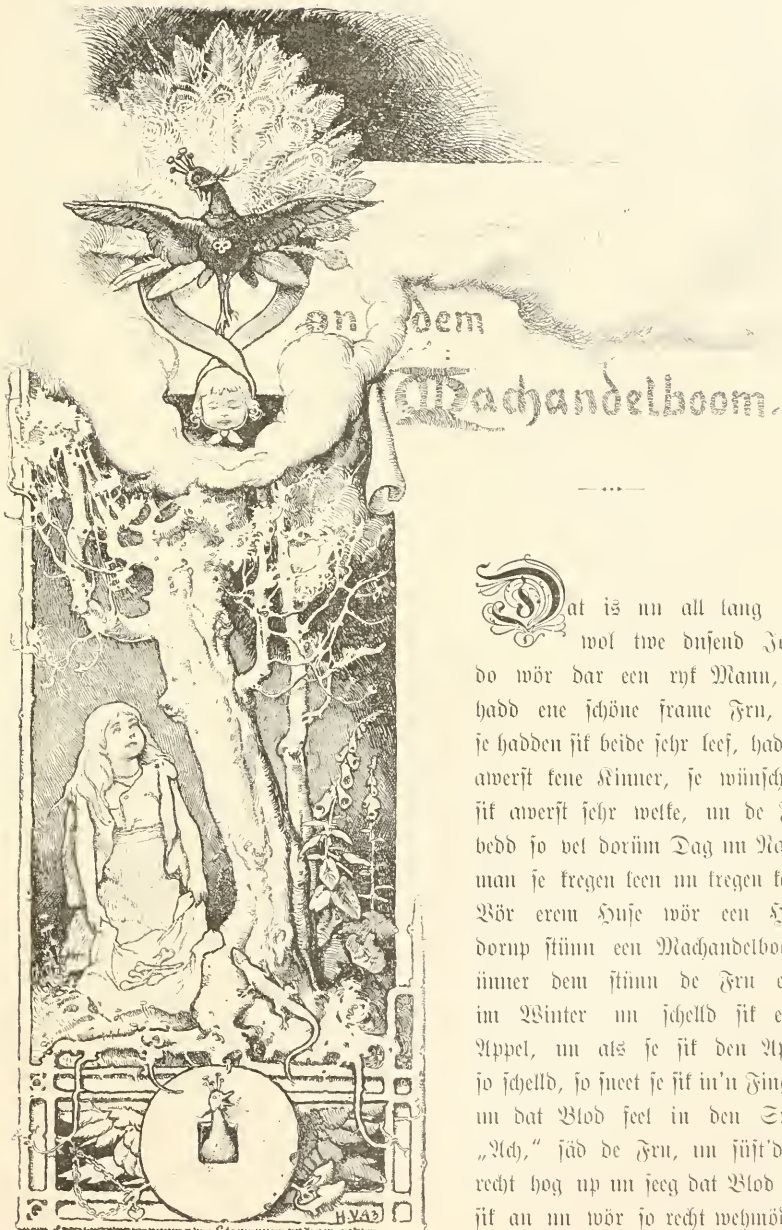
„Ich komme von Fitze Fitchers Hause her.“

„Was macht denn da meine junge Brant?“

„Hat gefehrt von unten bis oben das Hans und guckt zum Bodenloch heraus.“

Der Brantigam schaute hinanf und sah den gepuyten Totenkopf; da meinte er, es wäre seine Braut, und nickte ihr zu und grüßte sie freundlich. Wie er aber samt seinen Gästen ins Haus gegangen war, da tau die Hülse von den Schwestern an. Sie schlossen alle Türen des Hauses zu, damit niemand entfliehen konnte, und steckten es an, also daß der Herenmeister mit samt seinem Gefindel verbrennen mußte.





Dat is nu all lang her,
 wol twe duisend Johr,
 do wör dar een ryk Mann, de
 hadd ene schöne frame Fru, un
 se hadden sit beide sehr leef, hadden
 awerst fene Kinner, se wünschden
 sit awerst sehr wette, un de Fru
 bedd so vel dorüm Dag un Nacht,
 man se kregen keen un kregen keen.
 Vör erem Huise wör een Hof,
 dorup stünn een Wachandelboom,
 immer dem stünn de Fru eens
 in Winter un schellid sit enen
 Appel, un als se sit den Appel
 so schellid, so sneet se sit in'n Finger,
 un dat Blod seel in den Snee.
 „Ach,“ jäd de Fru, un jüst'd so
 recht hog up un jeeg dat Blod vör
 sit an un wör so recht wehmödig,

„hadd it doch een Kind, so rod as Blod un so witt as Snee.“ Un as je dat säd, so wurr ehr so recht fröhlich to Mode: ehr wör recht, as schull dat wat warden. Do güng se to dem Huse; mit güng een Maand hen, de Snee vorgüing; un twee Maand, do wör dat grün; un dre Maand, do kömen de Blömer ut der Gerd; un veer Maand, do driingen sif alle Blömer in dat Holt un de grönen Twyge wören all in ecnanner wiffen; dor fingen de Paegelfens, dat dat ganze Holt schalld, un de Blöiten selen von den Blömern: do wör de söfte Maand wech, un se stünn ünner dem Machandelboom, de röt so schön, do sprüng ehr dat Hart wör Freuden, un se füll up ere Snee un kunn sif nich laten; un as de söfte Maand vörby wör, do wurren de Früchte did un stark, do wurr se ganz still; un de söwde Maand, do greep se na den Machandelbeeren un eet se so widsch, do wurr se trurig un krank; do güng de achte Maand hen, un se reep eeren Mann un weend un säd: „Wenn ick starw, so begraf my ünner den Machandelboom.“ Do wurr se ganz getrost un freude sif, bet de neegte Maand vörby wör, do kreeg se een Kind so witt as Snee un so rod as Blod, un as se dat seeg, so freude se sif so, dat se stürw.

Do begrof ehr Mann se ünner den Machandelboom, un he füng an to weenen so sehr: ene Tyd lang, do wurr dat wat sachter, un do he noch wat weend hadd, do hüß he up, un noch een Tyd, do nöhm he sif wedder ene Fru.

Mit de tweden Fru kreeg he ene Tochter, dat Kind awerst von der eersten Fru wör een lüttje Zaehn un wör so rod as Blod un so witt as Snee. Wenn de Fru ere Tochter so anseeg, so had se se so leef, awerst denn seeg se den lüttjen Jung an, un dat güng ehr so dorch't Hart, un ehr düchd, as stünn he ehr alterwegen im Weg, un dachd denn man jümmer, wo se ehr Tochter all dat Vörmaegent lowenden wullt, un de Böse gaf ehr dal in, dat se dem lüttjen Jung ganz gram wurr, un stödd em herün von een Gel in de anner un büßd em hier un küßd em dor, so dat dat arme Kind jümmer in Angst wör. Wenn he denn ut de Schol köm, so hadd he kene ruhige Städ.

Genz wör de Fru up de Kamer gan, do köm de lüttje Tochter of berup un säd: „Möder, gif my enen Appel.“ „Ja, myn Kind“, säd de Fru, un gaf ehr enen schönen Appel ut der Kist; de Kist awerst hadd enen groten sworen Dedel mit een grot scharp hieren Stot. „Möder“, säd de lüttje Tochter, „schall Broder nich ol enen hebben?“ Dat vertrödd de Fru, doch säd se: „Ja, wenn he ut de Schol kummt.“ Un as se ut dat Fenster wohr wurr, dat he köm, so wör dat recht, as wenn de Böse aewer ehr köm, un so gravvilt to un nöhm erer Tochter den Appel wedder wech un säd: „Du schallst nich ehr enen hebben as Broder.“ Do jmeet se den Appel in de Kist un mald de Kist to; do köm de lüttje Jung in de Dör, do gaf ehr de Böse in, da se fründlich to em

sed: „Myu Sachn, wullt du enen Appel hebben?“ un seeg em so hastig an. „Moder,“ säd de lüttje Jung, „wat sühst du gräsig ut! Ja, gif my enen Appel.“ Do wörr ehr, as schnll se em toreden. „Kumm mit my,“ säd se, un maad den Deckel up, „hal dy enen Appel herut.“ Un as sik de lüttje Jung henin büedd, jo reet ehr de Böse, bratsch! stög se den Deckel to, dat de Kopp afflög un ünner de roden Appel fällt. Do aewerleep ehr dat in de Angst, un dachd: „Kumm ik dat von my bringen!“ Do güng se bawen na ere Stuw na erem Dragfaften un hal ut de bäuwelste Schnflad enen witten Dok un jett' den Kopp



wedder up den Hals un bund den Halsdot so un, dat'n nils Jehu lunn, un jett' em vör de Dör up eene Pant un gaf em den Appel in de Hand.

Do kom dorna Marleuken to erer Moder in de Naect, de stinn by dem Thur un hadd enen Putt mit heet Water vör sijn, den rohd je jummer un. „Moder," sad Marleuken, „Broder sijn vör de Dör un sikt gauß witt ut un hett enen Appel in de Hand, ik hebb em beden, he schull mi den Appel gewen, awerst he antwörd mi nich, da wurr mi gauß grolich.“ „Gah nochmal hen," sad de Moder, „un wenn he di nich antworden will, so gif em eens an de Eren.“ Do gieng Marleuken hen un sad: „Broder, gif mi den Appel“; awerst he jweeg still. Do gaf se em eens up de Eren, do feet de Kopp herinn; doraewer vörichrod se sijn un säng an to weenen un to roven un lop to erer Moder un sad: „Ach, Moder, ik hebb minem Broder den Kopp afflagen“, un weend un weend un wull sijn nich tofreden gewen. „Marleuken," sad de Moder, „wat heist du dahn? Awerst jwng man sijn, dat et keen Menich marrt, dat ist un doch nich to annern; wi willen em in Zur taken.“ Do uohri de Moder den lüttjen Jwng un hachd em in Stücken, ded de in den Putt un tad em in Zur. Marleuken awerst stinn darby un weend un weend, un de Franen jullen all in den Putt, un se brukden gor keen Zott.

Do kom de Vader to Hus un jett' sijn to Tisch un sad: „Wo is denn myn Zaehu?“ Do frog de Moder ene grote grote Schottel up mit Swarthur, un Marleuken weend un kinn sijn nich hollen. Do sad de Vader wedder: „Wo is denn myn Zaehu?“ „Ach," sad de Moder, „he is awer Land gan, na Mitten erer Grotöhm: he wull dor wat bliwen.“ „Wat dait he denn dor un heist mi nich mal Adjüs jegg!“ „S, he wull geern hen un bed mi, of he dor wol soj Wäfen bliwen kunn; he is jo woll dor uphawn.“ „Ach," sad de Mann, „mi is jo recht trurig, dat is doch nich recht, he hadd mi doch Adjüs jeggen schult.“ Mit des säng he an to eeten un sad: „Marleuken, wat weenst du? Broder wart wol wedder kamen.“ „Ach, Fru," sad he do, „wat jhnecht mi dat Geten schön! Gif mi mehr!“ Un je mehr he eet, je mehr wull he hebben, un sad: „Gest mi mehr, an jhöll nits dor af hebben, dat is, as wenn dat all myn wör.“ Un he eet un eet, un de Knatens smeet he all inner den Tisch, bet he allens up hadd. Marleuken awerst gieng hen na ere Commod un nöhm ut de innerste Schuf eren besten jnden Tol un hal all de Beentens un Knatens inner den Tisch herul un bund se in den jnden Tol un drog se vör de Dör un weend ere blödigzen Franen. Dor tad se se inner den Machandelboom in dat gröne Gras, un as se se dor henleggd hadd, so war ehr mit eenmaal so recht licht, un weend nich mehr. Do säng de Machandelboom an sijn to bewegen, un de Zwngje deden sijn jummer so recht

von eenanner un denn wedder tohop, so recht, as wenn sit ener so recht freut un mit de Händ so dait. Mit des so güng dar so'u Newel von dem Boom, un recht in dem Newel dar brennd dat as Jür, un ut dem Jür da flög so'u schönen Bagel hernt, de süng so herrlich un flög hog in de Luft, un as he wech wör, do wör de Machandelboom als he vörhen west wör, un de Dot mit de Knakens mörr wech. Marleuten awerst wör so recht licht un verquögt, recht, as wenn de Broder noch lewd. Do güng se wedder gauß lustig in dat Hus by Disch un eet.

• De Bagel awerst flög wech un sett' sit up enen Goldsmidt syn Hus un süng an to süngen:

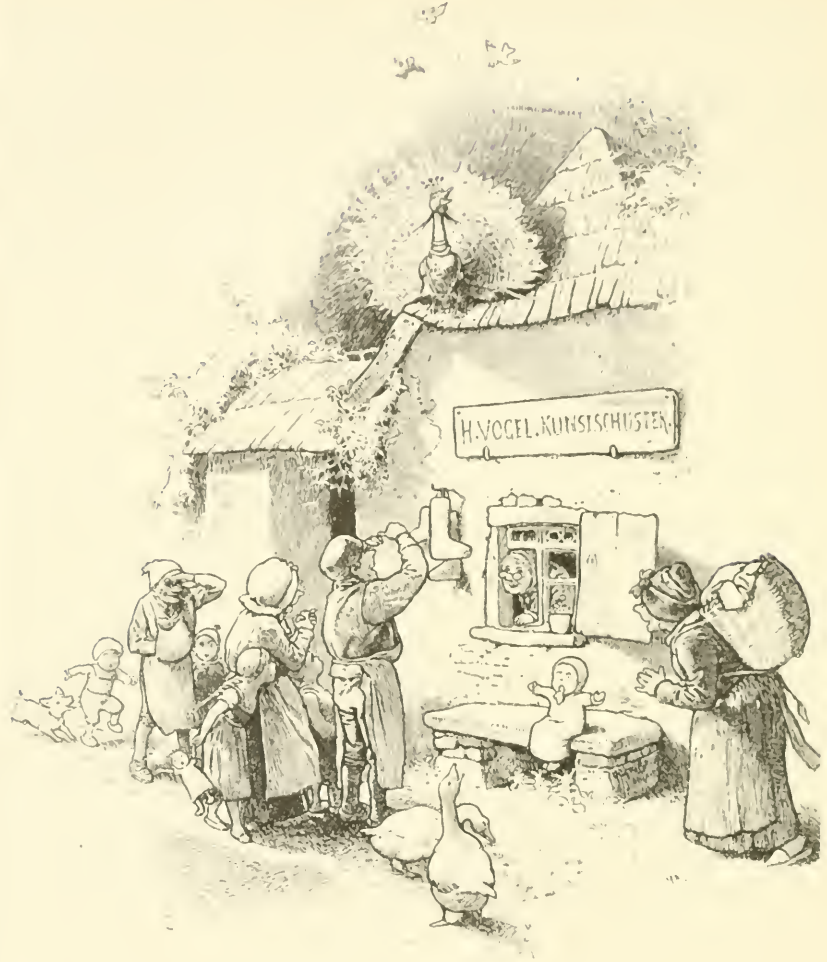
„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kiwitt, kiwitt, wat vör'n schön Bagel bin ich!“

De Goldsmidt seet in syn Wartstäd un maad ene goldne Kede, do hörd he den Bagel, de up syn Dack seet un süng, un dat düntd em so schön. Do stüüm he up, un as he aewer den Süll güng, do verkör he enen Tüffel. He güng aber so recht midden up de Strat hen, enen Tüffel un een Sock an: syn Echortfell hadd he vör, un in de een Hand hadd he de goldne Kede un in de anner de Tang; un de Sinn schynd so hell up de Strat. Dor güng he recht so stan un seeg den Bagel an. „Bagel,“ seggt he do, „wo schön taunst du süngen! Sing my dat Stück nochmal.“ „Ne,“ seggt de Bagel, „tweimal sing ich mich um'sünst. Gif my de goldne Kede, so will ich dy't nochmal süngen.“ „Dor,“ seggt de Goldsmidt, „heft du de goldne Kede, un sing my dat nochmal.“ Do köm de Bagel un nöhm de goldne Kede so in de rechte Pot un güng vör den Goldsmidt sitten un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Kiwitt, kiwitt, wat vör'n schön Bagel bin ich!“

Do flög de Bagel wech ua enem Schofter un sett' sit up den syn Dack un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,



mein Schwester, der Marleichen,
sucht alle meine Beichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Wachandelbaum.
Mhwitt, khwitt, wat vör'u schön Bagel bün ik!"

De Schwester hörd dat un leep vör sijn Dör in Hemdarmels un seeg na sijn Dack un musß de Hand vör de Egen hollen, dat de Sümm em nich blend't. „Bagel," seggt he, „wat kannst du schön singen." Do röp he in sijn Dör henin: „Bru, kumm mal herut, dar is een Bagel: seh mal den Bagel,

de kann mal schön singen.“ Do röp he syn Dochter un Kinner un Gefellen, Jung un Magd, un se könen all up de Strat un seegen den Bagel an, wo schön he wör, un he hadd so recht rode un gröne Feddern, un üm den Hals wör dat as luter Gold, un de Ogen blünten em in Kopp as Steeru. „Bagel,“ säd de Schoster, „un sing my dat Stück nochmal.“ „Ne,“ seggt de Bagel, „tweimal sing ik nich umfünst, du mußt my wat schenken.“ „Fru,“ säd de Mann, „ga na dem Baehn, up dem bäwelsten Boord, dor stan een For rode Schö, de bring herünn.“ Do güng de Fru hen un hal de Schö. „Dor, Bagel,“ säd de Mann, „un sing my dat Stück nochmal.“ Do köm de Bagel un nöhm de Schö in de linke Klau un flög wedder up dat Dack un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich aß,
mein Schwester, der Marleinchen,
sucht alle meine Beinchen,
bindt sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Schwitt, schwitt, wat vör'n schön Bagel
bün ik!“

Un as he utfungen hadd, so flög he wech: de Kede hadd he in de rechte un de Schö in de linke Klau. Un he flög wyt wech na ene Maehl, un de Maehl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe“, un in de Maehl dor seeten twintig Maehleuburßen, de handen enen Steen un hackden „hick hack, hick hack, hick hack“, un de Maehl güng „klippe klappe, klippe klappe, klippe klappe“. Do güng de Bagel up enen Lindenboom sitten, de vör de Maehl stünn un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht“ —



do hord een up,

„mein Vater, der mich ah“

do horden noch twe up un hörden dat,

„mein Schwester, der Marlenichen“

do hörden weder veer up,

„sucht alle meine Venichen,
bind't sie in ein seiden Tuch“ —

nu hadden noch man acht,

„legt's unter“ —

nu noch man fyv,

„den Wachandelbaum“ —

nu noch man een,

„hwitt, hwitt, wat vör'n schön Vogel bün it!“

Do hörd de lezte of up un hadd dat lezte noch hörd. „Vogel,“ jegg't he, „wat singst du schön! Lat my dat ol hören, sing my dat nochmal.“ „Ne,“ jegg't de Vogel „twemat sing it nich unjüüt, gif my den Wachtensteen, so will it dat nochmal singen.“ „Ja,“ jegg't he, „wenn he my alleen tohörd, so schallt du em hebben.“ „Ja,“ säden de annern, „wenn he nochmal singt, so schall he em hebben.“ Do föm de Vogel herünn, un de Möllers jat'n all twintig mit Wöm an un böhrden den Steen up, „hu uh up, hu uh up, hu uh up!“ Do stök de Vogel den Hals dö'r dat Loch un nöhm em ün as enen Kragen, un flög wedder up den Boom un jäng:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
mein Vater, der mich ah,
mein Schwester, der Marlenichen,
sucht alle meine Venichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Wachandelbaum.
Kwitt, Kwitt, wat vör'n schön Vogel bün it!“

Un as he dat ufjungen hadd, do deed he de Hünf von eenanner, un he hadd in de rechte Klan de Rede nu in de linke de Eghö nu ün den Hats den Wachtenstein, un flog wjt weg nach junes Vaders Hüfe.

In de Stuw seet de Vader, de Moder un Marleenten by Disch, un de Vader jäd: „Ach, wat wart my licht, my is recht so god to Mode.“ „Ne,“ jäd de Moder, „my is recht so angst, so recht, as wenn en swor Gewitter kummt.“ Marleenten awerst seet un weend un weend. Do löm de Bagel anstegen, un as he sit up dat Dack jett'. „Ach,“ jäd de Vader, „my is so recht freudig, un de Sünm schynt buten so schön, my is recht, as schull ik enen olen Bekannten weddersehen.“ „Ne,“ jäd de Fru, „my is so angst, de Täne klappern my, un dat is my as Für in den Aldern.“ Un se reet sit ehr Lyffen up un so mehr, awer Marleenten seet in en Eck un weend un hadd enen Platen vör de Ogen un weend den Platen ganz meßnatt. Do seet' sit de Bagel up den Machandelboom un süng:

„Mein Mutter, der mich schlacht“ —

Do hüß de Moder de Oren to un kneep de Ogen to un wull nich sehen un hören, awer dat brusde ehr in de Oren as de allerstarkste Strom, un de Ogen brennden ehr un zackden as Bliß.

„Mein Vater, der mich aß“ —

„Ach, Moder,“ seggt de Mann, „dor is en schön Bagel, de süngt so herrlich, de Sünm schynt so warm, un dat rückt as Inter Zimmernamen.“

„Mein Schwester, der Marlenichen“ —

Do läd Marleenten den Kopp up de Kneec un weend in eens wech, de Mann awerst jäd: „Ik ga henut, ik mutt den Bagel dicht by sehn.“ „Ach, gah nich,“ jäd de Fru, „my is, as bewd das ganze Hus un stümm in Stamm.“ Awerst de Mann güng henut un jeeß den Bagel an.

„Sucht alle meine Benichen,
bind't sie in ein seiden Tuch,
legt's unter den Machandelbaum.
Khwitt, khwitt, wat vör'n schön Bagel bliin ik!“

Mit des leet de Bagel de gollne Kede fallen, un se seel dem Mann jüst ün'n Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schön passd. Do güng he herin un jäd: „Süß, wat is dat vör'n schön Bagel, hett my so 'ne schöne gollne Kede schentd, un süßt so schön ut.“ De Fru awerst wör so angst und füß langß in de Stuw hen, un de Müß füß ehr von dem Kopp. Do süng de Bagel wedder:

„Mein Mutter, der mich schlacht“ —

„Ach, dat ik dußend Föder immer de Erd wör, dat ik dat nich hören schull!“

„Mein Vater, der mich aß“ —

Do jüll de Fru vör dod nedder.

„Mein Schwester, der Karleichen“

„Ach,“ säd Marleenten. „il will of berut gan un sehn, oi de Bagel my wat schent!“ Do giing se berut.

„Sucht alle meine Venichen,
bind't sie in ein seiden Tuch“

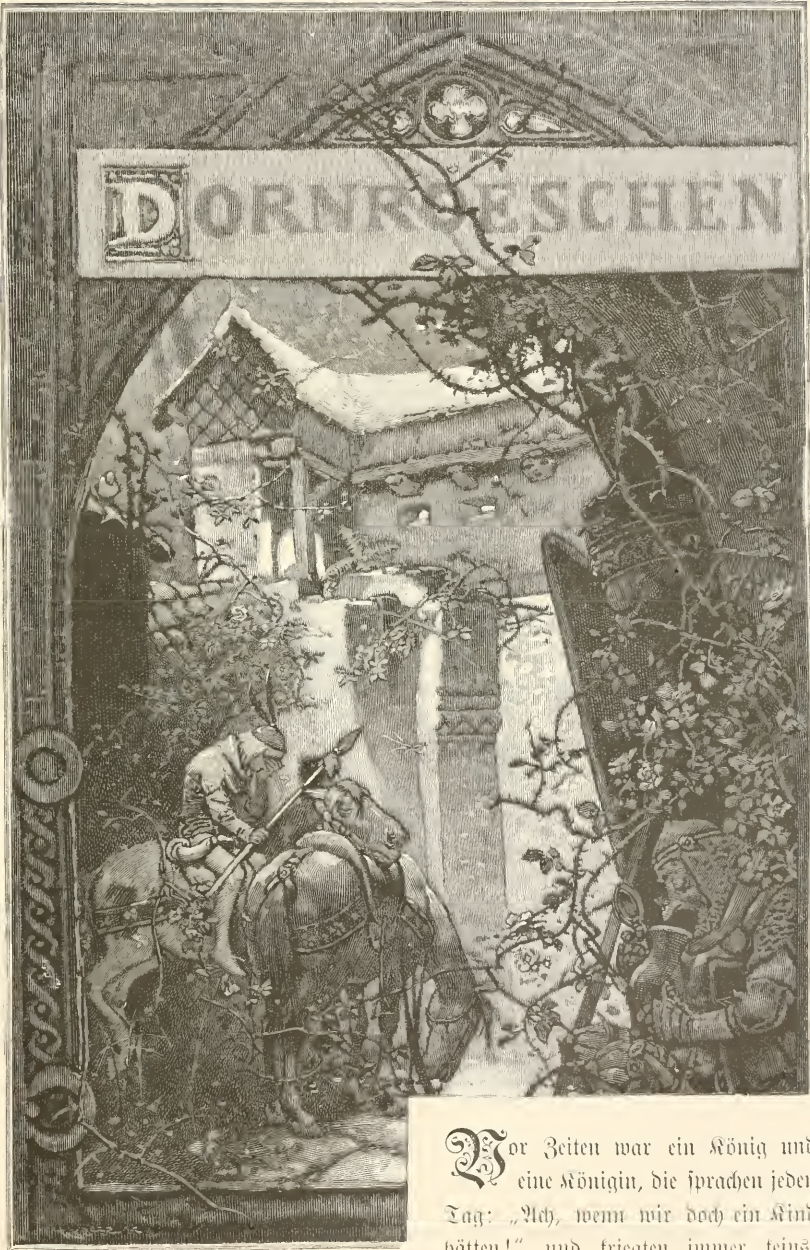
Do smeet he ehr de Schö herinn.

„Legt's unter den Machandelbaum.
Nhwitt, nhwitt, wat vör'u schön Bagel bin il!“

Do wör ehr so licht un fröhlich. Do tend se de neen rode Schö an un danßd un spring herin. „Ach,“ säd se, „il wör so trurig, as il henut giing, un un is my so licht. Dat is mal en herrlichen Bagel, bet my en För rode Schö schent.“ „Na,“ säd de Fru un spring up, un de Hor stinnen ehr to Barg as Firsflammen, „my is, as schull de Welt innergang, il will of berut, of my lichter warden schull.“ Un as se ut de Dör föm, bratisch! smeet ehr de Bagel den Machlensteen up den Kopp, dat se ganß tomaticht wurr. De Vader



un Marleenten hörden dat un gingen berut: do giing en Dampf un Flamme un Firs up von der Stad, un as dat vörby wurr, do stünn de lütje Broder dor, un he nöhm ihnen Vader un Marleenten by der Hand, un wören all dre so recht vergnögt un gingen in dat Hus by Tisch un eeten.



Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins.

Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch soll erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu fassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen dabeimbleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenken die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben; die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt nur zu wünschen ist. Als alle ihre Sprüche



eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stecken und tot hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, lehnte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn widerern konnte, so sagte sie:

„Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor so großem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sitzsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Hans waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und da saß in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spann emsig ihren Flach. „Guten Tag, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da?“ „Ich spinne“, jagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte

auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen und in den Saal getreten waren, sanken nieder und schliefen ein und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall,



die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Kraten hörte auf zu brühen, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas verfehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Kings um das Schloß, aber begann eine Dornenhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Kabue auf dem Dache. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königsjöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königsjoh in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinterstehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit Jahren schlief, und mit ihr schlief der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königsjöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber sie wären darin hängengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: „Ich fürchte mich nicht, ich will hinanz und das schöne Dornröschen sehen.“ Der gute Alte riet ihm ab, aber er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren gerade die hundert Jahre verlossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königsjoh sich der Hecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die taten sich von selbst aneinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch; und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheidigen Jagdhunde liegen und schlafen; auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er konnte es auch nicht lassen, bückte sich



THE
LIBRARY
OF THE
MUSEUM OF
COMPARATIVE ZOOLOGY
AND ANATOMY
HARVARD UNIVERSITY

und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Mund berührt, so schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat, und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich, die Jagdhunde sprangen und wedelten, die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen miterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld, die Fliegen an den Wänden trockten weiter, das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten fing wieder an zu brügeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie, und



die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da ward die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Fundevoegel.



Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd, und wie er in den Wald lau, hörte er schreien, als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach und kam endlich zu einem hohen Baum und oben darauf saß ein kleines Kind. Es war aber die Mutter mit dem Kinde unter dem Baum eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das Kind in ihrem Schoße gefeßen: da war er hinzugeflogen, hatte es mit dem Schnabel weggenommen und auf den hohen Stamm gefeßt.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: „Du willst das Kind mit nach Haus nehmen und mit deinem Fench zusammen anziehen.“ Er brachte es also heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das auf dem Stamm gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, ward Fundevoegel geßeßen.

Fundevoegel und Fench hatten sich so lieb, nein, so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, war es traurig.



Der Förster hatte aber eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal, sondern vielmal hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach: „Hor' einmal, alte Zaune, was tragt du denn soviel Wasser zu?“ „Wenn du's keinem Menschen wieder jagen willst, so will ich dir's wohl jagen.“ Da jagte Lenchen nein, sie wollte es keinem Menschen wieder jagen, so sprach die Köchin: „Morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn's im Kessel siedet, werfe ich den Hundevogel hinein und will ihn darin kochen.“

Des andern Morgens in aller Frühe stieg der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da sprach Lenchen zum Hundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaße ich dich auch nicht.“ Antwortete der Hundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Da sprach Lenchen: „Ich will es dir nur jagen, die alte Zaune schleppte gestern abend soviel Eimer Wasser ins Haus; da fragte ich sie, warum sie das täte, so jagte sie, wenn ich's keinem Menschen jagen wollte, so wollte sie es mir wohl jagen. Sprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menschen jagen. Da jagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser kochen und dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufstehen, uns anziehen und zusammen fortgehen.“

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer und wollte den Hundevogel holen und ihn hineinwerfen. Aber, als sie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort; da wurde ihr gramam angst, und sie sprach vor sich: „Was will ich nun jagen, wenn der Förster heimkommt und sieht, daß die Kinder weg sind? (Geschwind hinten nach, daß wir sie wieder kriegen.“

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einfangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lenchen zum Hundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Sprach Hundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Da jagte Lenchen: „Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Köschen darauf.“ Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, da war nichts da als ein Rosenstrauß und ein Köschen obendrauf, die Kinder aber nirgend. Da sprachen sie: „Hier ist nichts zu machen“, und gingen heim und sagten der Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen als nur ein Rosenstöckchen mit einem Köschen obendrauf. Da schalt die alte Köchin: „Ihr Einfaltspinsel, ihr hattet das Rosenstöckchen sollen entzweischneiden und das Köschen abbrehen und mit nach Haus bringen; geschwind und tut's.“ Sie mußten also zum zweitenmal

hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lenchen: „Fundevoegel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Fundevoegel sagte: „Nun und nimmermehr.“ Sprach Lenchen: „So werde du eine Kirche und ich die Krone darin.“ Wie nun die drei Knechte dahinkamen, war nichts da als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zueinander: „Was sollen wir hier machen, laßt uns nach Hansje gehen.“ Wie sie nach Hansje kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten, so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden als eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren,“ schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heingebracht?“ Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder sahen aber die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hinten nach. Da sprach Lenchen: „Fundevoegel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht. Da sprach Fundevoegel: „Nun und nimmermehr.“ Sprach Lenchen: „Werde du zum Teich und ich die Ente drauf.“ Die Köchin aber kam herzu, und als sie den Teich sah, legte sie sich darüber hin und wollte ihn ansäufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel



beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein; da mußte die alte Here ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Hansje und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.



KÖNIG IDROSSELBART.

Der König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, dabei aber so stolz und übermütig, daß ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb noch dazu Spott mit ihnen.

Einmal ließ der König ein großes Fest anstellen und ludete dazu aus der Nähe und Ferne die heiratslustigen Männer ein. Sie wurden alle in eine Reihe nach Rang und Stand geordnet: erst kamen die Könige, dann die Herzöge, die Fürsten, Grafen und Freiberren, zuletzt die Edelleute. Nun ward die Königstochter durch die Reihen geführt, aber an

jeden hatte sie etwas anzusehen. Der eine war ihr zu dick, „das Weinsäß!“ sprach sie. Der andere zu lang, „lang und schwank hat keinen Gang.“ Der dritte zu kurz, „kurz und dick hat kein Geschick.“ Der vierte zu blaß, „der bleiche Tod!“ Der fünfte zu rot, „der Zinshahn!“ Der sechste war nicht gerad' genug, „grünes Holz, hinterm Ofen getrocknet.“ Und so hatte sie an einem jeden etwas anzusehen, besonders aber machte sie sich über einen guten König lustig, der ganz oben stand und dem das Kinn ein wenig krumm gewachsen war. „Ei,“ rief sie und lachte, „der hat ein Kinn, wie die Drossel einen Schnabel!“ und seit der Zeit bekam er den Namen Drosselbart. Der alte König aber, als er sah, daß seine Tochter nichts tat als über die Leute spotten und alle Freier, die da versammelt waren, verschmähte, ward zornig und schwur, sie sollte den ersten besten Bettler zum Mann nehmen, der vor seine Türe käme.

Ein paar Tage darauf hub ein Spielmann an unter dem Fenster zu singen, um damit ein geringes Almosen zu verdienen. Als es der König hörte, sprach er: „Laß ihn herankommen.“ Da trat der Spielmann in seinen schmutzigen Kleidern herein, sang vor dem König und seiner Tochter und bat, als er fertig war, um eine milde Gabe. Der König sprach: „Dein Gesang hat mir so wohl gefallen, daß ich dir meine Tochter da zur Frau geben will.“ Die Königstochter erschraf, aber der König sagte: „Ich habe den Eid getan, dich dem ersten besten Bettelmann zu geben, den will ich auch halten.“ Es half keine Einrede, der Pfarrer ward geholt, und sie mußte sich gleich mit dem Spielmann trauen lassen. Als das geschehen war, sprach der König: „Nun schickt sich nicht, daß du als ein Bettelweib noch länger in meinem Schloß bleibst, du kannst nun mit deinem Manne weiterziehen.“

Der Bettelmann führte sie an der Hand hinaus, und sie mußte mit ihm zu Fuß fortgehen. Als sie da in einen großen Wald kamen, fragte sie:

„Ach, wem gehört der schöne Wald?“
 „Der gehört dem König Drosselbart;



hätt' n du'n genommen, so wär' er dein."
 „Ach arme Jungfer zart,
 ach, hätt' ich genommen den König Droffelbart!"

Darauf kamen sie über eine Wiese, da fragte sie wieder:

„Wem gehört die schöne grüne Wiese?"
 „Sie gehört dem König Droffelbart;
 hätt' n du'n genommen, so wär' sie dein."
 „Ach arme Jungfer zart,
 ach, hätt' ich genommen den König Droffelbart!"

Dann kamen sie durch eine große Stadt, da fragte sie wieder:

„Wem gehört diese schöne große Stadt?"
 „Sie gehört dem König Droffelbart;
 hätt' st du'n genommen, so wär' sie dein."
 „Ach arme Jungfer zart,
 ach, hätt' ich genommen den König Droffelbart!"

„Es gefällt mir gar nicht," sprach der Spielmann, „daß du dir immer einen andern zum Mann wünschest, bin ich dir nicht gut genug." Endlich kamen sie an ein ganz kleines Häuschen, da sprach sie:

„Ach Gott, was ist das Haus so klein!
 wem mag das elende, winzige Häuschen sein?"

Der Spielmann antwortete: „Das ist mein und dein Haus, wo wir zusammen wohnen." Sie mußte sich bücken, damit sie zu der niederen Thür hineinkam. „Wo sind die Diener?" sprach die Königs-tochter. „Was Diener!" antwortete der Bettelmann, „du mußt selber tun, was du willst getan haben. Mach' nur gleich Feuer an und stell' Wasser auf, daß du mir ein Essen kochst; ich bin ganz müde." Die Königs-tochter verstand aber nichts vom Feueranmachen und Kochen, und der Bettelmann mußte selber mit Hand anlegen, daß es noch so leidlich ging. Als sie die schmale Kost verzehrt hatten, legten sie sich zu Bett, aber am Morgen trieb er sie schon ganz früh heraus, weil sie das Haus besorgen sollte. Ein paar Tage lebten sie auf diese Art schlecht und recht und zehrten ihren Vorrat auf. Da sprach der Mann: „Nun, so geht's nicht länger, daß wir hier zehren und nichts verdienen. Du sollst Körbe flechten." Er ging aus, schnitt Weiden und brachte sie heim; da fing sie an zu flechten, aber die harten Weiden stachen ihr die zarten Hände wund. „Ach siehe, das geht nicht," sprach der Mann, „spinn lieber, vielleicht kannst du das besser." Sie setzte sich hin und veruchte zu spinnen, aber der harte Raden schnitt ihr bald in die weichen



hinger, daß das Blut daran herunterließ. „Ziehst du,“ sprach der Mann, „du tanst zu keiner Arbeit, mit dir bin ich schlimm angekommen. Nun will ich's versuchen und einen Handel mit Töpfen und irdenem Geschirr anfangen; du sollst dich auf den Markt setzen und die Ware feilhalten.“ „Ach,“ dachte sie, „wenn auf den Markt Leute aus meines Vaters Reich kommen und sehen mich dasitzen und feilhalten, wie werden sie mich verspotten!“ Aber es half nichts, sie mußte sich fügen, wenn sie nicht Hungers sterben wollten. Das erstemal ging's gut, denn die Leute kauften der Frau, weil sie schön war, gern ihre Ware ab und bezahlten, was sie forderte; ja, viele gaben ihr das Geld und ließen ihr die Töpfe noch dazu. Nun lebten sie von dem Erworbenen, solange es dauerte, da handelte der Mann wieder eine Menge neuen Geschirr ein. Sie setzte sich an eine Ecke des Marktes und stellte es um sich her und hielt feil. Da kam plötzlich ein trunkener Huzar dahergejagt und ritt gerade in die Töpfe hinein, daß alles in tausend Scherben zerbrach. Sie fing an zu weinen und wußte vor Angst nicht, was sie anfangen sollte. „Ach, wie wird mir's ergehen!“ rief sie, „was wird mein Mann dazu sagen?“ Sie lief heim und erzählte ihm das Unglück. „Wer setzt sich auch an die Ecke des Marktes mit irdenem Geschirr!“ sprach der Mann, „laß nur das Weinen, ich sehe wohl, du bist zu keiner ordentlichen Arbeit zu gebrauchen. Da bin ich in uniers Königs Schloß gewesen und habe gefragt, ob sie nicht eine Küchenmagd brauchen könnten, und sie haben mir versprochen, sie wollten dich dazu nehmen; dafür bekommst du freies Gessen.“

Nun ward die Königstochter eine Küchenmagd, mußte dem Koch zur Hand gehen und die härteste Arbeit tun. Sie machte sich in beiden Seitentischen ein Töpfchen feil, darin trug sie nach Haus, was ihr von dem Übriggebliebenen zuteil ward, und davon nährten sie sich. Einstmals sollte die Hochzeit des ältesten Königssohnes gefeiert werden, da ging die arme Frau hinauf, stellte sich vor die Saaltüre und wollte zusehen. Als nun die Lichter angezündet waren, und immer einer schöner als der andere hereintrat, und alles voll Pracht und Herrlichkeit war, da dachte sie mit betrübtem Herzen an ihr Schicksal und verwünschte ihren Stolz und Übermut, der sie erniedrigt und in so große Armut gestürzt hatte. Von den köstlichen Speisen, die da ein und aus getragen wurden, warfen ihr die Diener manchmal ein paar Brocken zu, die tat sie in ihr Töpfchen und wollte sie heimtragen. Auf einmal trat der Königssohn heran, war in Samt und Seide gekleidet und hatte goldene Ketten um den Hals, und als er die ichone Frau in der Türe stehen sah, ergriff er sie schnell bei der Hand und wollte mit ihr tanzen; aber sie weigerte sich und erschrak, denn sie sah, daß es der König Drosselbart war, der nun sie gefreit und den sie

mit Spott abgewiesen hatte. Ihr Sträuben half nichts, er zog sie in den Saal; da zerriß das Band, an welchem die Taschen hingen, und die Töpfe fielen heraus, daß die Suppe floß und die Brocken umhersprangen. Und wie das die Leute sahen, entstand ein allgemeines Gelächter und Spotten, und sie war so beschämt, daß sie sich lieber tausend Klaster unter die Erde gewünscht hätte. Sie sprang zur Türe hinaus und wollte entfliehen, aber auf der Treppe holte sie ein Mann ein und brachte sie zurück; und wie sie ihn ansah, war es wieder der König Drosselbart. Er sprach ihr freundlich zu: „Fürchte dich nicht, ich und der Spielmann, der mit dir in dem elenden Häuschen gewohnt hat, sind eins; dir zuliebe habe ich mich so verstellt, und der Hnsar, der dir die Töpfe entzweigeritten hat, bin ich auch gewesen. Das alles ist geschehen, um deinen stolzen Sinn zu beugen und dich für den Hochmut zu strafen, womit du mich verspottet hast.“ Da weinte sie bitterlich und sagte: „Ich habe großes Unrecht getan und bin nicht wert, deine Frau zu sein.“ Er aber sprach: „Tröste dich, die bösen Tage sind vorüber; jetzt wollen wir unsere Hochzeit feiern.“ Da kamen die Kammerfrauen und taten ihr die prächtigsten Kleider an, und ihr Vater kam und der ganze Hof, und wünschten ihr Glück zu ihrer Vermählung mit dem König Drosselbart, und die rechte Freude sang jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären auch dabei gewesen.





Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab, da saß eine Königin an einem Fenster, das einen Rahmen von schwarzem Ebenholz hatte, und nähte. Und wie sie so nähte und nach dem Schnee ansah, stach sie sich mit der Nadel in den Finger, und es fielen drei Tropfen Blut in den Schnee. Und weil das Rote im weißen Schnee so schön ausah, dachte sie bei sich: „Hatt' ich ein Kind so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarz wie das Holz an dem Rahmen.“ Bald darauf bekam sie ein Töchterlein, das war so weiß wie Schnee, so rot wie Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz, und ward darum das Schneewittchen (Schneeweißchen) genannt. Und wie das Kind geboren war, starb die Königin.

Über ein Jahr nahm sich der König eine andere Gemahlin. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig und konnte nicht leiden, daß sie an Schönheit von jemand sollte übertroffen werden. Sie hatte einen wunderlichen Spiegel, wenn sie vor den trat und sich darin beschaute, sprach sie:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

und da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die schönste im Land.“

Num war sie zufrieden, denn sie wußte, daß der Spiegel die Wahrheit sagte.

Sneewittchen aber wuchs heran und ward immer schöner, und als es sieben Jahre alt war, war es so schön wie der klare Tag, und schöner als die Königin selbst. Als diese einmal ihren Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.“

Da erschraf die Königin und ward gelb und grün vor Neid. Von Stund' an, wenn sie Sneewittchen erblickte, kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum, so haßte sie das Mädchen. Und der Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen, immer höher, so daß sie Tag und Nacht keine Ruhe hatte. Da rief sie einen Jäger und sprach: „Bring das Kind hinaus in den Wald, ich will's nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es töten und mir Lunge und Leber zum Wahrzeichen mitbringen.“ Der Jäger gehorchte und führte es hinaus, und als er den Hirschfänger gezogen hatte und Sneewittchens unschuldiges Herz durchbohren wollte, fing es an zu weinen und sprach: „Ach, lieber Jäger, laß mir mein Leben, ich will in den Wald laufen und nimmermehr wieder heimkommen.“ Und weil es so schön war, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „So lauf hin, du armes Kind. Die wilden Tiere werden dich bald gefressen haben“, dachte er und doch war's ihm, als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Firschling dahergesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Satz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegeben.

Num war das arme Kind in dem großen Wald mutterseeligallein, und ward ihm so angst, daß es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wußte, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen, und die wilden Tiere sprangen an ihm vorbei, aber sie taten ihm nichts. Es lief, solange nur die Füße noch fortkonnten, bis es bald Abend werden wollte, da sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, sich zu ruhen. In dem Häuschen war alles klein, aber so zierlich und

reintlich, daß es nicht zu fagen ist. Da stand ein weißgedecktes Tischlein mit sieben kleinen Tellern, jedes Tellerlein mit seinem Löfflein, ferner sieben Messerlein und Gabeln und sieben Becherlein. An der Wand waren sieben Bettlein neben einander aufgestellt und schneeweiße Valen darnübergedeckt. Sneewittchen, weil es so hungrig war, aß von jedem Tellerlein ein wenig Gemüse und Brot, und trank aus jedem Becherlein einen Tropfen Wein; denn es wollte nicht einem allein alles wegrehmen. Hernach, weil es so müde war, legte es sich in ein Bettchen, aber leins paßte; das eine war zu lang, das andere zu kurz, bis endlich das siebente recht war, und darin blieb es liegen, befahl sich Gott und schlief ein. Als es ganz dunkel geworden war, kamen die Herren von dem Hanslein, das waren sieben Zwerge, die in den Bergen nach Erz hatten und gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichtlein an, und wie es nun hell im Häuslein ward, sahen sie, daß jemand darin gewesen war, denn es stand nicht alles so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Der erste sprach: „Wer hat auf meinem Stühlchen gegessen?“ Der zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der vierte: „Wer hat von meinem Gemütschen gegessen?“ Der fünfte: „Wer hat mit meinem Gabelchen gestochen?“ Der sechste: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sah sich der erste um und sah, daß auf seinem Bett eine kleine Delle war, da sprach er: „Wer hat in mein Bettchen getreten?“ Die andern kamen gelaufen und riefen: „In meinem hat auch jemand gelegen!“ Der siebente aber, als er in sein Bett sah, erblickte Sneewittchen, das lag darin und schlief. Nun rief er die andern, die kamen herbeigelaufen und schrien vor Verwunderung, holtten ihre sieben Lichtlein und



belächelten Sneewittchen. „Gi, du mein Gott! Gi, du mein Gott!“ riefen sie, „was ist das Kind schön!“ und hatten so große Freude, daß sie es nicht aufweckten, sondern im Bettlein fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Gefellen, bei jedem eine Stunde, da war eine Nacht hernu.

Als es Morgen war, erwachte Sneewittchen, und wie es die sieben Zwerge sah, erschraf es. Sie waren aber freundlich und fragten: „Wie heißt du?“ „Ich heiße Sneewittchen“, antwortete es. „Wie bist du in unser Haus gekommen?“ sprachen weiter die Zwerge. Da erzählte es ihnen, daß seine Stiefmutter es hätte wollen umbringen lassen, der Jäger hätte ihm aber das Leben geschenkt und da wäre es gelaufen den ganzen Tag, bis es endlich ihr Hänslein gefunden hätte. Die Zwerge sprachen: „Willst du unsern Haushalt versehen, kochen, betten, waschen, nähen und stricken, und willst du alles ordentlich und reinlich halten, so kannst du bei uns bleiben, und es soll dir an nichts fehlen.“ „Ja,“ jagte Sneewittchen, „von Herzen gern“, und blieb bei ihnen. Es hielt ihnen das Haus in Ordnung: morgens gingen sie in die Berge und suchten Erz und Gold, abends kamen sie wieder, und da mußte das Essen bereit sein. Den Tag über war das Mädchen allein, da warnten es die guten Zwerglein und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, daß du hier bist; laß ja niemand herein.“

Die Königin aber, nachdem sie Sneewittchens Lunge und Leber glaubte gegessen zu haben, dachte nicht anders, als sie wäre wieder die erste und aller-schönste, trat vor ihren Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Da erschraf sie, denn sie wußte, daß der Spiegel keine Unwahrheit sprach, und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte und Sneewittchen noch am Leben war. Und da sann und sann sie aufs neue, wie sie es umbringen wollte; denn so lange sie nicht die schönste war im ganzen Land, ließ ihr der Meid keine Ruhe. Und als sie sich endlich etwas ausgedacht hatte, färbte sie sich das Gesicht und kleidete sich wie eine alte Krämerin und war ganz unkenntlich. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Schöne Ware feil, feil!“ Sneewittchen guckte zum Fenster heraus und

rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr zu verlaufen!“ „Gute Ware, schöne Ware,“ antwortete sie, „Schürriemen von allen Farben“, und holte einen hervor, der aus bunter Seide geflochten war. „Die ehrliche Frau laßt ich hereinlassen“, dachte Sneewittchen, riegelte die Tür auf und laßte sich den hübschen Schürriemen. „Kind,“ sprach die Alte, „wie du aussiehst! Komm, ich will dich einmal ordentlich schnüren!“ Sneewittchen hatte kein Arg, stellte sich vor sie und ließ sich mit dem neuen Schürriemen schnüren; aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, daß dem Sneewittchen der Atem verging, und es für tot hinfiel. „Nun bist du die schönste gewesen!“ sprach sie und eilte hinaus.



Nicht lang darauf, zur Abendzeit, kamen die sieben Zwerge nach Hans, aber wie erschralen sie, als sie ihr liebes Sneewittchen auf der Erde liegen sahen: und es regte und bewegte sich nicht, als wäre es tot. Sie hoben es in die Höhe, und weil sie sahen, daß es zu fest geschnürt war, schnitten sie den Schürriemen entzwei. Da fing es an, ein wenig zu atmen und war nach und nach wieder lebendig. Als die Zwerge hörten, was geschehen war, sprachen sie: „Die alte Krämerfrau war niemand als die gottlose Königin; hute dich und laß keinen Menschen herein, wenn wir nicht bei dir sind.“

Das böse Weib aber, als es nach Hans gekommen war, ging vor den Spiegel und fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie sonst:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so erschraf sie, denn sie sah wohl, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. „Jetzt“, sprach sie, „will ich etwas ausführen, das dich zugrunde richten soll“, und mit Herentkänften, die sie verstand, machte sie einen giftigen Kamm. Dann verkleidete sie sich und nahm die Gestalt eines andern alten Weibes an. So ging sie hin über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Türe und rief: „Gute Ware feil, feil!“ Sneewittchen schaute heraus und sprach: „Geh nur weiter, ich darf niemand hereinlassen.“ „Das Ansehen wird dir doch erlaubt sein“, sprach die Alte, zog den giftigen Kamm heraus und hielt ihn in die Höhe. Da gefiel er dem Kinde so gut, daß es sich betören ließ und die Türe öffnete. Als sie des Kaufs einig waren, sprach die Alte: „Nun will ich dich einmal ordentlich kämmen.“ Das arme Sneewittchen dachte an nichts und ließ die Alte gewähren, aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besinnung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit,“ sprach das boshafte Weib, „jetzt ist's um dich geschehen“, und ging fort. Zum Glück aber war es bald Abend, wo die sieben Zwergelein nach Haus kamen. Als sie Sneewittchen wie tot auf der Erde liegen sahen, hatten sie gleich die Stiefmutter in Verdacht, suchten nach und fanden den giftigen Kamm, und kaum hatten sie ihn herausgezogen, so kam Sneewittchen wieder zu sich und erzählte, was vorgegangen war. Da warnten sie es noch einmal, auf seiner Hut zu sein und niemand die Türe zu öffnen.

Die Königin stellte sich daheim vor den Spiegel und sprach:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Da antwortete er wie vorher:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber Sneewittchen über den Bergen
bei den sieben Zwergen
ist noch tausendmal schöner als ihr.“

Als sie den Spiegel so reden hörte, zitterte und bebte sie vor Zorn. „Sneewittchen soll sterben,“ rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet!“ Darauf ging sie in eine ganz verborgene einsame Kammer, wo niemand hinkam, und machte da einen giftigen Apfel. Außerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, daß jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam, aber wer ein Stückchen davon aß, der mußte sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht und verkleidete sich in eine Banersfrau, und so ging sie über die sieben Berge

zu den sieben Zwergen. Sie klopfte an, Sneewittchen streckte den Kopf zum Fenster heraus und sprach: „Ich darf keinen Menschen einlassen, die sieben



Zwerge haben mir's verboten.“ „Mir auch recht,“ antwortete die Bäuerin, „meine Äpfel will ich schon los werden. Da, einen will ich dir schenken.“ „Nein,“ sprach Sneewittchen, „ich darf's nicht annehmen.“ „Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte. „Siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile:

den roten Backen iß du, den weißen will ich essen.“ Der Apfel war aber so künstlich gemacht, daß der rote Backen allein vergiftet war. Sneewittchen lüftete den schönen Apfel an, und als es sah, daß die Bäuerin davon aß, so konnte es nicht länger widerstehen, streckte die Hand hinaus und nahm die giftige Hälfte. Kann aber hatte es einen Bissen davon im Mund, so fiel es tot zur Erde nieder. Da betrachtete es die Königin mit granzigen Blicken und lachte überlaut und sprach: „Weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken.“ Und als sie daheim den Spiegel fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

so antwortete er endlich:

„Frau Königin, ihr seid die schönste im Land.“

Da hatte ihr neidisches Herz Ruhe, so gut ein böses und neidisches Herz Ruhe haben kann.

Die Zwerglein, wie sie abends nach Haus kamen, fanden Sneewittchen auf der Erde liegen, und ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten, ob sie was Giftiges fänden, schnürten es an, kämmt ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot. Sie legten es auf eine Bahre und setzten sich alle sieben daran und beweinten es, und weinten drei Tage lang. Da wollten sie es begraben, aber es sah noch zu frisch aus, wie ein lebender Mensch, und hatte noch seine schönen roten Backen. Sie sprachen: „Das können wir nicht in die schwarze Erde versenken“, und ließen einen Sarg von Glas machen, daß man von allen Seiten hindurchsehen konnte, legten Sneewittchen hinein und schrieben mit goldenen Buchstaben seinen Namen darauf, und daß es eine Königstochter wäre. Dann setzten sie den Sarg hinaus auf den Berg, und einer von ihnen blieb immer dabei und bewachte ihn. Und die Tiere kamen auch und beweinten Sneewittchen, erst eine Gule, dann ein Hafe, zuletzt ein Täubchen.

Nun lag Sneewittchen lange Zeit in dem Sarg und verweste nicht, sondern sah aus, als wenn es schlief, denn es war noch so weiß als Schnee, so rot als Blut und so schwarzhaarig wie Ebenholz. Es geschah aber, daß ein Königssohn in den Wald geriet und zu dem Zwergenhaus kam, da zu übernachten. Er sah auf dem Berg den Sarg und das schöne Sneewittchen darin, und las, was mit goldenen Buchstaben daraufgeschrieben war. Da sprach er zu den Zwergen: „Laßt mir den Sarg, ich will euch geben, was ihr dafür



haben wollt.“ Aber die Zwerge antworteten: „Wir geben ihn nicht um alles in der Welt.“ Da sprach er: „So schenkt mir ihn, denn ich kann nicht leben, ohne Sneewittchen zu sehen, ich will es in Ehren halten wie mein Liebstes.“ Wie er so sprach, empfanden die guten Zwerglein Mitleiden mit ihm und gaben ihm den Sarg. Der Königssohn ließ ihn um von seinen Dienern auf den Schultern forttragen. Da geschah es, daß sie über einen Strauch stolperten, und von dem Schütterern fuhr der giftige Apfelgrüß, den Sneewittchen abgebissen hatte, aus dem Hals. Und nicht lange, so öffnete es die Augen, hob den Deckel

vom Sarg in die Höhe, richtete sich auf und war wieder lebendig. „Ach Gott, wo bin ich?“ rief es. Der Königssohn sagte voll Freude: „Du bist bei mir“, und erzählte, was sich zugetragen hatte, und sprach: „Ich habe dich lieber als alles auf der Welt; komm mit mir in meines Vaters Schloß, du sollst meine



Gemahlin werden.“ Da war ihm Zuewittchen gut und zung mit ihm, und ihre Hochzeit ward mit großer Pracht und Herrlichkeit angeordnet.

Zu dem Feste ward aber auch Zuewittchens gottlose Stiefmutter eingeladen. Wie sie sich nun mit schönen Kleidern angetan hatte, trat sie vor den Spiegel und sprach:

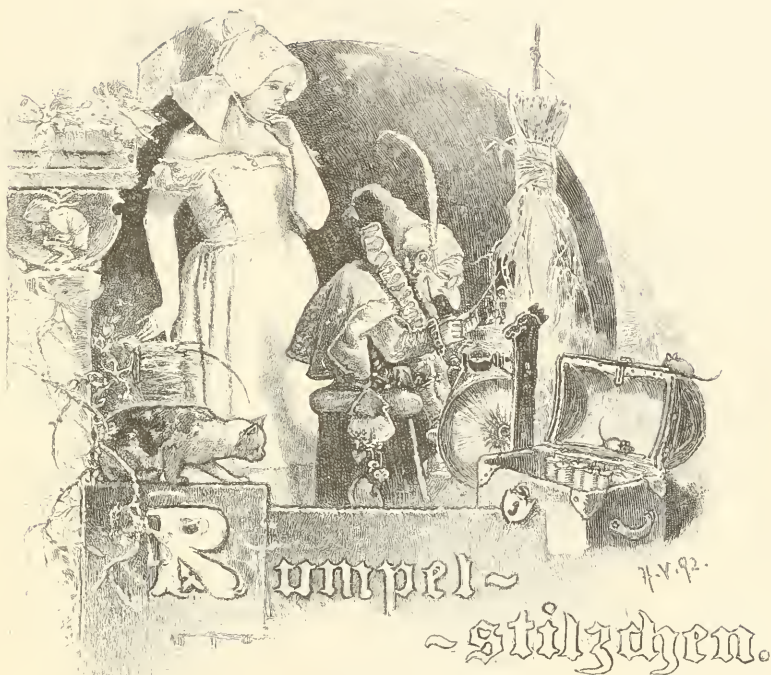
„Spieglein, Spieglein an der Wand,
wer ist die schönste im ganzen Land?“

Der Spiegel antwortete:

„Frau Königin, ihr seid die schönste hier,
aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr.“

Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und ward ihr so angst, so angst, daß sie sich nicht zu fassen wußte. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen; doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie in den königlichen Saal trat, erkannte sie Zuewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt, die wurden mit eisernen Zangen hereingetragen und vor sie hingestellt. Da mußte sie in die rotglühenden Schuhe treten und mußte darin tanzen, bis sie tot zur Erde fiel.





Ss war einmal ein Müller, der war arm, aber er hatte eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem Könige zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Gold spinnen.“ Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst, die mir wohl gefällt; wenn deine Tochter so geschickt ist, wie du sagst, so bring’ sie morgen in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen. Als das Mädchen kam, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihm Rad und Haspel und sprach: „Jetzt mach’ dich an die Arbeit, und wenn du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Gold versponnen hast, so mußt du sterben.“ Daranf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein darin.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte um ihr Leben keinen Rat, sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Gold spinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, daß sie endlich zu weinen anfing. Da

ging auf einmal die Türe auf, und trat ein kleines Mäunchen herein und sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weinst sie so sehr!“ „Ach,“ antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold spinnen und verstehe das nicht.“ Sprach das Mäunchen: „Was gibst du mir, wenn ich dir's spinne?“ „Mein Halsband“, jagte das Mädchen. Das Mäunchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Mädchen, und schurr, schurr, schurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Dann steckte es eine andere auf, und schurr, schurr, schurr, dreimal gezogen, war auch die zweite voll; und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen, und alle Spulen waren voll Gold. Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er all das Gold erblickte, erkannte er und freute sich; aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr, das auch in einer Nacht zu spinnen, wenn ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte, da ging abermals die Türe auf, und das kleine Mäunchen erschien und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir das Stroh zu Gold spinne?“ „Meinen Ring von dem Finger“, antwortete das Mädchen. Das Mäunchen nahm den Ring, fing wieder an zu schurren mit dem Mäde und hatte bis zum Morgen alles Stroh zu glänzendem Gold gesponnen. Der König freute sich über die Mäßen bei dem Mublid, war aber noch nicht Goldes satt, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Das mußt du noch in dieser Nacht verspinnen; gelingt dir's aber, so sollst du meine Gemahlin werden.“ „Wenn's auch eine Müllerstochter ist,“ dachte er, „eine reichere Frau finde ich auf der Welt nicht.“ Als das Mädchen allein war, kam das Mäunchen zum drittenmal wieder und sprach: „Was gibst du mir, wenn ich dir noch diesmal das Stroh spinne?“ „Ich habe nichts mehr, das ich geben könnte“, antwortete das Mädchen. „So versprich mir, wenn du Königin wirst, dein erstes Kind.“ „Wer weiß, wie das noch geht“, dachte die Müllerstochter und wußte sich auch in der Not nicht anders zu helfen; sie versprach also dem Mäunchen, was es verlangte, und das spann dafür noch einmal das Stroh zu Gold. Und als am Morgen der König kam und alles fand, wie er gewünscht hatte, so hielt er Hochzeit mit ihr, und die schöne Müllerstochter ward eine Königin.

Über ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Mäunchen; da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gib mir, was du versprochen hast.“ Die Königin erschrak und bot dem Mäunchen alle Reichthümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte; aber das Mäuntein sprach: „Nein, etwas Lebendes ist mir lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die Königin so an zu jammern und zu weinen, daß das

Männchen Mitleiden mit ihr hatte. „Drei Tage will ich dir Zeit lassen,“ sprach es, „wenn du bis dahin meinen Namen weißt, so sollst du dein Kind behalten.“

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht über auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte einen Boten über Land, der sollte sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tag das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balzer, und sagte alle Namen, die sie wußte, nach der Reihe her, aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß' ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft herumfragen, wie die Leute genannt würden, und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor: „Heißt du vielleicht Rippenbieß oder Hammelswade oder Schürbein?“ Aber es antwortete immer: „So heiß' ich nicht.“ Am dritten Tag kam der Bote wieder zurück und erzählte: „Neue Namen hab' ich keinen einzigen finden können, aber wie ich an einen Berg um die Waldecke kam, wo Fuchs und Has sich gute Nacht sagen, so sah ich da ein kleines Hans, und vor dem Hans brannte ein Feuer, und um das Feuer sprach ein gar zu lächerliches Männchen, hüpfte auf einem Bein und schrie:



„Heute bad' ich, morgen brau' ich,
übermorgen hol' ich der Königin ihr Kind;
ach, wie gut ist, daß niemand weiß,
daß ich Kumpelstülzchen heiß'!“

Da könnt ihr denken, wie die Königin froh war, als sie den Namen hörte, und als bald hernach das Männelein hereintrat und sprach: „Nun, Frau Königin, wie heiß' ich?“ so fragte sie: „Heißest du Kump?“ „Nein.“ „Heißest du Heinz?“ „Nein.“

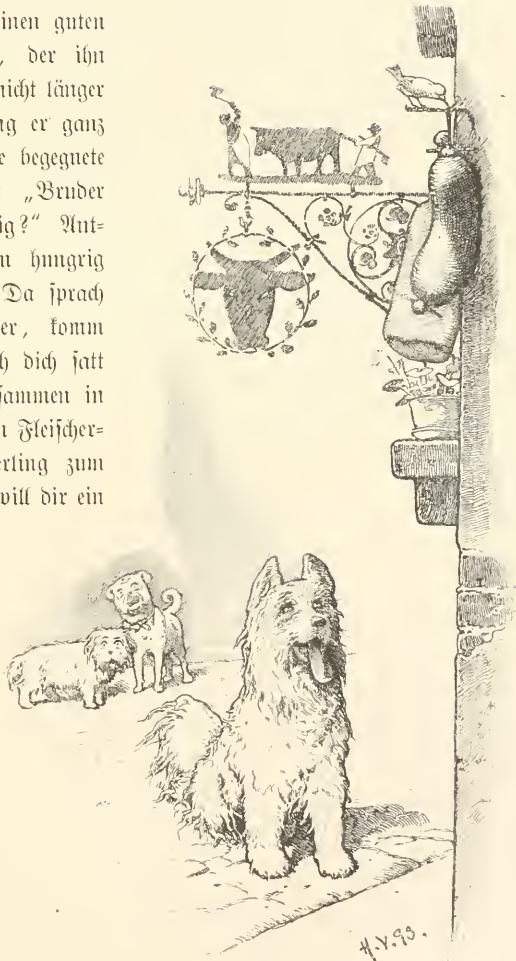
„Heißest du etwa Kumpelstülzchen?“

„Das hat dir der Teufel gesagt, das hat dir der Teufel gesagt!“ rief das Männelein und stieß mit dem rechten Fuß vor Zorn so heftig auf die Erde, daß es bis an den Leib hineinfuhr, dann packte es in seiner Wut den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.



Der Hund und der Sperling.

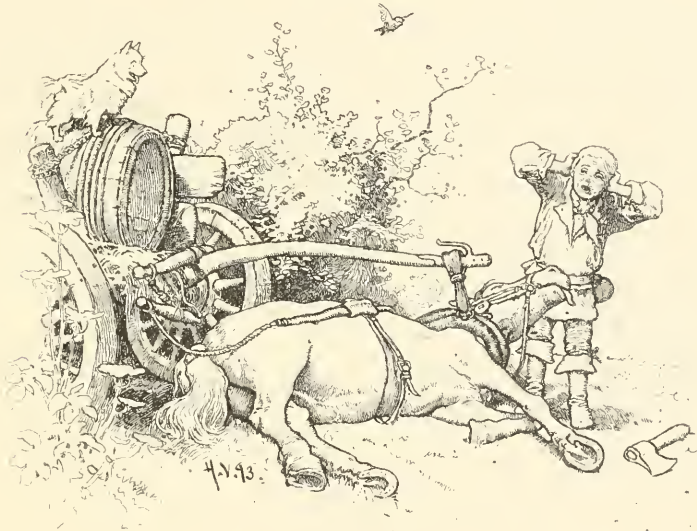
Ein Schäferhund hatte keinen guten Herrn, sondern einen, der ihn Hunger leiden ließ. Wie er's nicht länger bei ihm anshalten konnte, ging er ganz traurig fort. Auf der Straße begegnete ihm ein Sperling, der sprach: „Bruder Hund, warum bist du so traurig?“ Antwortete der Hund: „Ich bin hungrig und habe nichts zu fressen.“ Da sprach der Sperling: „Lieber Bruder, komm mit in die Stadt, so will ich dich satt machen.“ Also gingen sie zusammen in die Stadt, und als sie vor einen Fleischerladen kamen, sprach der Sperling zum Hund: „Da bleib stehen, ich will dir ein Stück Fleisch herunterpicken“, setzte sich auf den Laden, schaute sich um, ob ihn auch niemand bemerkte, und pickte, zog und zerzte so lang an einem Stück, das am Rande lag, bis es herunterrutschte. Da packte es der Hund, lief in eine Ecke und fraß es auf. Sprach der Sperling: „Nun komm mit zu einem andern Laden, da will



ich dir noch ein Stüd herunterholen, damit du satt wirst." Als der Hund auch das zweite Stüd gefressen hatte, fragte der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt!“ „Ja, Meisch bin ich satt,“ antwortete er, „aber ich habe noch kein Brot getriegt.“ Sprach der Sperling: „Das sollst du auch haben, lomm nur mit.“ Da führte er ihn an einen Bäckerladen und pickte an ein paar Brötchen, bis sie herunterrollten, und als der Hund noch mehr wollte, führte er ihn zu einem andern und holte ihm noch einmal Brot herab. Wie das verzehrt war, sprach der Sperling: „Bruder Hund, bist du nun satt?“ „Ja,“ antwortete er, „nun wollen wir ein bißchen vor die Stadt gehen.“

Da gingen sie beide hinaus auf die Landstraße. Es war aber warmes Wetter, und als sie ein Feldchen gegangen waren, sprach der Hund: „Ich bin müde und möchte gerne schlafen.“ „Ja, schlaf nur,“ antwortete der Sperling, „ich will mich derweil auf einen Zweig setzen.“ Der Hund legte sich also auf die Straße und schlief fest ein. Während er dalag und schlief, kam ein Fuhrmann herangefahren, der hatte einen Wagen mit drei Pferden, und hatte zwei Kässer Wein geladen. Der Sperling aber sah, daß er nicht ansbiegen wollte, sondern in dem Fahrgeläise blieb, in welchem der Hund lag; da rief er: „Fuhrmann, tu's nicht, oder ich mache dich arm.“ Der Fuhrmann aber brummte vor sich: „Du wirst mich nicht arm machen“, knallte mit der Peitsche und trieb den Wagen über den Hund, daß ihn die Räder totfuhren. Da rief der Sperling: „Du haß mir meinen Bruder Hund totgefahren, das soll dich Karre und Gant lösen.“ „Ja, Karre und Gant,“ sagte der Fuhrmann, „was konntest du mir schaden!“ und fuhr weiter. Da kroch der Sperling unter das Wagentuch und pickte an dem einen Spundloch so lange, bis er den Spund losbrachte; da lief der ganze Wein heraus, ohne daß es der Fuhrmann merkte. Und als er einmal hinter sich blickte, sah er, daß der Wagen tröpfelte, untersuchte die Kässer und fand, daß eins leer war. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug“, sprach der Sperling und slog dem einen Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Als der Fuhrmann das sah, zog er seine Hacke heraus und wollte den Sperling treffen; aber der Sperling slog in die Höhe, und der Fuhrmann traf seinen Gant auf den Kopf, daß er tot hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug“, sprach der Sperling, und als der Fuhrmann mit den zwei Pferden weiterfuhr, kroch der Sperling wieder unter das Tuch und pickte auch den Spund am zweiten Käß los, daß aller Wein herauschwankte. Als es der Fuhrmann gewahr wurde, rief er wieder: „Ach, ich armer Mann!“ Aber der Sperling antwortete: „Noch nicht arm genug“, setzte sich dem zweiten Pferd auf den Kopf und pickte ihm die Augen aus. Der Fuhrmann lief herbei und holte mit seiner Hacke aus, aber

der Sperling flog in die Höhe, da traf der Schlag das Pferd, daß es hinfiel. „Ach, ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug“, sprach der Sperling, setzte sich auch dem dritten Pferd auf den Kopf und pickte ihm nach den Augen. Der Fuhrmann schlug in seinem Zorn, ohne anzusehen, auf den Sperling los, traf ihn aber nicht, sondern schlug auch sein drittes Pferd tot. „Ach, ich armer



Mann!“ rief er. „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „jetzt will ich dich daheim arm machen“, und flog fort.

Der Fuhrmann mußte den Wagen stehen lassen und ging voll Zorn und Ärger heim. „Ach,“ sprach er zu seiner Frau, „was hab' ich Unglück gehabt! Der Wein ist ausgetausen, und die Pferde sind alle drei tot.“ „Ach, Mann,“ antwortete sie, „was für ein böser Vogel ist ins Haus gekommen! Er hat die Vögel aus der ganzen Welt zusammengebracht, und die sind droben über unsern Weizen hergefallen und fressen ihn auf.“ Da stieg er hinauf, und tausend und abermal tausend Vögel saßen auf dem Boden und hatten den Weizen aufgefressen, und der Sperling saß mitten darunter. Da rief der Fuhrmann: „Ach, ich armer Mann!“ „Noch nicht arm genug,“ antwortete der Sperling, „Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben“, und flog hinaus.

Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in seine Stube und setzte sich hinter den Ofen, und war ganz böß und giftig. Der Sperling aber saß draußen vor dem Fenster und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein

Leben!" Da ergriff der Fuhrmann die Hade und warf sie nach dem Sperling: aber er schlug nur die Fenster Scheiben entzwei und traf den Vogel nicht. Der Sperling hüpfte durch das zerbrochene Fenster herein, setzte sich auf den Ofen und rief: „Fuhrmann, es kostet dir dein Leben!" Dieser, ganz toll und blind vor Wut, schlägt den Ofen entzwei, und so fort, wie der Sperling von einem Ort zum andern fliegt, sein ganzes Hausgerät, Spieglein, Banke, Tisch und zuletzt die Wände seines Hauses, und kann ihn nicht treffen. Endlich erwischte er ihn mit der Hand. Da sprach seine Frau: „Soll ich ihn todschlagen?" „Nein," rief er, „das wäre zu gelind, der soll viel mörderlicher sterben, ich will ihn verschlingen", und nimmt ihn und verschlingt ihn auf einmal. Der Sperling aber fangt an, in seinem Leibe zu flattern, flattert wieder heraus, dem Mann in den Mund; da streckt er den Kopf heraus und ruft: „Fuhrmann, es kostet dir doch dein Leben!" Der Fuhrmann reicht seiner Frau die Hade und spricht: „Frau, schlag mir den Vogel im Munde tot." Die Frau schlägt zu, schlägt aber fehl und schlägt den Fuhrmann gerade auf den Kopf, so daß er tot hinfällt. Der Sperling aber fliegt auf und davon.



Der Frieder und das Katherlieschen.

Es war ein Mann, der hieß Frieder, und eine Frau, die hieß Katherlieschen, die hatten einander geheiratet und lebten zusammen als junge Eheleute. Eines Tages sprach der Frieder: „Ich will jetzt zu Acker, Katherlieschen, wann ich wiederkomme, muß etwas Gebratenes auf dem Tisch stehen für den Hunger, und ein frischer Trunk dabei für den Durst.“ „Geh nur, Friederchen,“ antwortete die Katherlies, „geh nur, will dir's schon recht machen.“ Als nun die Essenszeit herbeirückte, holte sie eine Wurst aus dem Schornstein, tat sie in eine Bratpfanne, legte Butter dazu und stellte sie übers Feuer. Die Wurst fing an zu braten und zu brüheln, Katherlieschen stand dabei, hielt den Pfannenstiel und hatte so seine Gedanken. Da fiel ihm ein: „Bis die Wurst fertig wird, derweil könntest du ja im Keller den Trunk zapfen?“ Also stellte es den Pfannenstiel fest, nahm eine Kanne, ging hinab in den Keller und zapfte Bier.

Das Bier lief in die Kanne, und Katherlieschen sah ihm zu, da fiel ihm ein: „Holla, der Hund oben ist nicht beigetan, der könnte die Wurst aus der Pfanne

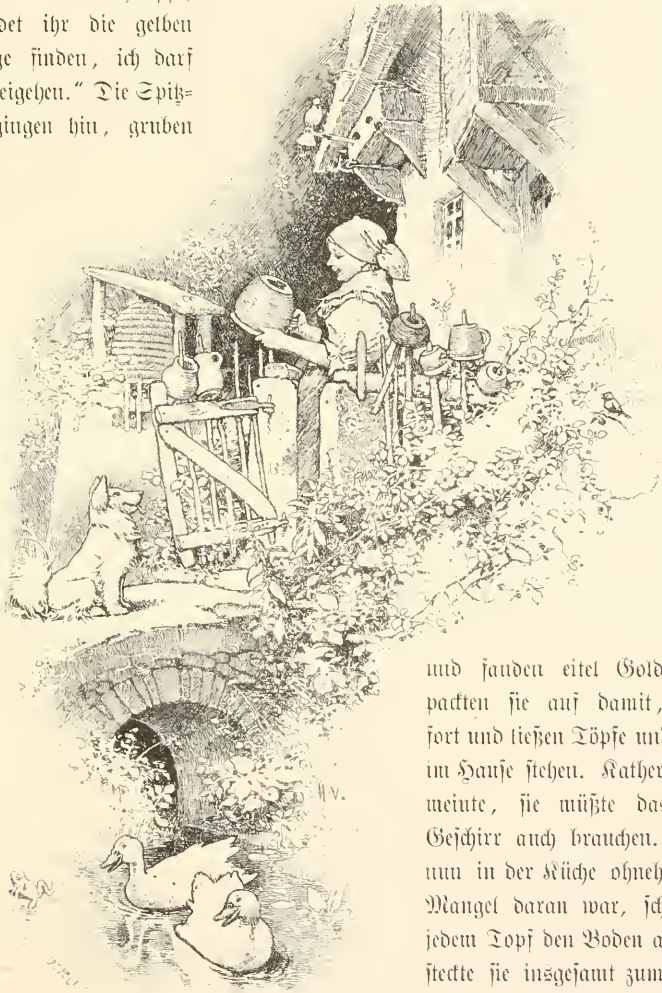


holen; du laußt mir recht!" und im Hui war es die Kellertreppe hinauf; aber der Zwig hatte die Würst schon im Maul und schleifte sie auf der Erde mit sich fort. Doch Kathertlieschen, nicht laut, setzte ihm nach und jagte ihn ein gut Stück ins Feld; aber der Hund war geschwinder als Kathertlieschen, ließ auch die Würst nicht fahren, sondern sie mußte mit ihm über die Äcker hupfen. „Hui ist hui!" sprach Kathertlieschen, kehrte um, und weit es sich wurde getausen hatte, ging es hübsch langsam und kühlte sich ab. Während der Zeit ließ das Bier aus dem Faß immer zu, denn Kathertlieschen hatte den Hahn nicht umgedreht, und als die Kanne voll und sonst kein Platz da war, so ließ es in den Keller und hörte nicht eher auf, als bis das ganze Faß leer war. Kathertlieschen sah schon auf der Treppe das Unglück. „Zuck," rief es, „was jagst du jetzt an, daß es der Frieder nicht merkt!" Es bejaun sich ein Weildchen, endlich fiel ihm ein, von der letzten Kirumes stände noch ein Sack mit schönem Weizenmehl auf dem Boden, das wollte es herabholen und in das Bier streuen. „Ja," sprach es, „wer zu rechter Zeit was ipart, der hat's hernach in der Not", ließ auf den Boden und trug den Sack herab, und warf ihn gerade auf die Kanne voll Bier, daß sie umstürzte und der Trank des Frieder auch im Keller schwamm. „Das ist ganz recht, wo eins ist, muß das andere auch sein", sprach Kathertlieschen, zerstreute danach das Mehl im ganzen Keller, freute sich am Ende gewaltig über seine Arbeit und sagte: „Wie's so reinlich und sauber hier aussieht!"

Um Mittagszeit kam der Frieder heim. „Nun, Frau, was halt du mir zurechtgemacht?" „Ach, Friederchen," antwortete sie, „ich wollte dir ja eine Würst braten, aber während ich das Bier dazu zapfte, hat sie der Hund aus der Pfanne weggeholt, und während ich dem Hund nachsprang, ist das Bier ausgelaufen, und als ich das Bier mit dem Weizenmehl austrocknen wollte, hab' ich die Kanne auch noch umgestoßen; aber sei mir zufrieden, der Keller ist wieder ganz in Ordnung." Sprach der Frieder: „Kathertlieschen, Kathertlieschen, das hättest du nicht tun müssen! Laßt die Würst wegholen und das Bier aus dem Faß laufen, und verschüttest obendrein unser feines Mehl!" „Ja, Friederchen, das habe ich nicht gewußt, hättest mir's sagen müssen."

Der Mann dachte: „Geht das so mit deiner Frau, so mußt du dich selber vorsehen." Nun hatte er eine hübsche Summe Taler zusammengebracht, die wechselte er in Gold ein und sprach zum Kathertlieschen: „Siehst du, das sind gelbe Wideltunge, die will ich in einen Topf tun und im Stall unter der Kuhrippe vergraben; aber daß du mir gar davon bleibst, sonst geht dir's schlimm." Sprach sie: „Nein, Friederchen, will's gewiß nicht tun." Nun, als der Frieder fort war, da kamen Krämer, die irdene Kasse und Töpfe feilbatten, ins Dorf und fragten bei der jungen Frau an, ob sie nichts zu handeln hatte. „O, ihr

lieben Leute," sprach Kathertieschen, „ich hab' kein Geld und kann nichts kaufen; aber könnt ihr gelbe Gickelinge brauchen, so will ich wohl kaufen.“ „Gelbe Gickelinge, warum nicht? Laßt sie einmal sehen.“ „So geht in den Stall und grabt unter der Kuhstrippe, da werdet ihr die gelben Gickelinge finden, ich darf nicht dabei gehen.“ Die Spitzbuben gingen hin, gruben



und fanden eitel Gold. Da packten sie auf damit, liefen fort und ließen Töpfe und Käpfe im Hause stehen. Kathertieschen meinte, sie müßte das neue Geschirre auch brauchen. Weil nun in der Küche ohnehin kein Mangel daran war, schlug sie jedem Topf den Boden aus und steckte sie insgesamt zum Zierat auf die Zaunpfähle rings ums

Haus herum. Wie der Frieder kam und den neuen Zierat sah, sprach er: „Kathertieschen, was hast du gemacht?“ „Hab's gekauft, Friederchen, für die gelben Gickelinge, die unter der Kuhstrippe steckten; bin selber nicht dabeigegangen, die Krämer haben sich's herausgraben müssen.“ „Ach, Frau," sprach der

Frieder, „was hast du gemacht! Das waren keine Gidelinge, es war eitel Gold, und war all unser Vermögen; das hättest du nicht tun sollen!“ „Ja, Friederchen,“ antwortete sie, „das hab' ich nicht gemußt, hättest mir's vorher sagen sollen.“

Kathertlieschen stand ein Weitchen und bejaun sich, da sprach sie: „Hör, Friederchen, das Gold wollen wir schon wieder kriegen, wollen hinter den Tischen herlaufen.“ „So komm,“ sprach der Frieder, „wir wollen's versuchen; nimm aber Butter und Käse mit, daß wir auf dem Weg was zu essen haben.“ „Ja, Friederchen, will's mitnehmen.“ Sie machten sich auf den Weg, und weil der Frieder besser zu Fuß war, ging Kathertlieschen hintennach. „Ist mein Vorteil,“ dachte es, „wenn wir umkehren, hab' ich ja ein Stück voraus.“ Nun kam es an einen Berg, wo auf beiden Seiten des Weges tiefe Fahrgräben waren. „Da sehe einer,“ sprach Kathertlieschen, „was sie das arme Erdreich zerrissen, geschunden und gedrückt haben; das wird sein Lebtag nicht wieder heil.“ Und aus mitleidigem Herzen nahm es seine Butter und bestrich die Gleisen, rechts und links, damit sie von den Rädern nicht so gedrückt würden. Und wie es sich bei seiner Baruberzigkeit so büßte, rollte ihm ein Käse aus der Tasche fort, den Berg hinab. Sprach das Kathertlieschen: „Ich habe den Weg schon einmal herauf gemacht, ich gehe nicht wieder hinab, es mag ein anderer hinlaufen und ihn wieder holen.“ Also nahm es einen andern Käse und rollte ihn hinab. Die Käse aber kamen beide nicht wieder, da ließ es noch einen dritten hinablaufen und dachte: „Vielleicht warten sie auf Gesellschaft und gehen nicht gern allein.“ Als sie alle drei ausblieben, sprach es: „Ich weiß nicht, was das vorstellen soll: doch laun's ja sein, der dritte hat den Weg nicht gefunden und sich verirrt, ich will nun den vierten schicken, daß er sie herbeiruft.“ Der vierte machte es aber nicht besser als der dritte. Da ward das Kathertlieschen ärgert und warf noch den fünften und sechsten hinab, und das waren die letzten. Eine Zeitlang blieb es stehen und lauerte, daß sie kämen, als sie aber immer nicht kamen, sprach es: „O, ihr seid gut nach dem Tod schicken, ihr bleibt sein lange aus; meint ihr, ich wollt noch länger auf euch warten! Ich gehe meiner Wege, ihr könnt mir nachlaufen, ihr habt jüngere Weine als ich.“ Kathertlieschen ging fort und fand den Frieder, der war stehengeblieben und hatte gewartet, weil er gerne was essen wollte. „Nun, gib einmal her, was du mitgenommen hast.“ Sie reichte ihm das trockene Brot. „Wo ist Butter und Käse?“ fragte der Mann. „Ach, Friederchen,“ sagte Kathertlieschen, „mit der Butter hab' ich die Fahrgräben beschmiert, und die Käse werden bald kommen; einer lief mir fort, da hab' ich die andern nachgeschickt, sie sollten ihn rufen.“ Sprach der Frieder: „Das hättest du nicht tun sollen, Kathertlieschen, die Butter an den Weg schmieren, und die Käse den Berg hinabrollen.“ „Ja, Friederchen, hättest mir's sagen müssen.“

Da aßen sie das trockne Brot zusammen und der Frieder sagte: „Katherlieschen, hast du auch unser Haus verwahrt, wie du fortgegangen bist?“ „Nein, Friederchen, hättest mir's vorher sagen sollen.“ „So geh' wieder heim und bewahr' erst das Haus, ehe wir weitergeben; bring auch etwas anderes zu essen mit, ich will hier auf dich warten.“ Katherlieschen ging zurück und dachte: „Friederchen will etwas anderes zu essen, Butter und Käse schmeckt ihm wohl nicht, so will ich ein Tuch voll Huzeln und einen Krug Essig zum Trunk mitnehmen.“ Danach riegelte es die Obertüre zu, aber die Untertüre hob es aus, nahm sie auf die Schulter und glaubte, wenn es die Türe in Sicherheit gebracht hätte, müßte das Haus wohl bewahrt sein. Katherlieschen nahm sich Zeit zum Weg und dachte: „Desto länger ruht sich Friederchen aus.“ Als es ihn wieder erreicht hatte, sprach es: „Da, Friederchen, hast du die Haustüre, da kannst du das Haus selber verwahren.“ „Ach Gott,“ sprach er, „was habe ich für eine kluge Frau; hebt die Türe unten aus, daß alles hineinkommen kann, und riegelt sie oben zu. Jetzt ist's zu spät, noch einmal nach Haus zu gehen, aber hast du die Türe hierhergebracht, so sollst du sie auch ferner tragen.“ „Die Türe will ich tragen, Friederchen, aber die Huzeln und der Essigkrug werden mir zu schwer; ich hänge sie an die Türe, die mag sie tragen.“

Nun gingen sie in den Wald und suchten die Spitzbuben, aber sie fanden sie nicht. Weil's endlich dunkel ward, stiegen sie auf einen Baum und wollten da übernachten. Kaum aber saßen sie oben, so kamen die Kerle daher, die forttragen, was nicht mitgehen will, und Dinge finden, ehe sie verloren sind. Sie ließen sich gerade unter dem Baum nieder, auf dem Frieder und Katherlieschen saßen, machten sich ein Feuer an und wollten ihre Beute teilen. Der Frieder stieg von der andern Seite herab und sammelte Steine in seine Tasche, stieg wieder hinauf und wollte die Diebe totwerfen. Die Steine aber trafen nicht, und die Spitzbuben riefen: „Es ist bald Morgen, der Wind schüttelt die Tannäpfel herunter!“ Katherlieschen hatte die Türe noch immer auf der Schulter, und weil sie so schwer drückte, dachte es, die Huzeln wären schuld, und sprach: „Friederchen, ich muß die Huzeln hinabwerfen.“ „Nein, Katherlieschen, jetzt nicht,“ antwortete er, „sie könnten uns verraten.“ „Ach, Friederchen, ich muß, sie drücken mich gar zu sehr.“ „Nun, so tu's in Henkers Namen!“ Da rollten die Huzeln zwischen den Ästen herab, und die Kerle unten sprachen: „Die Vögel müssen.“ Eine Weile hernach, weil die Türe noch immer drückte, sprach Katherlieschen: „Ach, Friederchen, ich muß den Essig ausschütten.“ „Nein, Katherlieschen, das darfst du nicht, es könnte uns verraten.“ „Ach, Friederchen, ich muß, er drückt mich gar zu sehr.“ „Nun, so tu's in Henkers Namen!“ Da schüttete es den Essig aus, daß er die Kerle bespritzte. Sie sprachen unter-

einander: „Der Tau tropft schon herunter.“ Gndlich dachte Katherlieschen: „Sollte es wohl die Türe sein, was mich so drückt?“ und sprach: „Friederchen, ich muß die Türe hinabwerfen.“ „Nein, Katherlieschen, jetzt nicht, sie könnte uns verraten.“ „Ach, Friederchen, ich muß, sie drückt mich gar zu sehr.“ „Nein, Katherlieschen, halt sie ja fest.“ „Ach, Friederchen, ich laß sie fallen.“ „O!“



antwortete Frieder argertlich, „so laß sie fallen in Teufels Namen!“ Da fiel sie herunter mit starkem Gepolter, die Werte unten riefen voll Schrecken: „Der Teufel kommt vom Baum herab!“, rissen aus und ließen alles im Stich. Frühmorgens, wie die zwei herunterkamen, fanden sie all ihr Gold wieder und trugen's heim.

Als sie wieder zu Haus waren, sprach der Frieder: „Katherlieschen, nun mußt du aber auch fleißig sein und arbeiten.“ „Ja, Friederchen, will's schon tun, will ins Feld gehen, Frucht schneiden.“ Als Katherlieschen im Feld war.

sprach's mit sich selber: „Eiß' ich, eh' ich schneid', oder schlaf' ich, eh' ich schneid'? Hei, ich will eber essen!“ Da aß Katherlieschen und ward überm Essen schläfrig, und fing an zu schneiden und schnitt halb träumend alle seine Kleider entzwei, Schürze, Rock und Hund. Wie Katherlieschen nach langem Schlaf wieder erwachte, stand es halb nackig da und sprach zu sich selber: „Bin ich's oder bin ich's nicht? Ach, ich bin's nicht!“ Unterdessen ward's Nacht, da lief Katherlieschen ins Dorf hinein, klopfte an ihres Mannes Fenster und rief: „Friederchen!“ „Was ist denn?“ „Möcht' geru wissen, ob Katherlieschen drinnen ist.“ „Ja, ja,“ antwortete der Frieder, „es wird wohl drin liegen und schlafen.“ Sprach sie: „Gut, dann bin ich schon zu Haus“, und lief fort.

Draußen fand Katherlieschen Spitzbuben, die wollten stehlen. Da ging es zu ihnen und sprach: „Ich will euch helfen stehlen.“ Die Spitzbuben meinten, es wüßte die Gelegenheit des Orts und waren's zufrieden. Katherlieschen ging vor die Häuser und rief: „Ihr Leute, habt ihr was? Wir wollen stehlen!“ Dachten die Spitzbuben: „Das wird gut werden“, und wünschten, sie wären Katherlieschen wieder los. Da sprachen sie zu ihm: „Vorn Dorf hat der Pfarrer Rüben auf dem Feld, geh hin und rupf' uns Rüben.“ Katherlieschen ging hinaus aufs Land und fing an zu rupfen, war aber so faul und hob sich nicht in die Höhe. Da kam ein Mann vorbei, sah's und stand still, und dachte, das wäre der Teufel, der so in den Rüben wüßte. Lief fort ins Dorf zum Pfarrer und sprach: „Herr Pfarrer, in eurem Rübenland ist der Teufel und rupft.“ „Ach Gott,“ antwortete der Pfarrer, „ich habe einen lahmen Fuß, ich kann nicht hinaus und ihn wegbannen.“ Sprach der Mann: „So will ich euch hockeln“, und hockelte ihn hinaus. Und wie sie an das Land kamen, machte sich das Katherlieschen auf und rechte sich in die Höhe. „Ach, der Teufel!“ rief der Pfarrer, und beide eilten fort und der Pfarrer konnte vor großer Angst mit seinem lahmen Fuß gerader laufen als der Mann, der ihn gehockelt hatte, mit seinen gesunden Beinen.



ALLE REISBRAUTE



... war einmal ein König, der hatte eine Frau mit goldenen Haaren, und sie war so schön, daß sich ihresgleichen nicht mehr auf Erden fand. Es geschah, daß sie krank lag, und als sie fühlte, daß sie bald sterben würde, rief sie den König und sprach: „Wenn du nach meinem Tod dich wieder vermählen willst, so nimm keine, die nicht eben so schön ist, als ich bin, und die nicht solche goldene Haare hat, wie ich habe; das mußt du mir versprechen.“ Nachdem es ihr der König versprochen hatte, tat sie die Augen zu und starb.

Der König war lange Zeit nicht zu trösten und dachte nicht daran, eine zweite Frau zu nehmen. Endlich sprachen seine Mäte: „Es geht nicht anders, der König muß sich wieder vermählen, damit wir eine Königin haben.“ Am

wurden Boten weit und breit umhergeschickt, eine Braut zu finden, die an Schönheit der verstorbenen Königin ganz gleichkäme. Es war aber in der ganzen Welt keine zu finden, und wenn man sie auch gefunden hätte, so war doch keine da, die solche goldene Haare gehabt hätte. Also kamen die Boten unverrichteter Sache wieder heim.

Nun hatte der König eine Tochter, die war gerade so schön wie ihre verstorbene Mutter, und hatte auch solche goldene Haare. Als sie herangewachsen war, sah sie der König einmal an und sah, daß sie in allem seiner verstorbenen Gemahlin ähnlich war und fühlte plötzlich eine heftige Liebe zu ihr. Da sprach er zu seinen Räten: „Ich will meine Tochter heiraten, denn sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Frau, und sonst kann ich doch keine Braut finden, die ihr gleicht.“ Als die Räte das hörten, erschrakten sie und sprachen: „Gott hat verboten, daß der Vater seine Tochter heirate, aus der Sünde kann nichts Gutes entspringen, und das Reich wird mit ins Verderben gezogen.“ Die Tochter erschrak nicht weniger, als sie den Entschluß ihres Vaters vernahm, hoffte aber, ihn von seinem Vorhaben noch abzubringen. Da sagte sie zu ihm: „Ehe ich euren Wunsch erfülle, muß ich drei Kleider haben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne; ferner verlange ich einen Mantel, von tausenderlei Pelz- und Rauhwerk zusammengefeßt, und ein jedes Tier in eurem Reich muß ein Stück von seiner Haut dazugeben.“ Sie dachte aber: „Das anzuschaffen ist ganz unmöglich, und ich bringe damit meinen Vater von seinen bösen Gedanken.“ Der König ließ aber nicht ab, und die geschicktesten Jungfrauen in seinem Reiche mußten die drei Kleider weben, eins so golden wie die Sonne, eins so silbern wie der Mond und eins so glänzend wie die Sterne; und seine Jäger mußten alle Tiere im ganzen Reich auffangen und ihnen ein Stück von ihrer Haut abziehen, daraus ward ein Mantel von tausenderlei Rauhwerk gemacht. Endlich, als alles fertig war, befahl der König, den Mantel herbeizuholen, breitete ihn vor ihr aus und sprach: „Morgen soll die Hochzeit sein.“

Als nun die Königstochter sah, daß keine Hoffnung mehr war, ihres Vaters Herz umzuwenden, so faßte sie den Entschluß, zu entfliehen. In der Nacht, während alles schlief, stand sie auf und nahm von ihren Kostbarkeiten dreierlei: einen goldenen Ring, ein goldenes Spinnrädchen und ein goldenes Haspeltchen; die drei Kleider von Sonne, Mond und Sternen tat sie in eine Nußschale, zog den Mantel von allerlei Rauhwerk an und machte sich Gesicht und Hände mit Ruß schwarz. Dann befohl sie sich Gott und ging fort und ging die ganze Nacht, bis sie in einen großen Wald kam. Und weil sie so müde war, setzte sie sich in einen hohlen Baum und schlief ein.

Die Sonne ging auf, und sie schlief fort und schlief noch immer als es schon hoher Tag war. Da trug es sich zu, daß der König, dem dieser Wald gehörte, darin jagte. Als seine Hunde zu dem Bann kamen, schnupperten sie, liefen ringsherum und bellten. Sprach der König zu den Jägern: „Seht zu, was dort für ein Wild sich versteckt hat.“ Die Jäger gingen hin und kamen wieder und sprachen: „In dem hohlen Bann liegt ein wunderliches Tier, das wir nicht kennen und wie wir noch niemals eins gesehen haben; an seiner Haut ist tausenderlei Pelz; es liegt aber und schläft.“ Sprach der König: „Seht zu, ob ihr's lebendig fangen könnt, dann bindet's auf den Wagen und nehmt's mit.“ Als die Jäger das Mädchen anpacten, erwachte es, erschraf und rief ihnen zu: „Ich bin ein armes Kind, das Vater und Mutter verlassen haben, erbarmt euch mein und nehmt mich mit!“ Da sprachen sie: „Allerteirauh, du bist gut für die Küche, komm nur mit, da kannst du die Nische zusammenkehren.“ Also setzten sie es auf den Wagen und fuhren heim in das königliche Schloß. Dort wiesen sie ihm ein Ställchen unter der Treppe an, wo kein Tageslicht hinkam, und sagten: „Kauttierchen, da kannst du wohnen und schlafen.“ Dann ward es in die Küche geschickt, da trug es Holz und Wasser, schürte das Feuer, rupfte das Federvieh, belas das Gemüse, lehrte die Nische zuammen und tat alle schlechte Arbeit.

Da lebte Allerteirauh lange Zeit recht armelig. Ach, du schöne Königstochter, wie soll's mit dir noch werden! Es geschah aber einmal, daß ein Fest im Schloß gefeiert wurde, da sprach sie zum Koch: „Darf ich ein wenig hinaufgehen und zusehen, ich will mich ansehn vor die Türe stellen.“ Antwortete der Koch: „Ja, geh nur hin, aber in einer halben Stunde mußt du wieder hier sein und die Nische zusammentragen.“ Da nahm sie ihr Stämmchen, ging in ihr Ställchen, zog den Pelzrod aus und wusch sich den Fuß von dem Gesicht und den Händen ab, daß ihre Schönheit hervorlam, und es war, als käme ein Sonnenstrahl nach dem andern aus schwarzen Wollen hervor. Dann machte sie die Fuß auf und holte ihr Kleid heraus, das wie die Sonne glanzte. Und wie das geschehen war, ging sie



hinauf zum Fest, und alle traten ihr aus dem Wege, denn niemand kannte sie, und meinten nicht anders, als daß es eine Königstochter wäre. Der König aber kam ihr entgegen, reichte ihr die Hand und tanzte mit ihr und dachte in seinem



Herzen: „So schön haben meine Augen noch keine gesehen.“ Als der Tanz zu Ende war, verneigte sie sich, und wie sich der König umsah, war sie verschwunden, und niemand wußte wohin. Die Wächter, die vor dem Schlosse standen, wurden gerufen und ausgefragt, aber niemand hatte sie erblickt.

Sie war aber in ihr Ställchen gelangt und hatte geschwind ihr Kleid ausgezogen, Gesicht und Hände schwarz gemacht und den Pelzmantel umgetan, und war wieder Allerteirauh. Als sie nun in die Küche kam und an ihre Arbeit gehen und die Asche zusammenkehren wollte, sprach der Koch: „Laß das gut sein bis morgen und koch' mir da die Suppe für den König, ich will auch einmal ein bißchen oben zugucken, aber laß mir kein Haar hineinfallen, sonst kriegst du in Zukunft nichts mehr zu essen.“ Da ging der Koch fort, und Allerteirauh kochte die Suppe für den König und kochte eine Brotsuppe,

so gut es konnte, und wie es fertig war, holte es in dem Ställchen seinen goldenen Ring und legte ihn in die Schüssel, in welcher die Suppe angerichtet ward. Als der Tanz zu Ende war, ließ sich der König die Suppe bringen und aß sie, und sie schmeckte ihm so gut, daß er meinte, niemals eine bessere Suppe gegessen zu haben. Wie er aber auf den Grund kam, sah er da einen goldenen Ring liegen und konnte nicht begreifen, wie er dahin geraten war. Da befahl er, der Koch solle vor ihn kommen. Der Koch erschrak, wie er den Befehl hörte und sprach zu Allerteirauh: „Gewiß hast du ein Haar in die Suppe fallen lassen; wenn's wahr ist, so kriegst du Schläge.“ Als er vor den König kam, fragte dieser, wer die Suppe gekocht hatte. Antwortete der Koch: „Ich habe sie gekocht.“ Der König aber sprach: „Das ist nicht wahr, denn sie war auf andere Art und viel besser gekocht als soust.“ Antwortete er: „Ich muß es gestehen, daß ich sie nicht gekocht habe, sondern das Kauttierchen.“ Sprach der König: „Geh und laß es heraufkommen.“ Als Allerteirauh kam, fragte der König: „Wer bist du?“ „Ich bin ein armes Kind, das keinen Vater und Mutter mehr hat.“ Fragte er weiter: „Wozu bist du in meinem Schloß?“ Antwortete es: „Ich bin zu nichts gut, als daß mir die Stiefeln um den Kopf geworfen werden.“ Fragte er weiter: „Wo hast du den Ring her, der in der Suppe war?“ Antwortete es: „Von dem Ring weiß ich nichts.“ Also konnte der König nichts erfahren und mußte es wieder fortschicken.

Über eine Zeit war wieder ein Feit, da bat Allerteirauh den Koch wie vorigesmal um Erlaubnis, zusehen zu dürfen. Antwortete er: „Ja, aber komm in einer halben Stunde wieder und Koch' dem König die Brotsuppe, die er so gerne isst.“ Da lief es in sein Ställchen, wusch sich geschwind und nahm ans der Nuß das Meid, das so silbern war wie der Mond, und tat es an. Da ging sie hinans und glich einer Königstochter; und der König trat ihr entgegen und freute sich, daß er sie wieder sah, und weil eben der Tanz aubub, so tanzten sie zusammen. Als aber der Tanz zu Ende war, verschwand sie wieder so schnell, daß der König nicht bemerken konnte, wo sie hinging. Sie sprang aber in ihr Ställchen und machte sich wieder zum Kauttierchen, und ging in die Küche, die Brotsuppe zu kochen. Als der Koch oben war, holte es das goldene Spinnrad und tat es in die Schüssel, so daß die Suppe darüber angerichtet wurde. Danach ward sie dem König gebracht, der aß sie, und sie schmeckte ihm so gut wie das vorigemal, und ließ den Koch kommen, der mußte auch diesmal gestehen, daß Allerteirauh die Suppe gekocht hätte. Allerteirauh kam da wieder vor den König, aber sie sagte, sie wäre nur dazu da, daß ihr die Stiefeln an den Kopf geworfen würden, und daß sie von dem goldenen Spinnrädchen gar nichts wüßte.

Als der König zum drittenmal ein Fest anstellte, da ging es nicht anders als die vorigen Male. Der Koch sprach zwar: „Du bist eine Here, Raustierchen, und tußt immer etwas in die Suppe, davon sie so gut wird und dem König besser schmeckt, als was ich koche“; doch weil es so bat, so ließ er es auf die bestimmte Zeit hingehen. Nun zog es sein Kleid an, das wie die Sterne glänzte, und trat damit in den Saal. Der König tanzte wieder mit der schönen Jungfrau und meinte, daß sie noch niemals so schön gewesen wäre. Und während er tanzte, steckte er ihr, ohne daß sie es merkte, einen goldenen Ring an den Finger, und hatte befohlen, daß der Tanz recht lange währen sollte. Wie er zu Ende war, wollte er sie an den Händen festhalten, aber sie riß sich los und sprang so geschwind unter die Leute, daß sie vor seinen Augen verschwand. Sie lief, was sie konnte, in ihr Ställchen unter der Treppe; weil sie aber zu lange und über eine halbe Stunde geblieben war, so konnte sie das schöne Kleid nicht ausziehen, sondern warf nur den Mantel von Pelz darüber, und in der Eile machte sie sich auch nicht ganz ruhig, sondern ein Finger blieb weiß. Allerleirauh lief nun in die Küche und kochte dem König die Brotsuppe und legte, wie der Koch fort war, den goldenen Haspel hinein. Der König, als er den Haspel auf dem Grunde fand, ließ Allerleirauh wieder rufen, da bemerkte er den weißen Finger und sah den Ring, den er im Tanze ihr angestekt hatte. Da ergriff er sie an der Hand und hielt sie fest, und als sie sich losmachen und fortspringen wollte, tat sich der Pelzmantel ein wenig auf und das Sternkleid schimmerte hervor. Der König faßte den Mantel und riß ihn ab. Da kamen die goldenen Haare hervor, und sie stand da in voller Pracht und konnte sich nicht mehr verbergen. Und als sie Ruß und Asche aus ihrem Gesicht gewischt hatte, war sie schöner, als man noch jemand auf Erden gesehen hat. Der König aber sprach: „Du bist meine liebe Braut, und wir scheiden nimmermehr voneinander.“ Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod.



Jorinde und Joringel.



11. 93.

Es war einmal ein altes Schloß mitten in einem großen dicken Wald, darinnen wohnte eine alte Frau ganz allein, das war eine Hexenberin. Am Tage machte sie sich zur Kage oder zur Nachteule, des Abends aber war sie wieder ordentlich wie ein Mensch gestaltet. Sie konnte das Wild und die Vogel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und briet es. Wenn jemand auf hundert Schritte dem Schloß nabekam, so mußte er stille stehen, und konnte sich nicht von der Stelle bewegen, bis sie ihn lossprach; wenn aber eine feine Jungfrau in diesen Kreis kam, so verwandelte sie dieselbe in einen Vogel, und sperrte sie dann in einen Korb ein und trug den Korb in eine Kammer des Schloßes. Sie hatte wohl hiebertausend solcher Körbe mit so raren Vögeln im Schloße.



Nun war einmal eine Jungfrau, die hieß Jorinde; sie war schöner als andere Mädchen. Die, und dann ein gar schöner Jungling, namens Joringel, hatten sich zusammen versprochen. Sie waren in den Brauttagen und sie hatten ihr größtes Vergnügen eins am andern. Damit sie nun einzumalen vertraut zusammen reden konnten, gingen sie in den Wald spazieren. „Hüte dich,“ sagte Joringel, „daß du nicht so nahe ans Schloß kommst.“ Es war ein schöner Abend, die Sonne schien zwischen den Stämmen der Bäume hell ins dunkle Grün des Waldes, und die Turteltaube sang läßlich auf den alten Maibüchen.

Jorinde weinte zuweilen, setzte sich hin im Sonnenschein und klagte; Joringel klagte auch. Sie waren so bestürzt, als wenn sie hätten sterben sollen; sie sahen sich um, waren irre und wußten nicht, wohin sie nach Hause gehen sollten. Noch halb stand die Sonne über dem Berg, und halb war sie unter; Joringel sah durchs Gebüsch und sah die alte Mauer des Schlosses nahe bei sich; er erschrak und wurde tod bang. Jorinde sang:

„Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
singt Leide, Leide, Leide:
es singt dem Täublein seinen Tod,
singt Leide, Lei—zicküth, zicküth, zicküth.“

Joringel sah nach Jorinde. Jorinde war in eine Nachtigall verwandelt, die sang „zicküth, zicküth“. Eine Nachtente mit glühenden Augen flog dreimal um sie herum und schrie dreimal „schuh, hu, hu, hu“. Joringel konnte sich nicht regen; er stand da wie ein Stein, konnte nicht weinen, nicht reden, nicht Hand noch Fuß regen. Nun war die Sonne unter; die Ente flog in einen Strauch, und gleich darauf kam eine alte krumme Frau aus diesem hervor, gelb und mager, hatte große rote Augen und krumme Nase, die mit der Spitze ans Kinn reichte. Sie murmelte, fing die Nachtigall und trug sie auf der Hand fort. Joringel konnte nichts sagen, nicht von der Stelle kommen, die Nachtigall war fort. Endlich kam das Weib wieder und sagte mit dumpfer Stimme: „Grüß' dich, Zachiel, wenn's Mönchel ins Körbel scheint, bind los, Zachiel, zu guter Stund'.“ Da wurde Joringel los. Er fiel vor dem Weib auf die Knie und bat, sie möchte ihm seine Jorinde wiedergeben, aber sie sagte, er sollte sie nie wiederhaben und ging fort. Er rief, er weinte, er jammerte,



aber alles umsonst. „Und, was soll mir geschehen?“ Joringel ging fort und kam endlich in ein fremdes Dorf; da hütete er die Schafe lange Zeit. Oft ging er rund um das Schloß herum, aber nicht zu nahe dabei. Endlich träumte er einmal des Nachts, er fände eine blutrote Blume, in deren Mitte eine schöne große Perle war. Die Blume brach er ab, ging damit zum Schlosse; alles, was er mit der Blume berührte, ward von der Zauberei frei; auch träumte er, er hätte seine Zorinde dadurch wiederbekommen. Des Morgens, als er erwachte, fing er an, durch Berg und Tal zu suchen, ob er eine solche Blume fände; er suchte bis an den neunten Tag, da fand er die blutrote Blume am Morgen früh. In der Mitte war ein großer Tautropfen, so groß wie die schönste Perle. Diese Blume trug er Tag und Nacht bis zum Schloß. Wie er auf hundert Schritte nahe zum Schloß kam, da ward er nicht fest, sondern ging fort bis ans Thor. Joringel freute sich hoch, berührte die Pforte mit der Blume, und sie sprang auf. Er ging hinein, durch den Hof, horchte, wo er die vielen Vögel vernähme; endlich hörte er's. Er ging und fand den Saal, darin war die Zauberin und fütterte die Vögel in den siebentausend Körben. Wie sie den Joringel sah, ward sie böz, sehr böz, schalt, spie Gift und Galle gegen ihn aus, aber sie konnte auf zwei Schritte nicht an ihn kommen. Er kehrte sich nicht an sie und ging, besah die Körbe mit den Vögeln; da waren aber viele hundert Nachtigallen, wie sollte er nun seine Zorinde wiederfinden? Indem er zusieht, merkt er, daß die Alte heimlich ein Körbchen mit einem Vogel nimmt und damit nach der Türe geht. Flugs sprang er hinzu, berührte das Körbchen mit der Blume und auch das alte Weib: nun konnte sie nichts mehr zaubern, und Zorinde stand da, hatte ihn um den Hals gefaßt, so schön, wie sie ehemals war. Da machte er auch alle die andern Vögel wieder zu Jungfrauen, und da ging er mit seiner Zorinde nach Hause und sie lebten lange vergnügt zusammen.



Hans im Glück.



Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm: „Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.“ Der Herr antwortete: „Du hast mir treu und ehrlich gedient; wie der Dienst war, so soll der Lohn sein“, und gab

ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog sein Bündlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der fröhlich und fröhlich auf einem munteren Pferde vorbeitrabte. „Ach,“ sprach Hans ganz laut, „was ist das Reiten ein schönes Ding! Da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh' und kommt fort, er weiß nicht wie.“ Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief: „Ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?!“ „Ich muß ja wohl, da habe ich einen Klumpen heimzutragen, es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht geradhalten; auch drückt mir's auf die Schulter.“ „Weißt du was,“ sagte der Reiter, „wir wollen tauschen; ich gebe dir mein Pferd und du gibst mir deinen Klumpen.“ „Von Herzen gern,“ sprach Hans, „aber ich jage euch, ihr müßt euch damit schleppen.“ Der Reiter stieg ab, nahm das Gold und half dem Hans hinauf, gab ihm die Zügel fest in die Hände und sprach: „Wenn's nun recht geschwind soll gehen, so mußt du mit der Zunge schnalzen und ‚hopp hopp‘ rufen.“

Hans war seelenfroh, als er an dem Pferde saß und so frank und frei dahintritt. Über ein Weiden fiel's ihm ein, es sollte noch schneller gehen, und fing an, mit der Zunge zu schnalzen und „hopp hopp“ zu rufen. Das Pferd setzte sich in starken Trab, und ehe sich's Hans versah, war er abgeworfen und lag in einem Graben, der die Äcker von der Landstraße trennte. Das Pferd wäre auch durchgegangen, wenn es nicht ein Bauer aufgehalten hätte, der des Weges kam und eine Kuh vor sich her trieb. Hans suchte seine Glieder zusammen und machte sich wieder auf die Beine. Er war aber verdrießlich und sprach zu dem Bauer: „Es ist ein schlechter Spaß, das Reiten, zumal wenn man auf so eine Mähre gerät wie diese, die stößt und einen herabwirft, daß man den Hals brechen kann, ich setze mich nun und nimmermehr wieder auf. Da lob' ich mir eure Kuh, da kann einer mit Gemächlichkeit hinterher gehen und hat obendrein seine Milch, Butter und Käse jeden Tag gewiß. Was gäb' ich darnum, wenn ich so eine Kuh hätte!“ „Nun,“ sprach der Bauer, „geschieht euch so ein großer Gefallen, so will ich euch wohl die Kuh für das Pferd vertauschen.“ Hans willigte mit tausend Freuden ein; der Bauer schwang sich aufs Pferd und ritt eilig davon.

Hans trieb seine Kuh ruhig vor sich her und bedachte den glücklichen Handel. „Hab' ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab' ich Durst, so melk' ich meine Kuh und trinke Milch. Herz, was verlangst du mehr?“

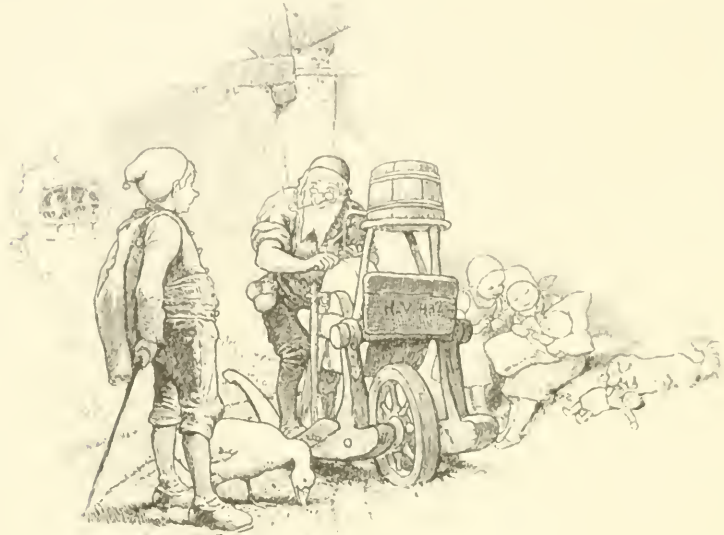
Als er zu einem Wirtshaus kam, machte er halt, aß in der großen Freude alles, was er bei sich hatte, sein Mittag- und Abendbrot, rein auf und ließ sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken. Dann trieb er seine Kuh weiter, immer nach dem Dorfe seiner Mutter zu. Die Hitze war drückender, je näher der Mittag kam, und Hans befand sich in einer Heide, die wohl noch eine Stunde danerte. Da ward es ihm ganz heiß, so daß ihm vor Durst die Zunge am Gaumen klebte. „Dem Ding ist zu helfen,“ dachte Hans, „jetzt will ich meine Kuh melken und mich an der Milch laben.“ Er band sie an einen durren Baum und stellte, da er keinen Eimer hatte, seine Ledermütze unter; aber so sehr er sich auch bemühte, es kam kein Tropfen Milch zum Vorschein. Und weil er sich ungeschickt dabei anstellte, so gab ihm das ungeduldige Tier endlich mit einem der Hinterfüße einen solchen Schlag vor den Kopf, daß er zu Boden tanzelte und eine Zeitlang sich gar nicht besinnen konnte, wo er war. Glücklicherweise kam gerade ein Metzger des Weges, der auf einem Schub-



karren ein junges Schwein liegen hatte. „Was sind das für Streiche!“ rief er und half dem guten Hans auf. Hans erzählte, was vorgefallen war. Der Metzger reichte ihm seine Flasche und sprach: „Da, trinkt einmal und erholt euch. Die Kuh will wohl keine Milch geben, das ist ein altes Tier, das höchstens noch zum Ziehen tangt oder zum Schlachten.“ „Ei, ei,“ sprach Hans und strich sich die Haare über den Kopf, „wer hätte das gedacht! Es ist freilich gut, wenn man so ein Tier ins Haus abschlachten kann, was gibt's für Fleisch! Aber ich mache mir aus dem Kuhfleisch nicht viel, es ist mir nicht saftig genug. Ja, wer so ein junges Schwein hätte! Das schmeckt anders, dabei noch die Würste.“ „Hört, Hans,“ sprach der Metzger, „euch zuliebe will ich tauschen und will euch das Schwein für die Kuh lassen.“ „Gott lohn' euch eure Freundschaft“, sprach Hans und übergab ihm die Kuh und ließ sich das Schweinchen vom Karren losmachen und den Strick, woran es gebunden war, in die Hand geben.

Hans zog weiter und überdachte, wie ihm doch alles nach Wunsch ginge; begegnete ihm ja eine Verdrießlichkeit, so würde sie doch gleich wieder gutgemacht. Es gesellte sich danach ein Burſch zu ihm, der trug eine schöne weiße Gans unter dem Arm. Sie boten einander die Zeit und Hans fing an, von seinem Glück zu erzählen und wie er immer so vorteilhaft getauscht hätte. Der Burſch jagte ihm, daß er die Gans zu einem Kindertauffchmanus brächte. „Hebt einmal,“ fuhr er fort und packte sie bei den Flügeln, „wie schwer sie ist, die ist aber auch acht Wochen lang genudelt worden. Wer in den Braten beißt, muß sich das Fett von beiden Seiten abwischen.“ „Ja,“ sprach Hans und wog sie mit der einen Hand, „die hat ihr Gewicht, aber mein Schwein ist auch keine San.“ Indessen jah sich der Burſch nach allen Seiten ganz bedenklich um, schüttelte auch wohl mit dem Kopf. „Hört,“ fing er darauf an, „mit eurem Schweine mag's nicht so ganz richtig sein. In dem Dorfe, durch das ich gekommen bin, ist eben dem Schulzen eins aus dem Stall gestohlen worden; ich fürchte, ich fürchte, ihr habt's da in der Hand, sie haben Leute ausgeschiedt, und es wäre ein schlimmer Handel, wenn sie euch mit dem Schweine erwischten; das Geringste ist, daß ihr ins fünfte Loch gesteckt werdet.“ Dem guten Hans ward bang: „Ach Gott,“ sprach er, „helft mir aus der Not, ihr wißt hierherum besser Bescheid, nehmt mein Schwein da und laßt mir eure Gans.“ „Ich muß schon etwas auf's Spiel setzen,“ antwortete der Burſche, „aber ich will doch nicht schuld sein, daß ihr ins Unglück geratet.“ Er nahm also das Seil in die Hand und trieb das Schwein schnell auf einem Seitenweg fort; der gute Hans aber ging, seiner Sorgen entledigt, mit der Gans unter dem Arm der Heimat zu. „Wenn ich's recht überlege,“ sprach er mit sich selbst, „habe ich

noch Vorteil bei dem Tausch: erstlich den guten Braten, hernach die Menge von Fett, die heranstränfelt wird, das gibt Gansfettbrot auf ein Vierteljahr; und endlich die schönen weißen Federn, die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen und darauf will ich wohl nugewiegt einschlafen. Was wird meine Mutter eine Freude haben!"



Als er durch das letzte Dorf gekommen war, stand da ein Scherenichleifer mit seinem Karren; das Rad schnurrte und er sang dazu:

„Ich schleife die Schere und drehe geschwind,
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.“

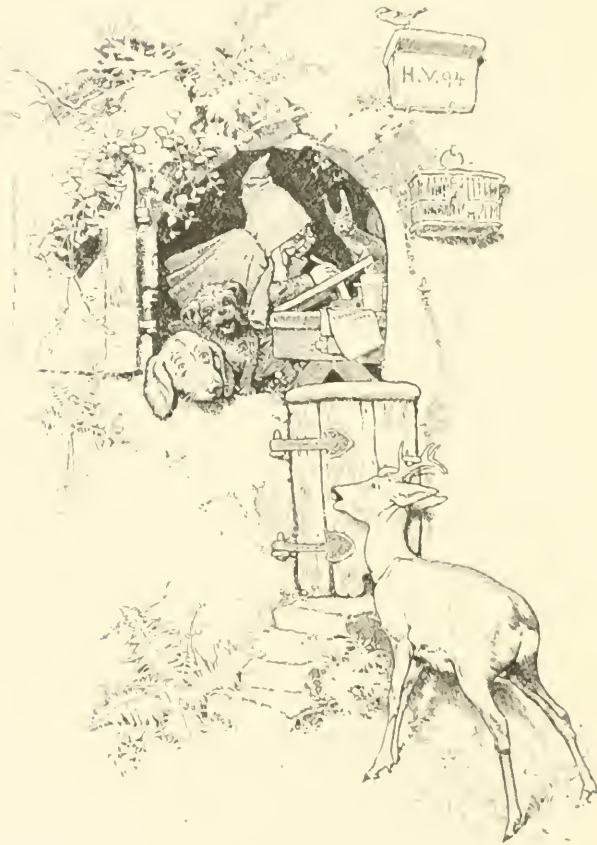
Hans blieb stehen und sah ihm zu; endlich redete er ihn an und sprach: „Guch geht's wohl, weil ihr so lustig bei eurem Schleifen seid.“ „Ja,“ antwortete der Scherenichleifer, „das Handwerk hat einen güldenen Boden. Ein rechter Schleifer ist ein Mann, der, so oft er in die Tasche greift, auch Geld darin findet. Aber wo habt ihr die schöne Gans gekauft?“ „Die hab' ich nicht gekauft, sondern für mein Schwein eingetauscht.“ „Und das Schwein?“ „Das hab' ich für eine Kuh getriegt.“ „Und die Kuh?“ „Die hab' ich für ein Pferd bekommen.“ „Und das Pferd?“ „Dafür hab' ich einen Klumpen Gold, so groß als mein Kopf, gegeben.“ „Und das Gold?“ „Gi, das war mein

Lohn für sieben Jahre Dienst.“ „Ihr habt euch jederzeit zu helfen gewußt,“ sprach der Schleifer, „könnt ihr's nun dahin bringen, daß ihr das Geld in der Tasche springen hört, wenn ihr aufsteht, so habt ihr euer Glück gemacht.“ „Wie soll ich das anfangen?“ sprach Hans. „Ihr müßt ein Schleifer werden wie ich; dazu gehört eigentlich nichts als ein Weßstein, das andere findet sich schon von selbst. Da hab' ich einen, der ist zwar ein wenig schadhast, dafür sollt ihr mir aber auch weiter nichts als eure Gans geben; wollt ihr das?“ „Wie könnt ihr noch fragen,“ antwortete Hans, „ich werde ja zum glücklichsten Menschen auf Erden; habe ich Geld, so oft ich in die Tasche greife, was brauche ich da länger zu sorgen?“ reichte ihm die Gans hin und nahm den Weßstein in Empfang. „Nun,“ sprach der Schleifer und hob einen gewöhnlichen schweren Feldstein, der neben ihm lag, auf, „da habt ihr noch einen tüchtigen Stein dazu, auf dem sich's gut schlagen läßt und ihr eure alten Nägel geradeflopfen könnt. Nehmt hin und hebt ihn ordentlich auf.“

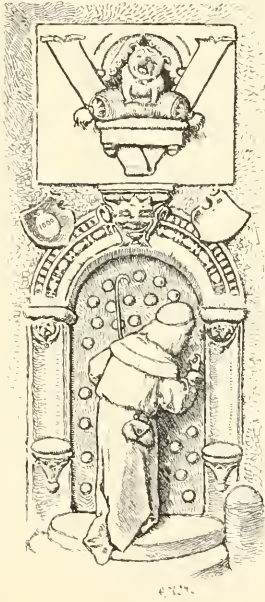
Hans lud den Stein auf und ging mit vergnügtem Herzen weiter; seine Augen leuchteten vor Freude: „Ich muß in einer Glückshaut geboren sein,“ rief er ans, „alles, was ich wünsche, trifft mir ein wie einem Sonntagskind.“ Indessen, weil er seit Tagesanbruch auf den Beinen gewesen war, begann er müde zu werden; auch plagte ihn der Hunger, da er allen Vorrat auf einmal in der Freude über die erhandelte Ruh aufgezehrt hatte. Er konnte endlich nur mit Mühe weitergehen und mußte jeden Augenblick haltmachen; dabei drückten ihn die Steine ganz erbärmlich. Da konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte. Wie eine Schnecke kam er zu einem Feldbrunnen geschlichen, wollte da ruhen und sich mit einem frischen Trunk laben; damit er aber die Steine im Niedersitzen nicht beschädigte, legte er sie bedächtig neben sich auf den Rand des Brunnens. Darauf setzte er sich nieder und wollte sich zum Trinken bücken, da versah er's, stieß ein klein wenig an, und beide Steine plumpften hinab. Hans, als er sie mit seinen



Augen in die Tiefe hatte versinken sehen, sprang vor Freude auf, kniete dann nieder und dankte Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn auf eine so gute Art und ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den schweren Steinen befreit hätte; das einzige wäre ihm nur noch hinderlich gewesen. „So glücklich wie ich,“ rief er aus, „gibt es keinen Menschen unter der Sonne.“ Mit leichtem Herzen und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war.



Der Arme und der Reiche.



or alten Zeiten, als der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte, trug es sich zu, daß er eines Abends müde war und ihn die Nacht überfiel, ehe er zu einer Herberge kommen konnte. Nun standen auf dem Wege vor ihm zwei Häuser einander gegenüber, das eine groß und schön, das andere klein und ärmlich anzusehen, und gehörte das große einem reichen, das kleine einem armen Manne. Da dachte unser Herrgott: „Dem Reichen werde ich nicht beschwerlich fallen, bei ihm will ich anklopfen.“ Der Reiche, als er an seine Tür klopfen hörte, machte das Fenster auf und fragte den Fremdling, was er suchte? Der Herr antwortete: „Ich bitte nur um ein Nachtlager.“ Der Reiche guckte den Wandersmann an vom Haupt bis zu den Füßen, und weil der liebe Gott schlichte Kleider trug und nicht

ausjah wie einer, der viel Geld in der Tasche hat, schüttelte er mit dem Kopf und sprach: „Ich kann euch nicht aufnehmen, meine Kammern liegen voll Kräuter und Samen, und sollte ich einen jeden beherbergen, der an meine Türe klopfte, so könnte ich selber den Bettelstab in die Hand nehmen. Sucht anderswo ein Auskommen.“ Schlug damit sein Fenster zu und ließ den lieben Gott stehen. Also kehrte ihm der liebe Gott den Rücken, ging hinüber zu dem kleinen Hans und klopfte an. Kamn hatte er angeklopft, klinkte der Arme schon sein Türchen auf, bat den Wandersmann einzutreten und bei ihm die Nacht über zu bleiben. „Es ist schon finster,“ sagte er, „und heute könnt ihr doch nicht weiterkommen.“ Das gefiel dem lieben Gott und er trat zu ihm ein. Die Frau des Armen reichte ihm die Hand, hieß ihn willkommen und sagte, er möchte sich's bequem

machen und vorkiehmehnen, sie hatten nicht viel, aber was es ware, gäben sie von Herzen gern. Dann setzte sie Karloffel aus Feuer und derweil sie kochten, melkte sie ihre Ziege, damit sie ein bißchen Milch dazu hätten. Und als der Tisch gedeckt war, setzte sich der liebe Gott zu ihnen und aß mit, und es schmeckte ihm die schlechte Kost gut, denn es waren vergnügte Gesichter dabei. Wie sie gegessen hatten und Schlafenszeit war, rief die Frau heimlich ihren Mann und sprach: „Hor', lieber Mann, wir wollen uns hent nacht eine Stren machen, damit der arme Wanderer sich in unser Bett legen und ausruhen kann: er ist den ganzen Tag über gegangen, da wird einer müde.“ „Von Herzen gern,“ antwortete er, „ich will's ihm anbieten“, ging zu dem lieben Gott und bat ihn, wenn's ihm recht wäre, möcht' er sich in ihr Bett legen und seine Glieder



ordentlich ausruhen. Der liebe Gott aber wollte den beiden Alten ihr Lager nicht nehmen, doch ließen sie nicht ab, bis er es endlich tat und sich in ihr Bett legte; sich selbst aber machten sie eine Stren auf die Erde. Am andern Morgen standen sie vor Tag schon auf und kochten dem Gast ein ärmliches Frühstück. Als nun die Sonne durchs Fensterlein hereinschien, und der liebe Gott angestanden war, aß er wieder mit ihnen und wollte dann seines Weges ziehen. Doch als er in der Türe stand, kehrte er sich um und sprach: „Weil ihr so mitleidig und fromm seid, so wünscht euch dreierlei, das will ich erfüllen.“ Da sagte der Arme: „Was soll ich mir sonst wünschen als die ewige Seligkeit, und daß wir zwei, solang wir leben, gesund dabei bleiben und täglich unier

notdürftiges Brot haben; fürs dritte weiß ich mir nichts zu wünschen.“ Der liebe Gott sprach: „Willst du dir nicht ein neues Haus für das alte wünschen?“ Da sagte der Mann: „Ja, wenn er das noch dazu erhalten könnte, wär's ihm wohl lieb.“ Nun erfüllte der Herr ihre Wünsche und verwandelte ihr altes Haus in ein neues, und als das geschehen war, verließ er sie und zog weiter.

Es war schon voller Tag, da stand der Reiche auf und legte sich ins Fenster. Da sah er gegenüber ein schönes neues Haus mit roten Ziegeln und hellen Fenstern, wo sonst eine alte Hütte gestanden hatte. Er machte große Augen, rief seine Frau und sprach: „Sieh einmal, wie ist das zugegangen? Gestern abend stand noch die alte elende Hütte, und heute ist's ein schönes neues Haus; lauf geschwind hinüber und höre, wie das gekommen ist.“ Die Frau ging hin und fragte den Armen aus, der erzählte ihr: „Gestern abend kam ein Wanderer, der suchte Nachtherberge, und heute morgen beim Abschied hat er uns drei Wünsche gewährt: die ewige Seligkeit, Gesundheit in diesem Leben und das notdürftige tägliche Brot, und noch dazu statt unserer alten Hütte ein schönes neues Haus.“ Als die Frau des Reichen das gehört hatte, lief sie zurück und erzählte ihrem Manne, wie das gekommen war. Der Mann sprach: „Ich möchte mich zer-

reißen und zerschlagen. Hätt' ich nur das gewußt! Der Fremde ist auch bei mir gewesen, ich habe ihn aber abgewiesen.“

„Gil' dich,“ sprach die Frau, „und setz' dich auf dein Pferd, so faunst du den Mann

noch einholen und dir auch drei Wünsche gewähren lassen.“

Da setzte sich der Reiche auf und holte den lieben Gott ein, redete fein und lieblich zu ihm und sprach, er möcht's doch nicht übelnehmen, daß er nicht gleich wäre eingelassen worden, er hätte den Schlüssel zur Haustüre gesucht, derweil wäre er weggegangen; wenn er des Wegs



zurückläme, müßte er bei ihm einlehren. „Ja,“ sprach der liebe Gott, „wenn ich einmal zurückkomme, will ich es tun.“ Da fragte der Reiche, ob er nicht auch drei Wünsche tun dürfte wie sein Nachbar? „Ja,“ sagte der liebe Gott, „das dürfte er wohl, es wäre aber nicht gut für ihn, und er sollte sich lieber nichts wünschen.“ Der Reiche aber meinte, er wolle sich schon etwas ansuchen, was zu seinem Glück gereiche, wenn er nur wüßte, daß es erfüllt würde. Sprach der liebe Gott: „Reit heim und drei Wünsche, die du tußt, die sollen in Erfüllung gehen.“

Nun hatte der Reiche, was er wollte, ritt heimwärts und fing an, nachzuzusinnen, was er sich wünschen sollte. Wie er sich so bedachte und die Zügel fallen ließ, fing das Pferd an zu springen, so daß er immerfort in seinen Gedanken gestört wurde und sie gar nicht zusammenbringen konnte. Er klopfte ihm an den Hals und sagte: „Sei ruhig, Liebe“, aber das Pferd machte aufs neue Mäuerchen. Da ward er zuletzt ärgerlich, und als das Pferd wieder in die Höhe stieg, rief er ganz ungeduldig: „So wollt' ich, daß du den Hals zerbrächst!“ Wie er das Wort ausgesprochen hatte, plump, fiel er auf die Erde, und lag das Pferd tot und regte sich nicht mehr. Da war der erste Wunsch erfüllt. Weil er aber von Natur geizig war, wollte er das Sattelzeug nicht im Stich lassen, schnitt's ab, hing's auf seinen Rücken und mußte nun zu Fuß nach Haus gehen. „Du hast noch zwei Wünsche übrig“, dachte er und tröstete sich damit. Wie er nun langsam durch den Sand dahinging, und zu Mittag die Sonne heiß braunte, ward's ihm so warm und verdrießlich zumut; der Sattel drückte ihn auf den Rücken, auch war ihm noch immer nicht eingefallen, was er sich wünschen sollte. „Wenn ich mir auch alle Reiche der Welt und alle Schätze wünsche,“ sprach er zu sich selbst, „so fällt mir hernach noch allerlei ein, dieses und jenes, das weiß ich im Voraus; ich will's aber so einrichten, daß mir gar nichts mehr zu wünschen übrigbleibt.“ Dann seufzte er und sprach: „Ja, wenn ich der bayerische Bauer wäre, der auch drei Wünsche frei hatte, der wußte sich zu helfen, der verlangte zum ersten recht viel Bier, und zweitens Bier, soviel er trinken konnte, und drittens noch ein Faß Bier dazu.“ Manchmal meinte er, jetzt hätte er es gefunden, aber hernach schien's ihm doch zu wenig und zu gering. Da kam ihm so in die Gedanken, was es seine Frau jetzt gut hätte, die säße daheim in einer tühlen Stube und ließe sich's wohl schmecken. Das ärgerte ihn ordentlich, und ohne daß er's wußte, sprach er so hin: „Ach wollte, die säße daheim auf dem Sattel und könnt' nicht herunter, statt daß ich ihn da auf meinem Rücken schleppe.“ Und wie das letzte Wort aus seinem Munde kam, so war der Sattel von seinem Rücken verschwunden, und er merkte, daß sein zweiter Wunsch auch in Erfüllung gegangen war. Da ward ihm erst recht heiß, und er fing an zu laufen und wollte sich daheim ganz



einjam in seine Kammer setzen und auf etwas Großes für den letzten Wunsch nachdenken. Wie er aber ankommt und die Stubentür aufmacht, sitzt da seine Frau mittendrin auf dem Sattel und kann nicht herunter, jammert und schreit. Da sprach er: „Gib dich zufrieden, ich will dir alle Reichtümer der Welt herbeiwünschen, nur bleib dazühen.“ Sie antwortete aber: „Was helfen mir alle Reichtümer der Welt, wenn ich auf dem Sattel sitze; du hast mich darauf gewünscht, du mußt mir auch wieder herunterhelfen.“ Er mochte wollen oder nicht, er mußte den dritten Wunsch tun, daß sie vom Sattel ledig wäre und heruntersteigen könnte, und der ward alsbald erfüllt. Als die Frau wieder auf ihren eigenen Beinen stand, stellte sie die Arme in die Seite und sprach zu dem Mann: „Du bist ein Schafskopf, ich hätte es besser gemacht.“ Also hatte er nichts davon als Ärger, Mühe und Scheltworte und ein verlorenes Pferd; die Armen aber lebten vergnügt, still und fromm bis an ihr seliges Ende.





H. V. 93.

Es lebte einmal eine alte Königin, der war ihr Gemahl schon lange Jahre gestorben, und sie hatte eine schöne Tochter. Wie die erwuchs, wurde sie weit über Feld und an einen Königssohn versprochen. Als nun die Zeit kam, wo sie vermählt werden sollten, und das Kind in das fremde Reich abreißen mußte, packte ihr die Alte gar viel kostliches Gerät und Geschmeide ein, Gold und Silber, Becher und Kleinode, kurz alles, was nur zu einem königlichen Brautgeschaf

gehörte, denn sie hatte ihr Kind von Herzen lieb. Auch gab sie ihr eine Kammerjungfer bei, welche mitreiten und die Braut in die Hände des Bräutigams überliefern sollte, und jede bekam ein Pferd zur Reise, aber das Pferd der Königstochter hieß Falada und konnte sprechen. Wie nun die Abschiedsstunde da war,



begab sich die alte Mutter in ihre Schatzkammer, nahm ein Messerlein und schnitt damit in ihre Finger, daß sie bluteten; darauf hielt sie ein weißes Lättchen unter und ließ drei Tropfen Blut hineinfallen, gab sie der Tochter und sprach: „Liebes Kind, verwahr' sie wohl, sie werden dir unterwegs not tun.“

Also nahmen beide voneinander betrübten Abschied: das Lättchen steckte die Königstochter in ihren Busen vor sich, setzte sich aufs Pferd und zog nun fort zu ihrem Bräutigam. Da sie eine Stunde geritten waren, empfand sie heißen Durst und rief ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und schöpfe mir mit meinem Becher, den du für mich mitgenommen hast, Wasser aus dem Bache; ich möchte gern einmal trinken.“ „Wenn ihr Durst habt,“ sprach die Kammerjungfer, „so steigt selber ab, legt euch aus Wasser und trinkt: ich mag eure Dienstmagd nicht sein.“ Da stieg die Königstochter vor großem Durst herunter, neigte sich über das Wasser im Bach und trank, und durste nicht aus dem goldenen Becher trinken. Da sprach sie: „Ach Gott!“ Da antworteten die drei Blutstropfen: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät' ihr zerpringen.“ Aber die Königsbraut war demütig, sagte nichts und stieg wieder zu Pferd. So ritten sie etliche Meilen weiter fort, aber der Tag war warm, die Sonne stach, und sie durstete bald von neuem. Da sie nun an einen Wasserfluß kamen, rief sie noch einmal ihrer Kammerjungfer: „Steig ab und gib mir aus meinem Goldbecher zu trinken“, denn sie hatte aller bösen Worte längst vergessen. Die Kammerjungfer sprach aber noch hochmütiger: „Wollt ihr trinken, so trinkt allein, ich mag nicht eure Magd sein.“ Da stieg die Königstochter hernieder vor großem Durst und legte sich über das fließende Wasser, weinte und sprach: „Ach Gott!“ und die Blutstropfen antworteten wieder: „Wenn das deine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät' ihr zerpringen.“ Und wie sie so trank und sich recht überlehnte, fiel ihr das Lättchen, worin die drei Tropfen waren, aus dem Busen und floß mit dem Wasser fort, ohne daß sie es in ihrer großen Angst merkte. Die Kammerjungfer hatte aber zugehoben und freute sich, daß sie Gewalt über die Braut bekäme; denn damit, daß diese die Blutstropfen verloren hatte, war sie schwach und machtlos geworden. Als sie nun wieder auf ihr Pferd steigen wollte, das da hieß Falada, jagte die Kammerfrau: „Auf Falada gehör' ich, und auf meinen Gaul gehörst du“, und das mußte sie sich gefallen lassen. Dann befahl ihr die Kammerfrau auch noch, die königlichen Kleider anzuziehen und ihre schlechten anzulegen, und endlich mußte sie sich unter freiem Himmel verschwören, daß sie am königlichen Hof keinem Menschen etwas davon sprechen wollte; und wenn sie diesen Eid nicht abgelegt hätte, wäre sie auf der Stelle umgebracht worden. Aber Falada sah das alles an und nahm's wohl in acht.

Die Kammerjungfer leg nun auf Salada und die wahre Braut auf das schlechte Roß, und so zogen sie weiter, bis sie endlich in dem königlichen Schloß eintrafen. Da war eine große Freude über ihre Ankunft und der Königsohn sprang ihnen entgegen, hob die Kammerjungfer vom Pferde und meinte, sie wäre seine Gemahlin; sie ward die Treppe hinaufgeführt, die wahre Königstochter aber mußte unten stehenbleiben. Da schaute der alte König am Fenster und sah sie im Hofe halten und sah, wie sie fein war, zart und gar schön, ging alsbald ins königliche Gemach und fragte die Braut nach der, die sie bei sich hätte und die da unten im Hofe stände, und wer sie wäre? „Die habe ich mir unterwegs mitgenommen zur Gesellschaft; gebt der Magd was zu arbeiten, daß sie nicht müßig steht.“ Aber der alte König hatte keine Arbeit für sie und wußte nichts, als daß er sagte: „Da hab' ich so einen kleinen Jungen, der hütet die Gänse, dem mag sie helfen.“ Der Junge hieß Kürdchen (Konradchen), dem mußte die wahre Braut helfen Gänse hüten.

Sald aber sprach die falsche Braut zu dem jungen König: „Liebster Gemahl, ich bitte Euch, tut mir einen Gefallen.“ Er antwortete: „Das will ich gerne tun.“ „Nun, so laßt den Schinder rufen und da dem Pferde, woran ich hergeritten bin, den Hals abhauen, weil es mich unterwegs geargert hat.“ Eigentlich aber fürchtete sie, daß das Pferd sprechen möchte und verraten, wie sie mit der Königstochter umgegangen war. Nun war das so weit geraten, daß es geschehen und der treue Salada sterben sollte, da kam es auch der rechten Königstochter zu Ohr, und sie versprach dem Schinder heimlich ein Stück Geld, das sie ihm bezahlen wollte, wenn er ihr einen kleinen Dienst erweise. In der Stadt war ein großes finstere Thor, wo sie abends und morgens mit den Gänsen durch mußte, unter das finstere Thor, sagte sie, möchte er dem Salada seinen Kopf hinaageln, daß sie ihn doch noch mehr als einmal sehen konnte. Also versprach das der Schinderstuecht zu tun, hieb den Kopf ab und nagelte ihn unter das finstere Thor fest.

Des Morgens früh, als sie und Kürdchen unterm Thor hinaustrieben, sprach sie im Vorbeigehen:

„O du Salada, da du hangeu“

Da antwortete der Kopf:

„O du Jungfer Königin, da du gangeu,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Heez tät' ihr zerbringen.“

Da zog sie still weiter zur Stadt hinaus, und sie trieben die Gänse aufs Feld. Und wenn sie auf der Wieße angelommen war, saß sie nieder und machte

ihre Haare auf, die waren eitel Gold, und Märdchen sah sie und freute sich, wie sie glänzten und wollte ihr ein paar anstrafen. Da sprach sie:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Märdchen sein Hütchen,
und laß'n sich mitjagen,
bis ich mich geflochten und geschmätzt,
und wieder aufgesetzt.“



Und da kam ein so starker Wind, daß er dem Märdchen sein Hütchen wegwehte über alle Laude, und es mußte ihm nachlaufen. Bis es wiederkam, war sie mit dem Kämmen und Aufsetzen fertig, und er konnte keine Haare kriegen. Da war Märdchen böß und er sprach

nicht mit ihr, und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend war, dann fuhren sie nach Haus.

Den andern Morgen, wie sie unter dem finstern Thor hinaustrieben, sprach die Jungfrau:

„O du Hatada, da du hängest.“

Hatada antwortete:

„O du Jungfer Königin, da du hängest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz tät' ihr zerpringen.“

Und in dem Feld setzte sie sich wieder auf die Wiefe und sang an, ihr Haar anzulämmen, und Kürdchen lief und wollte danach greifen, da sprach sie schnell:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Kürdchen sein Hütchen,
und laß'u sich mitjagen,
bis ich mich geflochten und geschnagt,
und wieder angefaßt.“

Da wehte der Wind und wehte ihm das Hütchen vom Kopf weit weg, daß Kürdchen lange nachzulaufen hatte. Und als es wiederkam, hatte sie längst ihr Haar zurecht, und es konnte kein's davon erwischen; und so hüteten sie die Gänse, bis es Abend ward.

Abends aber, nachdem sie heimgekommen waren, ging Kürdchen vor den alten König und sagte: „Mit dem Mädchen will ich nicht länger Gänse hüten.“

„Warum denn?“ fragte der alte König. „Wi, das ärgert mich den ganzen Tag.“ Da befahl ihm der alte König zu erzählen, wie's ihm denn mit ihr ginge. Da sagte Kürdchen: „Morgens, wenn wir unter dem finstern Thor mit der Herde durchkommen, so ist da ein Gaultkopf an der Wand, zu dem redet sie:

„Hatada, da du hängest.“

Da antwortet der Kopf:

„O du Königsjungfer, da du hängest,
wenn das deine Mutter wüßte,
das Herz tät' ihr zerpringen.“

Und so erzählte Kürdchen weiter, was auf der Gänsewiefe geschehe, und wie es da dem Hut im Winde nachlaufen mußte.

Der alte König befahl ihm den nächsten Tag wieder hinauszutreiben, und er selbst, wie es Morgen war, setzte sich hinter das finstere Thor und horte da, wie sie mit dem Haupt des Hatada sprach; und dann ging er ihr auch nach in das Feld und barg sich in einem Busch auf der Wiefe. Da sah er um

bald mit seinen eigenen Augen, wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Herde getrieben brachten, und wie nach einer Weile sie sich setzte und ihre Haare losslocht, die strahlten von Glanz. Gleich sprach sie wieder:

„Weh, weh, Windchen,
nimm Mürdchens sein Hütchen,
und laß'n sich mitjagen,
bis daß ich mich gestochten und geschnacht,
und wieder angefaßt.“



Da kam ein Windstoß und fuhr mit Mürdchens Hut weg, daß es weit zu laufen hatte, und die Magd kämmte und stocht ihre Locken still fort, welches der alte König alles beobachtete. Darauf ging er unbemerkt zurück, und als abends die Gänsemagd heimkam, rief er sie beiseite und fragte, warum sie dem allem so täte? „Das darf ich euch nicht sagen und darf keinem Menschen mein Leid klagen, denn so hab' ich mich unter freiem Himmel verschworen, weil ich sonst um mein Leben gekommen wäre.“ Er drang in sie und ließ ihr keinen Frieden, aber er konnte nichts aus ihr herausbringen. Da sprach er: „Wenn du mir nichts sagen willst, so klag' dem Eisenofen da dein Leid“, und ging fort. Da kroch sie in den Eisenofen, fing an zu jammern und zu weinen und sprach: „Da sitze ich von aller Welt verlassen und bin doch eine Königstochter, und eine falsche Kammerjungfer hat mich mit Gewalt dahin gebracht, daß ich meine königlichen Kleider habe ablegen müssen, und hat meinen Platz bei meinem Bräutigam eingenommen, und ich muß als Gänsemagd gemeine Dienste tun. Wenn das meine Mutter wüßte, das Herz im Leibe tät' ihr zerpringen.“ Der alte König stand aber außen an der Ofenröhre, lauerte ihr zu und hörte, was sie sprach. Da kam er wieder herein und hieß sie aus dem Ofen gehen. Er

ließ ihr königliche Kleider anhin, und es schien ein Wunder, wie sie so schön war. Der alte König rief seinen Sohn und offenbarte ihm, daß er die falsche Braut hatte; die wäre bloß ein Kammermädchen, die wahre aber stände hier als die geweihte Waisemagd. Der junge König war herzensfroh, als er ihre Schönheit und Jugend erblickte, und ein großes Mahl wurde angestellt, zu dem alle Leute und guten Freunde gebeten wurden. Neben saß der Brautigam, die Königstochter zur einen Seite und die Kammerjungfer zur andern; aber die Kammerjungfer war verblendet und erkannte jene nicht mehr in dem glänzenden Schmuck. Als sie nun geessen und getrunken hatten und guten Mutes waren, gab der alte König der Kammerjungfer ein Rätsel auf, was eine solche wert wäre, die den Herrn so und so betrogen hätte, erzählte damit den ganzen Verlauf und fragte: „Welches Urteils ist diese würdig!“ Da sprach die falsche Braut: „Sie ist nichts Besseres wert, als daß sie splinternacht ausgezogen und in ein Faß gesteckt wird, das inwendig mit spitzen Nägeln beschlagen ist; und zwei weiße Pferde müssen vorgepannt werden, die sie Gasse auf und Gasse ab zu Tode schleifen.“ „Das bist du“, sprach der alte König, „und hast dein eigen Urteil



gefunden und danach soll dir widerfahren.“ Und als das Urteil vollzogen war, vermählte sich der junge König mit seiner rechten Gemahlin, und beide beherrschten ihr Reich in Frieden und Seligkeit.

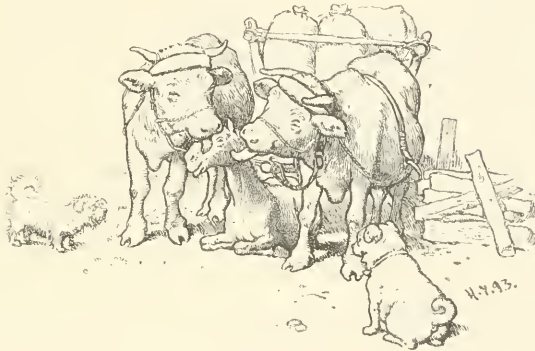


Die Kluge Bauerntochter

Dies war einmal ein armer Bauer, der hatte kein Land, nur ein kleines Hänschen und eine alleinige Tochter; da sprach die Tochter: „Wir sollten den Herrn König um ein Stückchen Wottland bitten.“ Da der König ihre Armut hörte, schenkte er ihnen auch ein Eckchen Acker, den hackte sie und ihr Vater um, und wollten ein wenig Korn und derart Frucht darauf säen. Als sie den Acker beinahe herum hatten, so fanden sie in der Erde einen Würfel

von purem Gold. „Hör“, sagte der Vater zu dem Mädchen, „weil unser Herr König so gnädig ist gewesen und hat uns diesen Adler geschenkt, so müssen wir ihm den Mörzel dafür geben.“ Die Tochter aber wollt' es nicht bewilligen und sagte: „Vater, wenn wir den Mörzel haben und haben den Stößer nicht, dann müssen wir auch den Stößer herbeischaffen; darum schweig lieber still.“ Er wollt' ihr aber nicht gehorchen, nahm den Mörzel und trug ihn zum Herrn König und sagte, den hätte er gefunden in der Heide, ob er ihn als eine Verehrung annehmen wollte. Der König nahm den Mörzel und fragte, ob er nichts mehr gefunden hatte?“ „Nein“, antwortete der Bauer. Da sagte der König, er sollte nun auch den Stößer herbeischaffen. Der Bauer sprach, den hätten sie nicht gefunden; aber das half ihm so viel, als hätt' er's in den Wind gesagt; er ward ins Gefängnis gesetzt und sollte so lange da sitzen, bis er den Stößer herbeigeschafft hätte. Die Bedienten mußten ihm täglich Wasser und Brot bringen, was man so in dem Gefängnis kriegt, da hörten sie, wie der Mann als fort schrie: „Ach, hätt' ich meiner Tochter gehört! Ach, ach, hätt' ich meiner Tochter gehört!“ Da gingen die Bedienten zum König und sprachen das, wie der Gefangene als fort schrie: „Ach, hätt' ich meiner Tochter gehört!“ und wollte nicht essen und nicht trinten. Da befahl er den Bedienten, sie sollten ihn vor ihn bringen, und da fragte ihn der Herr König, warum er also fort schrie: „Ach, hätt' ich meiner Tochter gehört!“ „Was hat eure Tochter denn gesagt?“ „Ja, sie hat gesprochen, ich sollte den Mörzel nicht bringen, sonst müßt' ich auch den Stößer schaffen.“ „Habt ihr denn so eine kluge Tochter, so laßt sie einmal herkommen.“ Also mußte sie vor den König kommen, der fragte sie, ob sie denn so klug wäre, und sagte, er wollte ihr wohl ein Kästel aufgeben, wenn sie das treffen könnte, dann wollte er sie heiraten. Da sprach sie gleich ja, sie wollt's erraten. Da sagte der König: „Komm zu mir, nicht gekleidet, nicht nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in dem Weg, nicht außer dem Weg, und wenn du das kannst, will ich dich heiraten.“ Da ging sie hin und zog sich aus splinternackend, da war sie nicht gekleidet; und nahm ein großes Nischgaru und setzte sich hinein und wickelte es ganz um sie herum, da war sie nicht nackend; und borgte einen Viel fürs Geld und baud dem Viel das Nischgaru an den Schwanz, daran er sie fortstrecken mußte, und war das nicht geritten und nicht gefahren; und mußte sie der Viel in dem Fahrgeleise schleppen, so daß sie nur mit der großen Zebe auf die Erde kam, und war das nicht in dem Weg und nicht außer dem Wege. Und wie sie so dahertam, sagte der König, sie hatte das Kästel getroffen und es wäre alles erfüllt. Da ließ er ihren Vater los aus dem Gefängnis und nahm sie bei sich als seine Gemahlin und befahl ihr das ganze königliche Gut an.

Nun waren etliche Jahre herin, als der Herr König einmal auf die Parade zog, da trug es sich zu, daß Bauern mit ihren Wagen vor dem Schloß hielten, die hatten Holz verkauft; etliche hatten Ochsen vorgespannt und etliche Pferde. Da war ein Bauer, der hatte drei Pferde, davon kriegte eins ein



junges Füllchen, das lief weg und legte sich mitten zwischen zwei Ochsen, die vor dem Wagen waren. Als nun die Bauern zusammenkamen, fingen sie an zu zanken, schmeißen und lärmen, und der Ochsenbauer wollte das Füllchen behalten und sagte, die Ochsen hätten's gehabt; und der andere sagte nein, seine Pferde hätten's gehabt, und es wäre fein. Der Zank kam vor den König, und der tat den Ausspruch, wo das Füllen gelegen hätte, da sollt' es bleiben, und also befand's der Ochsenbauer, dem's doch nicht gehörte. Da ging der andere weg, weinte und lamentierte über sein Füllchen. Nun hatte er gehört, wie daß die Frau Königin so gnädig wäre, weil sie auch von armen Bauerleuten abstammte, ging zu ihr und bat sie, ob sie ihm nicht helfen könnte, daß er sein Füllchen wiederbekäme. Sagte sie: „Ja, wenn ihr mir versprecht, daß ihr mich nicht verraten wollt, will ich's euch sagen. Morgen früh, wenn der König auf der Wachtparade ist, so stellt euch hin mitten in die Straße, wo er vorbeikommt und nehmt ein großes Fischgarn und tut, als fischet ihr, und fischet also fort und schüttet es aus, als wenn ihr's voll hättet“, und sagte ihm auch, was er antworten sollte, wenn er vom König gefragt würde. Also stand der Bauer am andern Tag da und fischte auf einem trockenen Platz. Wie der König vorbeikam und das sah, schickte er seinen Laufner hin, der sollte fragen, was der närrische Mann vorhätte. Da gab er zur Antwort: „Ich fische.“ Fragte der Laufner, wie er fischen könnte, es wäre ja kein Wasser da. Sagte der Bauer: „So gut als zwei Ochsen können ein Füllen kriegen, so gut kann ich auch auf



dem trockenen Blase fischen.“ Der Laufer ging hin und brachte dem König die Antwort, da ließ er den Bauer vor sich kommen und sagte ihm, das hätte er nicht von sich, von wem er das hätte: und sollt's gleich bekennen. Der Bauer aber wollt's nicht tun und sagte immer: „Gott bewahr!“ er hätt' es von sich. Sie legten ihn aber auf ein Gebund Stroh und schlugen und drangfakten ihn so lange, bis er's bekannte, daß er's von der Frau Königin hätte. Als der König nach Hans kam, sagte er zu seiner Frau: „Warum bist du so falsch mit mir, ich will dich nicht mehr zur Gemahlin; deine Zeit ist um, geh wieder hin, woher du kommen bist, in dein Bauernhäuschen.“ Doch erlaubte er ihr eins, sie sollte sich das Liebste und Beste mitnehmen, was sie wüßte, und das sollte ihr Abschied sein. Sie sagte: „Ja, lieber Mann, wenn du's so befehlst, will ich es auch tun“, und fiel über ihn her und küßte ihn und sprach, sie wollte Abschied von ihm nehmen. Dann ließ sie einen starken Schlaftrunk kommen, Abschied mit ihm zu trinken: der König tat einen großen Zug, sie aber trank nur ein wenig. Da geriet er bald in einen tiefen Schlaf, und als sie das sah, rief sie einen Bedienten, nahm ein schönes weißes Linnentuch und schlug ihn da hinein, und die Bedienten mußten ihn in einen Wagen vor der Türe tragen und fuhr sie ihn heim in ihr Häuschen. Da legte sie ihn auf ihr Bettchen, und er schlief Tag und Nacht in einem fort, und als er aufwachte, sah er sich um und sagte: „Ach Gott, wo bin ich denn!“ und rief seinen Bedienten, aber es war keiner da. Endlich kam seine Frau vors Bett und sagte: „Lieber Herr König, ihr habt mir befohlen, ich sollte das Liebste und Beste aus dem Schloß mitnehmen, nun habe ich nichts Besseres und Lieberes als dich, da hab' ich dich mitgenommen.“ Dem König kamen die Tränen in die Augen und er sagte: „Liebe Frau, du sollst mein sein und ich dein“, und nahm sie wieder mit ins königliche Schloß und ließ sich aufs neue mit ihr vermählen; und werden sie ja wohl noch auf den heutigen Tag leben.





Es war einmal ein armer Bauer, namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Taler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ansbezahlt wurde, saß der Doktor

gerade zu Tisch: da sah der Bauer, wie er schön aß und trank, und das Herz ging ihm danach auf, und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte eudtlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen.“ „Was muß ich tun?“ fragte der Bauer. „Eristlich kauf' dir ein Abe-Buch, so eins, wo vorn ein Götetbahn drin ist; mach' deinen Wagen und deine zwei Ochsen zu Geld und schaff' dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir einen Schild machen mit den Worten: „Ich bin der Doktor Allwissend, und laß das oben über deine Haustüre nageln.“ Der Bauer tat

h. v. 91.

alles, wie's ihm geheissen war. Als er nun ein wenig gedokktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gejagt, der in dem und dem Dorfe wohnte und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? Ja, der wäre er. So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen. O ja, aber die Grete, seine Frau, müßte auch mit. Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fort. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber meine Frau, die Grete auch“, sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grete, das war der erste“, und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit jagen wollen: „Das ist der erste



Dieb“, und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen übel an; er hat

gesagt, ich wäre der erste." Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereinkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grete, das ist der zweite." Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser, der Bauer sagte wieder: „Grete, das ist der dritte." Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und raten, was darnunterläge, es waren aber Krebsle. Der Bauer sah die Schüssel an, mußte nicht, wie er sich helfen sollte und sprach: „Ach, ich armer Krebs!" Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat."

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst und er bluzelte den Doktor an, er möchte einmal heranzukommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verraten wollte; es ging ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld verdeckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein, setzte sich an den Tisch und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buche suchen, wo das Geld steckt." Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der sah aber und schlug sein Abe-Buch auf, blätterte hin und her und suchte den Wöckelbahu. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin und mußt auch heraus." Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles." Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.



Der Zaunkönig und der Bär.



Zur Sommerzeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spazieren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?“ „Das ist der König der Vögel,“ jagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen“; es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist,“ jagte der Bär, „möchte ich auch gern seinen königlichen Palast sehen; komm und führ’ mich hin.“ „Das geht nicht so, wie du meinst,“ sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt.“ Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äßen. Der Bär wäre nun gleich hinterdrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Armel und sagte: „Nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind.“ Also nahmen sie das Loch in acht, wo das Nest stand, und trabten ab. Der Bär hatte aber keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin richtig ausgeflogen; er guckte hinein und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin. „Ist das der königliche Palast?“ rief der Bär, „das ist ein erbärmlicher Palast, ihr seid auch keine Königsfinder, ihr seid mehrlliche Kinder.“ Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig böß und schrien: „Nein, das sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute; Bär, das soll ansgemacht werden mit

dir. Dem Bar und dem Wolf ward angst, sie lehrten um und lekten sich in ihre Höhlen. Die jungen Zaunlöwige aber schrien und larmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „Wir rühren kein Fliegenbrotchen an und fesseln wir verhungern, bis ihr erst ausgemacht habt, ob wir ehrliebe Kinder sind oder nicht, der Bar ist da gewesen und hat uns gescholten.“ Da jagte der alte König: „Seid nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Hlog darauf mit der Frau Königin dem Baren vor seine Höhle und rief hinein: „Alter Brummbar, warum hast du meine Kinder gescholten? Das soll dir ubel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also ward dem Baren der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüßige Getier bernsen, Lchs, Giel, Hind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles tragt. Der Zaunlöwig aber berief alles, was in der Luft fliegt; nicht allein die Vogel groß und klein, sondern auch die Mäden, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schickte der Zaunlöwig Mundschafter aus, wer der kommandierende General des Feindes war. Die Mücke war die listigste von allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und setzte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bar, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste von allem Getier, du sollst General sein und uns anführen.“ „Gut,“ sagte der Fuchs, „aber was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Die Tiere wußten es nicht. Da sprach der Fuchs: „Ich habe einen schönen, langen, buschigen Schwanz, der sieht aus fast wie ein roter Federbusch; wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt drauflosmarschieren; laß ich ihn aber herunterhängen, so lauft, was ihr könnt.“ Als die Mücke das gehört hatte, hlog sie wieder heim und verriet dem Zaunlöwig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu, da kam das vierfüßige Getier dahergereut mit Ghebraus, daß die Erde zitterte; Zaunlöwig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schwürzte, schrie und schwärmte, daß einem angst wurde; und gingen sie da von beiden Seiten aneinander. Der Zaunlöwig aber schickte die Hornisse herab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und ans Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, suchte er, daß er das Bein anshob, doch trug er's und hielt den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten Stich mußte er ihn einen Augenblick herunterlassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Tiere sahen, meinten sie, alles war verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle; und hatten die Vogel die Schlacht gewonnen.

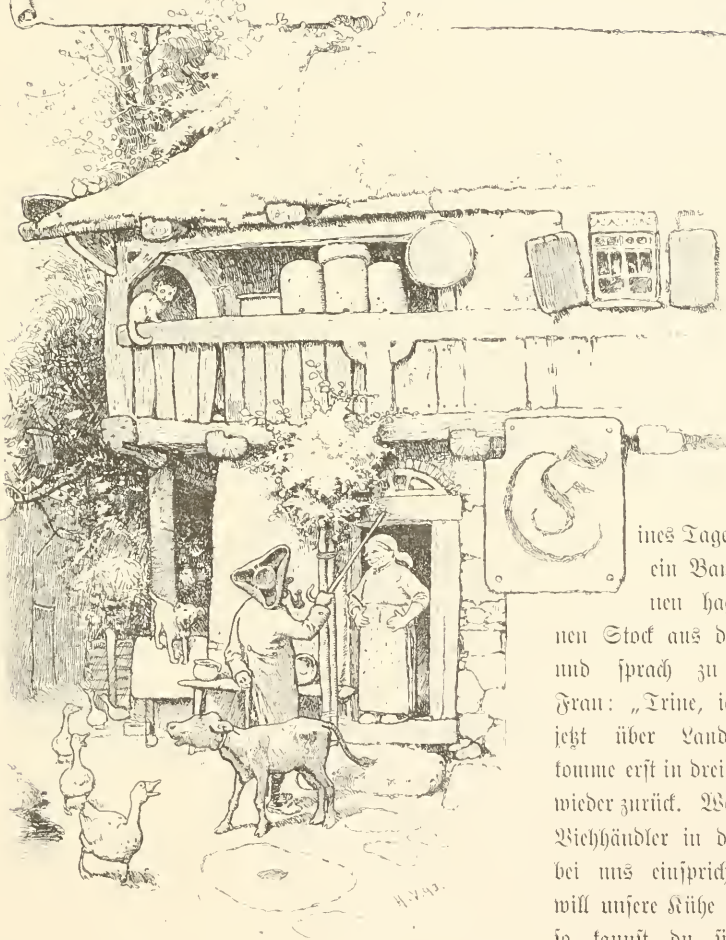


Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seid frohlich, eßt und trinkt nach Herzenstust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „Noch essen wir nicht, der Bär soll erst vors Nest kommen und Abbitte tun und soll sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbar, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte tun und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die



Rippen im Leibe zertreten werden.“ Da froh der Bär in der größten Angst hin und tat Abbitte. Jetzt waren die jungen Zaunkönige erst zufrieden, setzten sich zusammen, aßen und tranken und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Die klugen Leute.



ines Tages holte ein Bauer seinen Hagebüchsen Stock aus der Ecke und sprach zu seiner Frau: „Trine, ich gehe jetzt über Land und komme erst in drei Tagen wieder zurück. Wenn der Viehhändler in der Zeit bei uns einpricht und will unsere Kühe kaufen, so kannst du sie los-

schlagen, aber nicht anders als für zweihundert Taler, geringer nicht, hörst du wohl?“ „Geh nur in Gottes Namen,“ antwortete die Frau, „ich will das schon machen.“ „Ja du,“ sprach der Mann, „du bist als kleines Kind einmal auf den

Kopf gefallen, das hängt dir bis auf diese Stunde nach. Aber das sage ich dir, machst du dummes Zeug, so streiche ich dir den Rücken blau an, und das ohne Farbe, bloß mit dem Stode, den ich da in der Hand habe, und der Anstrich soll ein ganzes Jahr halten, darauf kannst du dich verlassen." Damit ging der Mann seiner Wege.

Am andern Morgen kam der Viehhändler, und die Frau brauchte nicht viel Worte mit ihm zu machen. Als er die Stube besahen hatte und den Preis vernahm, sagte er: „Das gebe ich gerne, so viel sind sie unter Brüdern wert. Ich will die Tiere gleich mitnehmen." Er machte sie von der Kette los und trieb sie aus dem Stall. Als er zum Hofstor hinauswollte, so faßte ihn die Frau am Armel und sprach: „Ihr müßt mir erst die zweihundert Taler geben, sonst laun ich euch nicht gehen lassen." „Richtig," antwortete der Mann, „ich habe nur vergessen, meine Geldkassette mitzunehmen. Aber macht euch keine Sorge, ihr sollt Sicherheit haben, bis ich zahle; zwei Kühe nehme ich mit, die dritte lasse ich euch zurück, so habt ihr ein gutes Pfand." Der Frau leuchtete das ein, sie ließ den Mann mit seinen Kühen abziehen und dachte: „Wie wird sich der Hans freuen, wenn er sieht, daß ich es so klug gemacht habe." Der Bauer kam am dritten Tag, wie er gesagt hatte, nach Hans und fragte gleich, ob die Kühe verkauft wären. „Freilich, lieber Hans," antwortete die Frau, „und wie du gesagt hast, für zweihundert Taler. So viel sind sie kaum wert, aber der Mann nahm sie ohne Widerrede." „Wo ist das Geld?" fragte der Bauer. „Das Geld, das habe ich noch nicht," antwortete sie, „er hatte gerade seine Geldkassette dabeingelassen, wird's aber bald bringen; er hat mir ein gutes Pfand zurückgelassen." „Was für ein Pfand?" „Eine von den drei Kühen, die kriegt er nicht eher, bis er die andern bezahlt hat. Ich habe es klug gemacht: ich habe die kleinste zurückbehalten, die frist am wenigsten." Der Bauer ward zornig, hob seinen Stock in die Höhe und wollte ihr den verheißenen Anstrich geben. Plötzlich ließ er ihn sinken und sagte: „Du bist die dümmste Gans, die auf Gottes Erdboden herumwackelt, aber du danerst mich. Ich will auf die Landstraße hinausgehen und drei Tage lang warten, ob ich jemand finde, der noch einfältiger ist, als du bist. Glück mir's, so sollst du frei sein, finde ich ihn aber nicht, so sollst du deinen wohlverdienten Lohn ohne Abzug erhalten."

Er ging hinaus auf die große Straße, setzte sich auf einen Stein und wartete auf die Dinge, die da kommen sollten. Da sah er einen Leiterwagen heranfahren und eine Frau stand mitten darauf, statt auf dem Gebund Stroh zu sitzen, das neben ihr lag, oder neben den Ochsen herzugehen und sie zu leiten. Der Bauer dachte: „Das ist wohl eine, wie du sie suchst", sprang auf und trat vor dem Wagen hin und her wie einer, der nicht recht geistig ist. „Was

habt ihr vor, Gewatter?" sprach die Frau, „ich kenne euch nicht, wo kommt ihr her?“ „Wie sollt ihr mich auch kennen, ich bin von dem Himmel heruntergefallen,“ antwortete er, „und weiß nicht, wie ich wieder hinkommen soll; könnt ihr mich nicht hinauffahren?“ „Nein,“ sagte die Frau, „ich weiß den Weg nicht. Aber wenn ihr aus dem Himmel kommt, so könnt ihr mir wohl sagen, wie es meinem Mann geht, der schon seit drei Jahren dort ist; ihr habt ihn gewiß gesehen.“ „Ich habe ihn wohl gesehen, aber es kann nicht allen Menschen gut gehen. Er hütet die Schafe und das liebe Vieh macht ihm viel zu schaffen;



das springt auf die Berge und verirrt sich in der Wildnis, da muß er hinterherlaufen und es wieder zusammentreiben. Abgerissen ist er auch, und die Kleider werden ihm bald vom Leib fallen. Schneider gibt es dort auch nicht, der heilige Petrus läßt keinen hinein, wie ihr aus dem Märchen wißt.“ „Wer hätte sich das gedacht!“ rief die Frau, „ich will euch meinen Sonntagserock holen, der hängt daheim noch im Schrank, den kann er mit Ehren tragen. Ihr seid so gut und nehmt ihn mit.“ „Das geht nicht wohl,“ antwortete der Bauer, „Kleider darf man nicht in den Himmel bringen, die werden einem vor dem Tor abgenommen.“ „Wißt ihr was,“ sagte die Frau, „ich habe eben meinen schönen Weizen verkauft und ein hübsches Geld dafür bekommen, das will ich ihm schicken. Wenn ihr den Beutel in die Tasche steckt, so wird's kein Mensch gewahr.“ „Kann's nicht anders sein,“ erwiderte der Bauer, „so will ich euch wohl den Gefallen tun.“ „So bleibt nur dastehen,“ sagte sie, ich will heimfahren und den Beutel holen; ich bin bald wieder da, ich setze mich nicht auf das Bund Stroh, sondern stehe auf dem Wagen, so hat's das arme Vieh leichter.“ Sie trieb ihre Ochsen an, und der Bauer dachte: „Sie hat Anlage zur Narr-

heit, bringt sie das Geld wirklich, so kann meine Frau von Glück sagen, denn sie kriegt keine Schlage.“ Es dauerte nicht lange, so kam sie gelaufen und brachte das Geld, steckte es ihm selbst in die Tasche, und ehe sie wegging, dankte sie ihm noch tausendmal für seine Gefälligkeit.

Als die Frau wieder heimkam, fand sie ihren Sohn, der aus dem Feld zurückgelehrt war. Sie erzählte ihm, was sie für unerwartete Dinge erfahren hatte, und setzte dann hinzu: „Ich freue mich recht, daß ich Gelegenheit gefunden habe, meinem armen Mann etwas zu schicken; wer hätte sich vorgestellt, daß er im Himmel an etwas Mangel leiden würde.“ Der Sohn war in der größten Verwunderung. „Mutter,“ sagte er, „so eins aus dem Himmel kommt nicht alle Tage, ich will gleich hinaus und sehen, ob ich den Mann nicht finde; der muß mir erzählen, wie's dort aussieht und mit der Arbeit geht.“ Er sattelte das Pferd und ritt in aller Hast fort. Er fand den Bauer, der unter einem Weidenbaum saß und das Geld, das im Beutel war, zählen wollte. „Habt



ihr nicht den Mann gesehen,“ rief ihm der Junge zu, „der aus dem Himmel gekommen ist!“ „Ja,“ antwortete er, „der hat sich wieder auf den Rückweg gemacht und ist den Berg dort hinaufgegangen, von wo er's etwas näher hat. Ihr könnt ihn noch einholen, wenn ihr etwas scharf reitet.“ „Ach,“ sagte der Junge, „ich habe mich den ganzen Tag abgeätschert und der Ritt hierher hat mich vollends müde gemacht; ihr kennt den Mann, seid so gut, setzt euch auf mein Pferd und überredet ihn, daß er herberkommt.“ „Aha,“ meinte der Bauer, „das ist auch einer, der hat keinen Docht in seiner Lampe!“ „Warum

sollte ich euch den Gefallen nicht tun?“ sprach er, stieg auf das Pferd und ritt im stärksten Trab davon. Der Junge blieb sitzen, bis die Nacht einbrach, aber der Bauer kam nicht zurück. „Gewiß,“ sprach er zu sich selbst, „hat der Mann aus dem Himmel große Eile gehabt und nicht umkehren wollen, und der Bauer hat ihm das Pferd mitgegeben, um es meinem Vater zu bringen.“ Er ging heim und erzählte seiner Mutter, was geschehen war, das Pferd habe er dem Vater geschickt, damit er nicht immer zurückzulaufen brauche. „Du hast wohlgetan,“ antwortete sie, „du hast noch junge Beine und kannst zu Fuß gehen.“

Als der Bauer nach Haus gekommen war, stellte er das Pferd in den Stall neben die verpfändete Kuh, dann ging er zu seiner Frau und sagte: „Trine, das war dein Glück, ich habe zwei gefunden, die noch einfältiger sind als du; diesmal kommst du ohne Schläge davon, ich will sie für eine andere Gelegenheit aufsparen.“ Dann zündete er seine Pfeife an, setzte sich in den Großvaterstuhl und sprach: „Das war ein gutes Geschäft, für zwei magere Kühe ein glattes Pferd und dazu einen großen Beutel voll Geld. Wenn die Dummheit immer so viel einbrächte, so wollte ich sie gerne in Ehren halten.“ So dachte der Bauer, aber dir sind gewiß die Einfältigen lieber.



Märchen von der Auke.

I.

Es war einmal ein kleines Kind, dem gab seine Mutter jeden Nachmittag ein Schüsselchen mit Milch und Weckbroden, und das Kind setzte sich damit hinaus in den Hof. Wenn es aber anfing zu essen, so kam die Hansauke aus einer Mauerritze hervorgetroffen, senkte ihr Köpfehen in die Milch und aß mit. Das Kind hatte keine Freude daran, und wenn es mit seinem Schüsselchen dafah; und die Auke kam nicht gleich herbei, so rief es ihr zu:

„Auke, Auke, komm geschwind,
komm herbei, du kleines Ding
sollst dein Brödtchen haben,
an der Milch dich laben.“

Da kam die Auke gelaufen und ließ es sich gut schmecken. Sie zügte sich auch dautbar, denn sie brachte dem Kinde aus ihrem heimlichen Schatz allerlei schone Dinge, glanzende Steine, Perlen und goldene Spieltachen. Die Auke traul aber nur Milch und ließ die Broden liegen. Da nahm das Kind einmal sein Löffelchen,



schlug ihr damit sanft auf den Kopf und sagte: „Ding, iß auch Brocken.“ Die Mutter, die in der Küche stand, hörte, daß das Kind mit jemand sprach, und als sie sah, daß es mit seinem Köpfchen nach einer Unke schlug, so lief sie mit einem Scheit Holz heraus und tötete das gute Tier.

Von der Zeit an ging eine Veränderung mit dem Kinde vor. Es war, solange die Unke mit ihm gegessen hatte, groß und stark geworden, jetzt aber verlor es seine schönen roten Backen und magerte ab. Nicht lange, so fing der Totenvogel an, in der Nacht zu schreien, und das Kottehchen sammelte Zweiglein und Blätter, und bald hernach lag das Kind auf der Bahre.

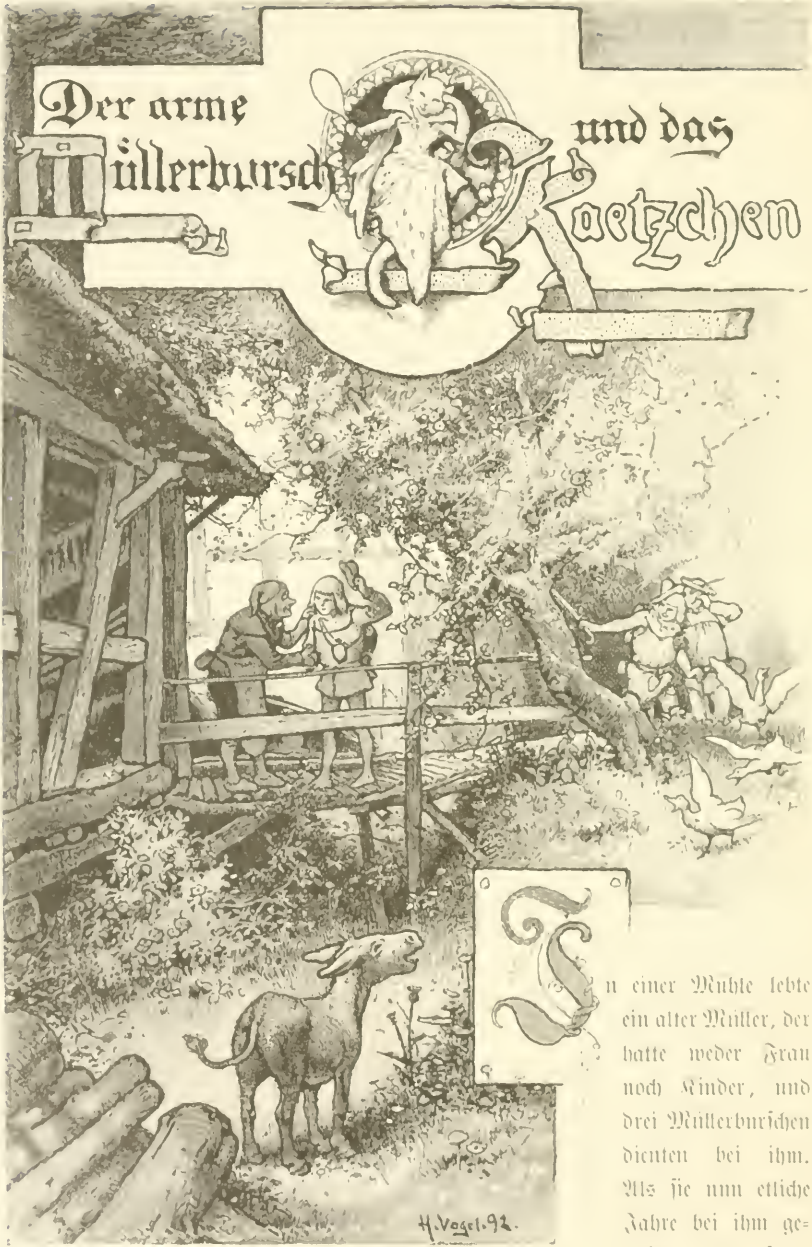
II.

Ein Waisenkind saß an der Stadtmauer und spann, da sah es eine Unke aus einer Öffnung unten an der Mauer hervorkommen. Geschwind breitete es sein blaueisernes Halstuch neben sich aus, das die Unken gewaltig lieben und auf das sie allein gehen. Alsobald die Unke das erblickte, kehrte sie um, kam wieder und brachte ein kleines goldenes Krönchen getragen, legte es darauf und ging dann wieder fort. Das Mädchen nahm die Krone auf, sie glitzerte und war von zartem Goldgespinnst. Nicht lange, so kam die Unke zum zweiten Male wieder: wie sie aber die Krone nicht mehr sah, kroch sie an die Wand und schlug vor Leid ihr Köpfchen so lange dawider, als sie nur noch Kräfte hatte, bis sie endlich tot dalag. Hätte das Mädchen die Krone liegen lassen, die Unke hätte wohl noch mehr von ihren Schätzen aus der Höhle herbeigetragen.

III.

Unke ruft: „Huhu, huhu.“ Kind spricht: „Komm her.“ Die Unke kommt hervor, da fragt das Kind nach seinem Schwesterchen: „Hast du Kottehkrümpfchen nicht gesehen?“ Unke sagt: „Ne, ik og nit: wie du denn? huhu, huhu.“





Der arme

Müllerbursche

und das

Kätzchen

In einer Mühle lebte ein alter Müller, der hatte weder Frau noch Kinder, und drei Müllerburschen dienten bei ihm. Als sie nun etliche Jahre bei ihm gewesen waren, sagte

H. Vogel. 92.

er zu ihnen: „Ich bin alt und will mich hinter den Ofen setzen: zieht aus und wer mir das beste Pferd nach Hans bringt, dem will ich die Mühle geben, und er soll mich dafür bis an meinen Tod verpflegen.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleintnecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal. Da zogen alle drei miteinander, und als sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernem Hans: „Du kannst nur hier bleiben, du kriegst deinen Lebtag keinen Gaul.“ Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei Klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort, ließen Hanschen liegen und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja, es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle; er guckte sich überall um und rief: „Ach Gott, wo bin ich?“ Da erhob er sich und krabbelte die Höhle hinauf, ging in den Wald und dachte: „Ich bin hier ganz allein und verlassen, wie soll ich nun zu einem Pferd kommen?“ Zudem er so in Gedanken dahinging, begegnete ihm ein kleines, buntes Käzchen, das sprach



ganz fremdlich: „Hans, wo willst du hin?“ „Ach, du kannst mir doch nicht helfen.“ „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl,“ sprach das Käzchen, „du willst einen hübschen Gaul haben; komm mit mir und sei sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ „Nun, das ist eine wunderliche Käze,“ dachte Hans, „aber versuchen kann ich's doch, ob's wahr ist, was sie sagt.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schloßchen und hatte da lanter Käzchen, die ihr dienten: die sprangen stink die Treppe auf und ab, waren lustig und guter Dinge.

Abends als sie sich zu Tische setzten, mußten zwei Musik machen: eins strich den Bass, das andere blies die Trompete und blies die Waden auf, so sehr es nur konnte. Als sie gegessen hatten, wurde der Tisch weggetragen und die Mäde sagte: „Komm, Hans, und tanze mit mir.“ „Nein,“ antwortete er, „mit einer Mieselade tanze ich nicht, das habe ich noch nie getan!“ „So bringt ihn ins Bett“, sagte sie zu den Mädechen. Da leuchtete ihm eins in seine Schlafkammer, eins zog ihm die Schuhe aus, eins die Strümpfe, und zutert blies



aus das Licht aus. Am andern Morgen kamen sie wieder und hatten ihn aus dem Bett: eins zog ihm die Strümpfe an, eins band ihm die Strumpfbänder, eins holte die Schuhe, eins wusch ihn, und eins trocknete ihn mit dem Schwanz

das Gesicht ab. „Das tut recht jaust“, sagte Hans. Er mußte aber auch der Kage dienen und alle Tage Holz klein machen; dazu kriegte er eine Art von Silber und die Meile und Säge von Silber und der Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb da im Haus, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber niemand als die bunte Kage und ihr Gefinde. Einmal sagte sie zu ihm: „Geh hin und mähe meine Wieje und mache das Gras trocken“, und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wehstein, hieß ihn aber auch alles wieder richtig abliefern. Da ging Hans hin und tat, was ihm geheißen war; nach vollbrachter Arbeit trug er Sense, Wehstein und Heu nach Hause und fragte, ob sie ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein“, sagte die Kage, „du sollst mir erst noch einerlei tun, da ist Banholz von Silber, Zimmerart, Winkeleisen und was nötig ist, alles von Silber, darans baue mir erst ein kleines Hänschen.“ Da baute Hans das Hänschen fertig und sagte, er hätte nun alles getan und hätte noch kein Pferd; doch waren die sieben Jahre ihm herumgegangen wie ein halbes. Fragte die Kage, ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja“, sagte Hans. Da machte sie ihm das Hänschen auf, und weil sie die Türe so aufmacht, da stehen zwölf Pferde, ach, die waren gewesen ganz stolz, die hatten gebläukt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leibe darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken und sprach: „Geh heim, dein Pferd gebe ich dir nicht mit; in drei Tagen aber komm ich und bringe dir's nach.“

Also machte sich Hans auf, und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes, lumpiges Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heimtam, da waren die beiden armen Müllerburschen auch wieder da; jeder hatte zwar sein Pferd mitgebracht, aber des einen feins war blind, des andern feins lahm. Sie fragten: „Hans, wo hast du dein Pferd?“ „In drei Tagen wird's nachkommen.“ Da lachten sie und sagten: „Ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegern, das wird was Rechtes sein!“ Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre so zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn jemand hereinkäme. Da gaben sie ihm ein bißchen Essen hinaus, und wie sie abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich ins Gänsestallchen kriechen und sich auf ein wenig hartes Stroh legen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ei, die glänzten, daß es schön war, und ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch. Aus der

Mutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, und die Königstochter war das kleine, bunte Mädchen, dem der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der Mahlbursch, der Kleinknecht wäre? Da sagte der Müller: „Den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im



Gänsestall.“ Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpacken, um sich zu bedecken. Da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Danach wollte die Jungfrau die Pferde sehen, welche die anderen Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahme. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen. Wie der Müller das sah, sprach er, so eins wäre ihm noch nicht auf den Hof gekommen: „und das ist für den dritten Mahlbursch“, sagte sie. „Da muß er die Mühle haben“, sagte der Müller, die Königstochter aber sprach, da wäre das Pferd, er sollte die Mühle auch behalten, und nimmt ihren treuen Hans und setzt ihn in die Kutse und fährt mit ihm fort. Sie fahren erst nach dem kleinen

Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat, da ist es ein großes Schloß, und ist alles darin von Silber und Gold. Und da hat sie ihn geheiratet, und er war so reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll keiner sagen, daß, wer albern ist, deshalb nichts Rechtes werden könne.



Der Jude im Dorn.



Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Knecht, der diente ihm fleißig und redlich, war alle Morgen der erste aus dem Bett und abends der letzte hinein, und wenn's eine saure Arbeit gab, wo keiner anpacken wollte, so stellte er sich immer zuerst daran. Dabei klagte er nicht, sondern war mit allem zufrieden und war immer lustig. Als sein Jahr herum war, gab ihm der Herr keinen Lohn und dachte: „Das ist das gecheiffste, so spare ich etwas und er geht mir nicht weg, sondern bleibt hübsch im Dienst.“ Der Knecht schwieg auch still, tat

das zweite Jahr wie das erste seine Arbeit, und als er am Ende desselben abermals seinen Lohn bekam, ließ er sich's gefallen und blieb noch länger. Als auch das dritte Jahr herum war, bedachte sich der Herr, griff in die Tasche, holte aber noch nichts heraus. Da fing der Knecht endlich an und sprach: „Herr, ich habe euch drei Jahre ehrlich gedient, seid so gut und gebt mir, was mir von Rechts wegen zukommt; ich wollte fort und mich gerne weiter in der Welt umsehen.“ Da antwortete der Geizhals: „Ja, mein lieber Knecht, du hast mir unverdrossen gedient, dafür sollst du mildiglich belohnt werden,“ griff abermals in die Tasche und zählte dem Knecht drei Heller einzeln auf, „da hast du für jedes Jahr einen Heller, das ist ein großer und reichlicher Lohn, wie du ihn bei wenigen Herren empfangen hättest.“ Der gute Knecht, der vom Geld wenig verstand, strich sein Kapital ein und dachte: „Nun hast du vollauf in der Tasche, was willst du länger sorgen und dich mit schwerer Arbeit länger plagen.“

Da zog er fort, bergauf, bergab, sang und sprang nach Herzenlust. Nun trug es sich zu, als er an einem Buschwerk vorüberkam, daß ein kleines Männchen hervortrat und ihn anrief: „Wo hinans, Bruder Lustig? Ich sehe, du trägst nicht schwer an deinen Sorgen.“ „Was soll ich traurig sein,“ antwortete der Knecht, „ich habe vollauf, der Lohn von drei Jahren klingelt in meiner Tasche.“ „Wieviel ist denn deines Schatzes?“ fragte ihn das Männchen. „Wieviel? Drei bare Heller, richtig gezählt.“ „Höre,“ sagte der Zwerg, „ich bin ein armer, bedürftiger Mann, schenke mir deine drei Heller; ich kann nichts mehr arbeiten, du aber bist jung und kannst dir dein Brot leicht verdienen.“ Und weil der Knecht ein gutes Herz hatte und Mitleid mit dem Männchen fühlte, so reichte er ihm seine drei Heller und sprach: „In Gottes Namen, es wird mir doch nicht fehlen.“ Da sprach das Männchen: „Weil ich dein gutes Herz sehe, so gewähre ich dir drei Wünsche, für jeden Heller einen, die sollen dir in Erfüllung gehen.“ „Aha,“ sprach der Knecht, „du bist einer, der blau pfeifen kann. Wohlan, wenn's doch sein soll, so wünsche ich mir erstlich ein Vogelrohr, das alles trifft, wonach ich ziehe; zweitens eine Fiedel, wenn ich darauf streiche, so muß alles tanzen, was den Klang hört, und drittens, wenn ich an jemand eine Bitte tue, so darf er sie nicht abschlagen.“ „Das sollst du alles haben“, sprach das Männchen, griff in den Busch, und deut' einer, da lag schon Fiedel und Vogelrohr in Bereitschaft, als wenn sie bestellt wären. Er gab sie dem Knecht und sprach: „Was du dir immer erbitten wirst, kein Mensch auf der Welt soll dir's abschlagen.“

„Herr, was begehrst du nun?“ sprach der Knecht zu sich selbst und zog lustig weiter. Bald darauf begegnete er einem Juden mit einem langen Ziegenbart,

der stand und horchte auf den Gesang eines Vogels, der hoch oben in der Spitze eines Stammes saß. „Gottes Wunder!“ rief er aus, „so ein kleines Tier hat so eine großartig mächtige Stimme! Wenn's doch mein wäre! Wer ihm doch Salz auf den Schwanz streuen könnte!“ „Wenn's weiter nichts ist,“ sprach der Knecht, „der Vogel soll bald herunter sein“, legte an und traß auf's Haar, und der Vogel fiel herab in die Dornhecken. „Geh, Spigbub,“ sagte er zu dem Juden, „und hol' dir den Vogel heraus.“ „Mein,“ sprach der Jude, „laß' der Herr den Bub' weg, so kommt ein Hund gefahren; ich will mir den Vogel auflesen, weil ihr ihn doch einmal getroffen habt“, legte sich auf die Erde und fing an, sich in den Busch hineinzuarbeiten. Wie er nun mitten in dem Dorn steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, daß er seine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an, die Beine zu heben und in die Höhe zu springen, und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz. Aber die Dörner zerrissen ihm den schabigen Rock, sämten ihm den Ziegenbart und stachen und zwickten ihn am ganzen Leib. „Mein,“ rief der Jude, „was soll mir das Geigen! Laß' der Herr das Geigen, ich begehre nicht zu tanzen.“ Aber der Knecht hörte nicht darauf und dachte: „Du hast die Leute genug geschunden, nun soll dir's die Dornhecke nicht besser machen“, und fing von neuem an zu geigen, daß der Jude immer höher aufspringen mußte und die Fäden von seinem Rock an den Stacheln hängenblieben. „Au weih geschrien!“ rief der Jude, „geb' ich doch dem Herrn, was er verlangt, wenn er nur das Geigen läßt, einen ganzen Ventel mit Gold.“ „Wenn du so spendabel bist,“ sprach der Knecht, „so will ich wohl mit meiner Musik aufhören, aber das muß ich dir nachrühmen, du machst deinen Tanz noch mit, daß es eine Art hat“, nahm darauf den Ventel und gieng seiner Wege.

Der Jude blieb stehen, sah ihm nach und war still, bis der Knecht weit weg und ihm ganz aus den Augen war, dann schrie er aus Leibeskraften: „Du miserabler Musikant, du Vierfiedler, wart', wenn ich dich allein erwische! Ich will dich jagen, daß du die Schuhsohlen verlierest; du Lump, steck' einen Groschen ins Maul, daß du sechs Heller wert bist“, und schimpfte weiter, was er nur losbringen konnte. Und als er sich damit etwas zugute getan und Lust gemacht hatte, lief er in die Stadt zum Richter: „Herr Richter, au weih geschrien! Seht, wie ein gottloser Mensch auf offener Landstraße mich beraubt und übel zugerichtet hat, ein Stein auf dem Erdboden möchte sich erbarmen; die Kleider zerfetzt, der Leib zerstoßen und zerkratzt, mein bißchen Krunt samt dem Ventel genommen, lauter Dulaten, ein Stück schöner als das andere! Um Gottes willen, laßt den Menschen ins Gefängnis werfen!“ Sprach der Richter: „War's ein Soldat, der dich mit einem Säbel so zugerichtet hat?“ „Gott

bewahr'!" jagte der Jude, „einen nackten Degen hat er nicht gehabt, aber ein Rohr hat er gehabt auf dem Buckel hängen, und eine Geige am Hals; daran ist der Böfewicht leicht zu erkennen.“ Der Richter schickte seine Leute nach ihm aus, die fanden den guten Knecht, der ganz langsam weitergezogen war, und



fanden auch denbeutel mit Gold bei ihm. Als er vor Gericht gestellt wurde, sagte er: „Ich habe den Juden nicht angerührt und ihm das Geld nicht genommen, er hat mir's aus freien Stücken angeboten, damit ich nur aufhörte zu geigen, weil er meine Musik nicht vertragen konnte.“ „Gott bewahr'!" schrie der Jude, „der greift die Lügen wie Fliegen an der Wand.“ Aber der Richter glaubte es auch nicht und sprach: „Das ist eine schlechte Entschuldigung, das tut kein Jude“, und verurteilte den guten Knecht, weil er auf offener Straße einen Raub begangen hätte, zum Galgen. Als er aber abgeführt wurde, schrie ihm noch der Jude zu: „Du Bärenhäuter, du Hundemusikant, jetzt kriegst du deinen wohlverdienten Lohn!“ Der Knecht stieg ganz ruhig mit dem Henker die Leiter hinauf, auf der letzten Sprosse drehte er sich aber um und sprach zum Richter: „Gewährt mir noch eine Bitte, ehe ich sterbe.“ „Ja,“ sprach der Richter, „wenn du nicht um dein Leben bittest.“ „Nicht ums Leben,“ antwortete der Knecht, „ich bitte, laßt mich zu guter Letzt noch auf meiner Geige spielen.“ Der Jude erhob ein Zetergeschrei. „Um Gottes willen, erlaubt's nicht, erlaubt's nicht.“ Allein der Richter sprach: „Warum soll ich ihm die kurze Freude nicht gönnen; es ist ihm zugestanden und dabei soll es sein Bewenden haben.“ Auch konnte er es ihm nicht abschlagen wegen der Gabe, die dem Knecht verliehen war. Der Jude aber rief: „Au weih, au weih! Bindet mich an, bindet mich fest!“ Da nahm der gute Knecht seine Geige vom Hals, legte sie zurecht, und wie er den ersten Strich tat, fing alles an zu wabern und zu wanken, der



H.V. 92.

Richter, die Schreiber und die Gerichtsdiener und dem, der den Juden festbinden wollte, fiel der Strick aus der Hand; beim zweiten Strich hoben alle die Beine, und der Hentzer ließ den guten Knecht los und machte sich zum Tanze fertig; bei dem dritten Strich sprang alles in die Höhe und fing an zu tanzen, und der Richter und der Jude waren vorn und sprangen am besten. Bald tanzte alles mit, was auf den Markt aus Neugierde herbeigekommen war, alte und junge, dicke und magere Leute untereinander; und die Hunde, die mitgelaufen waren, setzten sich auf die Hinterfüße und hüpfsten mit. Und je länger er spielte, desto höher sprangen die Tänzer, daß sie sich einander an die Köpfe stießen und anfangen jämmerlich zu schreien. Endlich rief der Richter ganz außer Atem: „Ich schenke dir dein Leben, höre nur auf zu geigen!“ Der gute Knecht ließ sich bewegen, setzte die Geige ab, hing sie wieder um den Hals und stieg die Leiter herab. Da trat er zu dem Juden, der auf der Erde lag und nach Atem schnappte, und sagte: „Spitzbube, jetzt gesteh', wo du das Geld her hast, oder ich nehme meine Geige vom Hals und fange wieder an zu spielen.“ „Ich hab's gestohlen, ich hab's gestohlen,“ schrie er, „du aber hast's redlich verdient!“ Da ließ der Richter den Juden zum Galgen führen und als einen Dieb aufhängen.



Vom klugen Schneiderlein.

Ss war einmal eine Prinzessin gewaltig stolz; kam ein Freier, so gab sie ihm etwas zu raten auf, und wenn er's nicht erraten konnte, so ward er mit Spott fortgeschickt. Sie ließ auch betanntmachen, wer ihr Rätsel löste, sollte sich mit ihr vermählen, und möchte kommen, wer da wollte. Endlich fanden sich auch drei Schneider zusammen, davon meinten die zwei ältesten, sie hätten so manchen feinen Trick getan und hätten's getroffen, da könnt's ihnen nicht fehlen, sie müßten's auch hier treffen, der dritte war ein kleiner murriger Springsfeld, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber meinte, er müßte dabei Glück haben, denn woher sollt's ihm sonst kommen. Da sprachen die zwei andern zu ihm: „Bleib nur zu Haus, du wirst mit deinem bißchen Verstand auch nicht weit kommen.“ Das Schneiderlein ließ sich aber nicht irremachen und sagte, es hätte einmal seinen Kopf darauf gesetzt und wollte sich schon helfen, und ging dahin, als wäre die ganze Welt sein.

Da meldeten sich alle drei bei der Prinzessin und sagten, sie sollte ihnen ihr Rätsel vorlegen; es wären die rechten Leute angekommen, die hätten einen so feinen Verstand, daß man ihn wohl in eine Nadel sädeln könnte. Da sprach die Prinzessin: „Ich habe zweierlei Haar auf dem Kopf, von was für Farben ist das?“ „Wenn's weiter nichts ist,“ sagte der erste, „es wird schwarz und weiß sein wie Tuch, das man Kümmeel und Salz nennt.“ Die Prinzessin sprach: „Falsch geraten; antworte der zweite.“ Da sagte der zweite: „Nicht schwarz und weiß, so ist's braun und rot wie meines Herrn Vaters Bratenrod.“ „Falsch geraten,“ sagte die Prinzessin, „antworte der dritte, dem seh' ich's an, der weiß es sicherlich.“ Da trat das Schneiderlein hervor und sprach: „Die Prinzessin hat ein silbernes und ein goldenes Haar auf dem Kopf und das sind die zweierlei Farben.“ Wie die Prinzessin das hörte, ward sie blaß und wäre vor Schrecken beinahe hingefallen, denn das Schneiderlein hatte es getroffen und sie hatte geglaubt, das würde kein Mensch auf der Welt herausbringen. Als ihr das Herz wiederkam, sprach sie: „Damit hast du mich noch nicht gewonnen, du mußt noch eins tun; unten im Stall liegt ein Bär, bei dem sollst du die Nacht zubringen; wenn ich dann morgen aufstehe und du bist noch lebendig, so sollst du mich heiraten.“ Sie dachte aber, damit wollt' sie das Schneiderlein los

werden, denn der Bär hatte noch keinen Menschen lebendig gelassen, der ihm unter die Tazgen gekommen war. Das Schneiderlein ließ sich nicht abschrecken und sprach vergnügt: „Frisch gewagt ist halb gewonnen.“

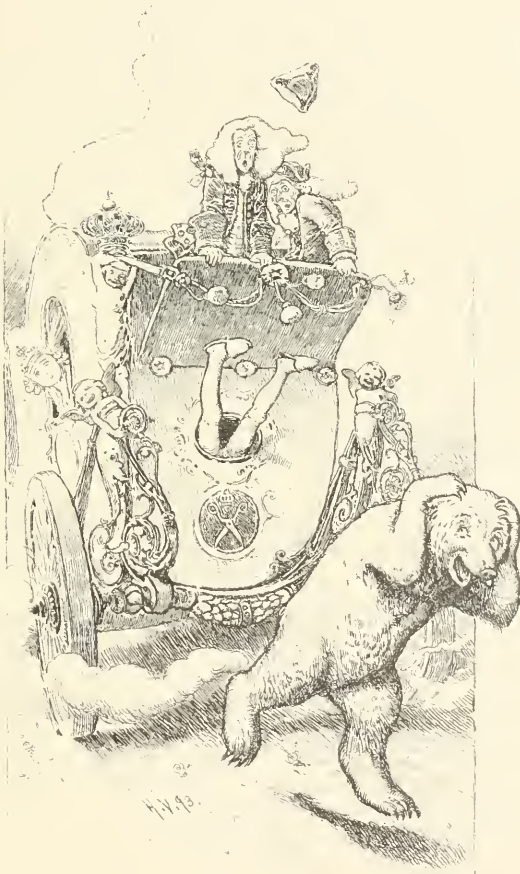
Als nun der Abend kam, ward mein Schneiderlein hinunter zum Bären gebracht. Der Bär wollt' auch gleich auf den kleinen Kerl los und ihm mit seiner Tazge einen guten Willkommen geben. „Sachte, sachte,“ sprach das Schneiderlein, „ich will dich schon zur Ruhe bringen.“ Da holte es ganz gemächlich, als hätt' es keine Sorgen, wetsche Nüsse aus der Tasche, biß sie auf und aß die Kerne. Wie der Bär das sah, kriegte er Lust und wollte auch Nüsse



haben. Das Schneidertein griff in die Tasche und reichte ihm eine Handvoll; es waren aber keine Nüsse, sondern Wadersteine. Der Bär steckte sie ins Maul, konnte aber nichts anbringen, er mochte beißen, wie er wollte. „Wi,“ dachte er, „was bist du für ein dummer Mogg! kannst nicht einmal die Nüsse aufbeißen“ und sprach zum Schneidertein; „Mein, beiß mir die Nüsse auf.“ „Da siehst du, was du für ein Kerl bist,“ sprach das Schneidertein, „hast so ein großes Maul und kannst die kleine Nuß nicht aufbeißen.“ Da nahm es die Steine, war hurtig, steckte dafür eine Nuß in den Mund und knack, war sie entzwei. „Ach muß das Ding noch einmal probieren,“ sprach der Bär, „wenn ich's so ansehe, ich mein', ich müß't's auch können.“ Da gab ihm das Schneidertein abermats Wadersteine, und der Bär arbeitete und biß aus allen Leibkräften hinein; aber du glaubst auch nicht, daß er sie aufgebracht hat. Wie das vorbei war, holte das Schneidertein eine Violine unter dem Rod hervor und spielte sich ein Stückchen darauf. Als der Bär die Musik vernahm, konnte er es nicht lassen und fing an zu tanzen, und als er ein Weilchen getanzt hatte, gefiel ihm das Ding so wohl, daß er zum Schneidertein sprach: „Hör', ist das Geigen schwer?“ „Münderleicht, siehst du, mit der Linken leg' ich die Finger auf und mit der Rechten streich' ich den Bogen, da geht's lustig, hopfaja, vivallalera!“ „Geigen,“ sprach der Bär, „das wöcht' ich auch verstehen, damit ich tanzen könnte, so oft ich Lust hätte. Was meinst du dazu? Willst du mir Unterricht darin geben?“ „Von Herzen gern,“ sagte das Schneidertein, „wenn du Geschick dazu hast. Aber weise einmal deine Zähne her, die sind gewaltig lang, ich muß dir erst die Nägel ein wenig abschneiden.“ Da ward ein Schraubstock herbeigebracht und der Bär legte seine Zähne darauf, das Schneidertein aber schraubte sie fest und sprach: „Nun warte, bis ich mit der Schere komme“, ließ den Bären brummen, soviel er wollte, legte sich in die Ecke auf ein Bünd Stroh und schloß ein.

Die Prinzessin, als sie am Abend den Bären so gewaltig brummen hörte, glaubte nicht anders, als er brummte vor Freuden und hatte dem Schneider den Garanz gemacht. Am Morgen stand sie ganz unbesorgt und vergnügt auf, wie sie aber nach dem Stall guckt, so steht das Schneidertein ganz munter davor und ist gesund wie ein Fisch im Wasser. Da konnte sie um kein Wort mehr dagegen sagen, weil sie's öffentlich versprochen hatte, und der König ließ einen Wagen kommen, darin mußte sie mit dem Schneidertein zur Kirche fahren, und sollten sie da vermählt werden. Wie sie eingestiegen waren, gingen die beiden andern Schneider, die ein falsches Herz hatten und ihm sein Glück nicht gönnten, in den Stall und schraubten den Bären los. Der Bär in voller Wut raunte hinter dem Wagen her. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und brummen, es ward ihr angst, und sie rief: „Ach, der Bär ist hinter uns und will dich holen!“

Das Schneiderlein war fix, stellte sich auf den Kopf, streckte die Beine zum Fenster hinaus und rief: „Siehst du den Schraubstock? Wenn du nicht gehst, so sollst du wieder hinein!“ Wie der Bär das sah, drehte er um und lief



fort. Mein Schneiderlein fuhr da ruhig in die Kirche und die Prinzessin ward ihm an die Hand getraut, und er lebte vergnügt wie eine Heiderese. Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler.



Schneeweisschen und Rosenroth.

Sine arme Witwe, die lebte einjam in einem Hüttchen und vor dem Hüttchen war ein Garten, darin standen zwei Rosenbäumchen: davon trug das eine weiße, das andere rote Rosen; und sie hatte zwei Kinder, die glichen den beiden Rosenbäumchen, und das eine hieß Schneeweisschen, das andere Rosenrot. Sie waren aber so fromm und gut, so arbeitsam und unverdrossen, als je zwei Kinder auf der Welt gewesen sind; Schneeweisschen war nur stiller und fauster als Rosenrot. Rosenrot sprang lieber in den Wäldern und Feldern umher, suchte Blumen und fing Sommervogel; Schneeweisschen aber saß daheim



H.V.
93



bei der Mutter, half ihr im Hauswesen, oder las ihr vor, wenn nichts zu tun war. Die beiden Kinder hatten einander so lieb, daß sie sich immer an den Händen faßten, so oft sie zusammen ausgingen; und wenn Schneeweißchen sagte: „Wir wollen uns nicht verlassen“, so antwortete Rosenrot: „Solange wir leben nicht“, und die Mutter setzte hinzu: „Was das eine hat, soll's mit dem andern teilen.“ Oft liefen sie im Walde allein umher und sammelten rote Beeren, aber kein Tier tat ihnen etwas zuleid, sondern sie kamen vertraulich herbei; das Häschen fraß ein Kohlblatt aus ihren Händen, das Reh graste an ihrer Seite, der Hirsch sprang ganz lustig vorbei; die Vögel blieben auf den Ästen sitzen und sangen, was sie nur wußten. Kein Unfall traf sie; wenn sie sich im Walde verspätet hatten und die Nacht sie überfiel, so legten sie sich nebeneinander auf das Moos und schliefen, bis der Morgen kam, und die Mutter wußte das und hatte ihretwegen keine Sorgen. Einmal, als sie im Walde übernachtet hatten und das Morgenrot sie aufweckte, da sahen sie ein schönes Kind in einem weißen glänzenden Kleidchen neben ihrem Lager sitzen. Es stand auf und blickte sie ganz freundlich an, sprach aber nichts und ging in den Wald hinein. Und als sie sich umfahen, so hatten sie ganz nahe bei einem Abgrund geschlafen, und wären gewiß hineingefallen, wenn sie in der Dunkelheit noch ein paar Schritte weitergegangen wären. Die Mutter aber sagte ihnen, das müßte der Engel gewesen sein, der gute Kinder bewache.

Schneeweißchen und Rosenrot hielten das Hüttchen der Mutter so reinlich, daß es eine Freude war hineinzuschauen. Im Sommer besorgte Rosenrot das Haus und stellte der Mutter jeden Morgen, ehe sie aufwachte, einen Blumenstrauß vor's Bett, darin war von jedem Bäumchen eine Rose. Im Winter zündete Schneeweißchen das Feuer an und hing den Kessel an den Feuerhaken, und der Kessel war von Messing, glänzte aber wie Gold, so rein war er geſchneuert. Abends, wenn die Flocken fielen, sagte die Mutter: „Geh, Schneeweißchen, und schieb den Riegel vor“, und dann setzten sie sich an den Herd, und die Mutter nahm die Brille und las aus einem großen Buche vor, und die beiden Mädchen hörten zu, saßen und spannen; neben ihnen lag ein Lämmchen auf dem Boden, und hinter ihnen auf einer Stange saß ein weißes Täubchen und hatte seinen Kopf unter den Flügel gesteckt.

Eines Abends, als sie so vertraulich beisammen saßen, klopfte jemand an die Thür, als wollte er eingelassen sein. Die Mutter sprach: „Geschwind, Rosenrot, mach' auf, es wird ein Wanderer sein, der Obdach sucht.“ Rosenrot ging und schob den Riegel weg und dachte, es wäre ein armer Mann, aber der war's nicht, es war ein Bär, der seinen dicken schwarzen Kopf zur Thür hereinsteckte. Rosenrot schrie laut und sprang zurück; das Lämmchen blötte, das Täubchen

flatterte auf und Schneeweißchen versteckte sich hinter der Mutter Bett. Der Bar aber fing an zu sprechen und sagte: „Fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts zuleid, ich bin halb erfroren und will mich nur ein wenig bei euch warmen.“ „Du armer Bar,“ sprach die Mutter, „leg' dich ans Feuer und gib nur acht, daß dir dein Pelz nicht brennt.“ Dann rief sie: „Schneeweißchen, Rosenrot, kommt hervor, ihr Kinder, der Bar tut euch nichts, er meint's ehrlich!“ Da kamen sie beide heran, und nach und nach näherten sich auch das Lämmchen und Täubchen und hatten keine Furcht vor ihm. Der Bar sprach: „Ihr Kinder, klopft mir den Schnee ein wenig aus dem Pelzwerk“, und sie holten den Besen und lehrten dem Bären das Fell rein; er aber streckte sich ans Feuer und brummte ganz vergnügt und behaglich. Nicht lange, so wurden sie ganz vertraut und trieben Mutwillen mit dem unbeholfenen Gast, zankten ihm das



Fell mit den Händen, setzten ihre Füßchen auf seinen Rücken und watgerten ihn hin und her, oder nahmen eine Hasenrute und schlugen auf ihn los, und wenn er brummte, so lachten sie. Der Bär ließ sich's aber gerne gefallen, nur wenn sie es gar zu arg machten, rief er: „Laßt mich am Leben, ihr Kinder:

„Schneeweißchen, Rosenrot,
schlägt dir den Freier tot.“

Als Schlafenszeit war und die andern zu Bett gingen, sagte die Mutter zu dem Bären: „Du kannst in Gottes Namen da am Herde liegen bleiben, so bist du vor der Kälte und dem bösen Wetter geschützt.“ Sobald der Tag graute, ließen ihn die beiden Kinder hinaus, und er trabte über den Schnee in den Wald hinein. Von nun an kam der Bar jeden Abend zu der bestimmten Stunde,

legte sich an den Herd und erlaubte den Kindern, Kurzweil mit ihm zu treiben, soviel sie wollten; und sie waren so gewöhnt an ihn, daß die Türe nicht eher zugeriegelt wurde, als bis der schwarze Gefell angelangt war.

Als das Frühjahr herangekommen und draußen alles grün war, sagte der Bär eines Morgens zu Schneeweißchen: „Nun muß ich fort und darf den ganzen Sommer nicht wiederkommen.“ „Wo gehst du denn hin, lieber Bär?“ fragte Schneeweißchen. „Ich muß in den Wald und meine Schätze vor den bösen Zwergen hüten; im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, müssen sie wohl unten bleiben und können sich nicht durcharbeiten, aber jetzt, wenn die Sonne die Erde aufgetaut und erwärmt hat, da brechen sie durch, steigen herauf, suchen und stehlen; und was einmal in ihren Händen ist und in ihren Höhlen liegt, das kommt so leicht nicht wieder an des Tages Licht.“ Schneeweißchen war ganz traurig über den Abschied und riegelte ihm die Türe auf, und als der Bär sich hinausdrängte, blieb er an dem Türhaken hängen und ein Stück seiner Haut riß auf, und da war es Schneeweißchen, als hätte es Gold durchschimmern gesehen; aber es war seiner Sache nicht gewiß. Aber der Bär lief eilig fort und war bald hinter den Bäumen verschwunden.

Nach einiger Zeit schickte die Mutter die Kinder in den Wald, Reißig zu sammeln. Da fanden sie draußen einen großen Baum, der lag gefällt auf dem Boden, und an dem Stamme sprang zwischen dem Gras etwas auf und ab,



sie konnten aber nicht unterscheiden, was es war. Als sie näher kamen, sahen sie einen Zwerg mit einem alten, verwellten Gesicht und einem ellenlangen, schnee-weißen Bart. Das Ende des Bartes war in eine Spalte des Baumes eingeklemmt, und der Kleine sprang hin und her wie ein Hündchen an einem Seil und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er glozte die Mädchen mit seinen roten feurigen Augen an und schrie: „Was steht ihr da? Könn't ihr nicht herbeigehen und mir Beistand leisten?“ „Was hast du angefangen, liebes Maunchen?“ fragte Rosenrot. „Dumme, uengierige Gans,“ antwortete der Zwerg, „den Baum habe ich mir spalten wollen, um kleines Holz in der Küche zu haben: bei den dicken Klößen verbrennt gleich das bißchen Speise, das unsereiner braucht, der nicht soviel hintererschlingt als ihr grobes, gieriges Volk. Ich hatte den Keil schon glücklich hineingetrieben, und es wäre auch alles nach Wunsch gegangen, aber der verwünschte Keil war zu glatt und sprang unversehens heraus, und der Baum fuhr so geschwind zusammen, daß ich meinen schönen, weißen Bart nicht mehr herausziehen konnte; nun steckt er drin, und ich kann nicht fort. Da lachen die albernen, glatten Milchgesichter! Pfiu, was seid ihr garstig!“ Die Kinder gaben sich alle Mühe, aber sie konnten den Bart nicht herausziehen, er steckte zu fest. „Ich will laufen und Leute herbeiholen“, jagte Rosenrot. „Wahnsinnige Schafsköpfe!“ schnarrte der Zwerg, „wer wird gleich Leute herbeirufen, ihr seid mir schon um zwei zuviel; fällt euch nichts Besseres ein?“ „Sei nur nicht ungeduldig,“ sagte Schneeweißchen, „ich will schon Rat schaffen“, und holte sein Scherchen aus der Tasche und schnitt das Ende des Bartes ab. Sobald der Zwerg sich frei fühlte, griff er nach einem Sack, der zwischen den Wurzeln des Baumes steckte und mit Gold gefüllt war, hob ihn heraus und brumnte vor sich hin: „Ungehobelttes Volk, schneidet mir ein Stück von meinem stolzen Barte ab! Lohnt's euch der Kuckuck!“ Damit schwang er seinen Sack auf den Rücken und ging fort, ohne die Kinder nur noch einmal anzusehen.

Einige Zeit danach wollten Schneeweißchen und Rosenrot ein Gericht Fische angeln. Als sie nahe bei dem Bach waren, sahen sie, daß etwas wie eine große Heuschrecke nach dem Wasser zubüßfte, als wollte es hineinspringen. Sie liefen heran und erkannten den Zwerg. „Wo willst du hin?“ jagte Rosenrot, „du willst doch nicht ins Wasser?“ „Solch ein Narr bin ich nicht,“ schrie der Zwerg, „seht ihr nicht, der verwünschte Fisch will mich hineinziehen!“ Der Kleine hatte dageessen und geangelt, unglücklicherweise hatte der Wind seinen Bart mit der Angelschnur verflochten; als gleich darauf ein großer Fisch anbiß, fehlten dem schwachen Geschöpf die Kräfte, ihn heranzuziehen; der Fisch behielt die Oberhand und riß den Zwerg zu sich hin. Zwar hielt er sich an allen Halmen und Büschen, aber das half nicht viel, er mußte den Bewegungen des

Fisches folgen und war in beständiger Gefahr, ins Wasser gezogen zu werden. Die Mädchen kamen zur rechten Zeit, hielten ihn fest und versuchten, den Bart von der Schnur loszumachen, aber vergebens, Bart und Schnur waren fest ineinander verwirrt. Es blieb nichts übrig, als das Scherchen hervorzuholen und den Bart abzuschneiden; dabei ging ein kleiner Teil desselben verloren. Als der Zwerg das sah, schrie er sie an: „Ist das Manier, ihr Vorse, einem das Gesicht zu schänden; nicht genug, daß ihr mir den Bart unten abgestutzt habt, jetzt schneidet ihr mir den besten Teil davon ab; ich darf mich vor den Meinigen gar nicht sehen lassen. Daß ihr laufen müßtet und die Schuhsohlen verloren hättet!“ Dann holte er einen Sack Perlen, der im Schilf lag, und ohne ein Wort weiter zu sagen, schleppte er ihn fort und verschwand hinter einem Stein.

Es trug sich zu, daß bald hernach die Mutter die beiden Mädchen nach der Stadt schickte, Zwirn, Nadeln, Schnüre und Bänder einzukaufen. Der Weg führte sie über eine Heide, auf der hier und da mächtige Felsstücke zerstreut lagen; da sahen sie einen großen Vogel in der Luft schweben, der langsam über ihnen kreifte, sich immer tiefer herabsenkte und endlich nicht weit bei einem Felsen niederstieß. Gleich darauf hörten sie einen durchdringenden jämmerlichen Schrei. Sie liefen herzu und sahen mit Schrecken, daß der Adler ihren alten Bekannten, den Zwerg, gepackt hatte und ihn fortragen wollte. Die mitleidigen Kinder hielten gleich das Männchen fest und zerrten sich so lange mit dem Adler herum, bis er seine Beute fahren ließ. Als der Zwerg sich von seinem ersten Schrecken erholt hatte, schrie er mit seiner feinen Stimme: „Kommet ihr nicht säuberlicher mit mir umgehen? Gerissen habt ihr an meinem dünnen Röckchen, daß es überall zerfetzt und durchlöchert ist, unbeholfenes und täppisches Gefindel, das ihr seid!“ Dann nahm er einen Sack mit Edelsteinen und schlüpfte wieder unter den Felsen in seine Höhle. Die Mädchen waren an seinen Undank schon gewöhnt, setzten ihren Weg fort und verrichteten ihr Geschäft in der Stadt. Als sie beim Heimweg wieder auf die Heide kamen, überraschten sie den Zwerg, der auf einem reinlichen Plätzchen seinen Sack mit Edelsteinen ausgefüllt und nicht gedacht hatte, daß so spät noch jemand daherkommen würde. Die Abendsonne schien über die glänzenden Steine, und sie schimmerten und leuchteten so prächtig in allen Farben, daß die Kinder stehenblieben und sie betrachteten. „Was steht ihr da und habt Mantaffen feil?“ schrie der Zwerg und sein aschgraues Gesicht ward zinnoberrot vor Zorn. Er wollte mit seinen Scheltworten fortfahren, als sich ein lautes Brummen hören ließ und ein schwarzer Bär aus dem Walde heranstrabte. Erschrocken sprang der Zwerg auf, aber er konnte nicht mehr zu seinem Schlupfwinkel gelangen, der Bär war schon in seiner Nähe. Da rief er in Herzensangst: „Lieber Herr Bär, verschont mich, ich will euch alle meine

Schätze geben, seht die
schönen Edelsteine, die
da liegen. Scheut mir
das Leben, was habt ihr
an mir kleinem schwach-
tigen Kerl? Ihr spürt
mich nicht zwischen den
Zähnen; da, die beiden
gottlosen Mädchen packt,
das sind für euch zarte
Kissen, fett wie junge
Wachteln, die freßt in
Gottes Namen.“ Der
Bär kimmerte sich um
seine Worte nicht, gab
dem boshaften Geschöpf
einen einzigen Schlag mit
der Tasse, und es
regte sich nicht mehr.



Die Mädchen waren fortgesprungen, aber der Bär rief ihnen nach: „Schnee-
weissen und Rosenrot, fürchtet euch nicht, wartet, ich will mit euch gehen!“
Da erlaunten sie seine Stimme und blieben stehen, und als der Bär bei ihnen
war, fiel plötzlich die Bärenhaut ab, und er stand da als ein schöner Mann

und war ganz in Gold gekleidet. „Ich bin eines Königs Sohn“, sprach er, „und war von dem gottlosen Zwerg, der mir meine Schätze gestohlen hatte, verwünscht, als ein wilder Bär in dem Walde zu laufen, bis ich durch seinen Tod erlöst würde. Jetzt hat er seine wohlverdiente Strafe empfangen.“

Schneeweißchen ward mit ihm vermählt und Rosenrot mit seinem Bruder, und sie teilten die großen Schätze miteinander, die der Zwerg in seine Höhle zusammengetragen hatte. Die alte Mutter lebte noch lange Jahre ruhig und glücklich bei ihren Kindern. Die zwei Rosenbäumchen aber nahm sie mit, und sie standen vor ihrem Fenster und trugen jedes Jahr die schönsten Rosen, weiß und rot.





Die vier Kunst- reichen Brüder.

Es war ein armer Mann, der hatte vier Söhne; wie die herangewachsen waren, sprach er zu ihnen: „Liebe Kinder, ihr müßt jetzt hinaus in die Welt, ich habe nichts, das ich euch geben könnte, macht euch auf und geht in die Fremde, lernt ein Handwerk und seht, wie ihr euch durchschlägt.“ Da ergriffen die vier Brüder den Wanderstab, nahmen Abschied von ihrem Vater und zogen zusammen zum Tore hinaus. Als sie eine Zeitlang gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg, der nach vier verschiedenen Gegenden führte. Da sprach der älteste: „Hier



müssen wir uns trennen, aber heut über vier Jahren wollen wir an dieser Stelle wieder zusammentreffen und in der Zeit unser Glück versuchen.“

Nun ging jeder seinen Weg, und dem ältesten begegnete ein Mann, der fragte ihn, wo er hinauswollte und was er vorhätte. „Ich will ein Handwerk lernen“, antwortete er. Da sprach der Mann: „Geh mit mir und werde ein Dieb.“ „Nein“, antwortete er, „das gilt für kein ehrliches Handwerk mehr, und das Ende vom Liede ist, daß einer als Schwengel in der Feldglocke gebraucht wird.“ „O“, sprach der Mann, „vor dem Galgen brauchst du dich nicht zu fürchten, ich will dich bloß lehren, wie du holst, was sonst kein Mensch kriegen und wobei dir niemand auf die Spur kommen kann.“ Da ließ er sich überreden, ward bei dem Manne ein gelernter Dieb, und ward so geschickt, daß vor ihm nichts sicher war, was er einmal haben wollte. Der zweite Bruder begegnete einem Manne, der dieselbe Frage an ihn tat, was er in der Welt lernen wollte. „Ich weiß es noch nicht“, antwortete er. „So geh mit mir und werde ein Sternrunder; nichts besser als das, es bleibt einem nichts verborgen.“ Er ließ sich das gefallen und ward ein so geschickter Sternrunder, daß sein Meister, als er ausgelernt hatte und weiterziehen wollte, ihm ein Fernrohr gab und zu ihm sprach: „Damit kannst du sehen, was auf Erden und am Himmel vorgeht, und kann dir nichts verborgen bleiben.“ Den dritten Bruder nahm ein Jäger in die Lehre und gab ihm in allem, was zur Jägerei gehört, so guten Unterricht, daß er ein ausgelernter Jäger ward. Der Meister schenkte ihm beim Abschied eine Büchse und sprach: „Die fehlt nicht; was du damit aufs Korn nimmst, das triffst du sicher.“ Der jüngste Bruder begegnete gleichfalls einem Manne, der ihn anredete und nach seinem Vorhaben fragte. „Hast du nicht Lust, ein Schneider zu werden?“ „Daß ich nicht wüßte“, sprach der Junge, „das Krummstehen von morgens bis abends, das Hin- und Hersegen mit der Nadel und das Bügeleisen will mir nicht in den Sinn.“ „Ei was“, antwortete der Mann, „du sprichst, wie dir's verstehst; bei mir lernst du eine ganz andere Schneiderei, die ist anständig und ziemlich, zum Teil sehr ehrenvoll.“ Da ließ er sich überreden, ging mit und lernte die Kunst des Mannes aus dem Fundament. Beim Abschied gab ihm dieser eine Nadel und sprach: „Damit kannst du zusammennähen, was dir vorkommt, es sei so weich wie ein Ei oder so hart als Stahl; es wird ganz zu einem Stück, daß keine Naht mehr zu sehen ist.“

Als die bestimmten vier Jahre herum waren, kamen die vier Brüder zu gleicher Zeit an dem Kreuzwege zusammen, herzten und küßten sich undkehrten heim zu ihrem Vater. „Nun“, sprach dieser ganz vergnügt, „hat euch der Wind wieder zu mir geweht?“ Sie erzählten, wie es ihnen ergangen war, und daß jeder das Seinige gelernt hätte. Nun saßen sie gerade vor dem Hause unter

einem großen Baum, da sprach der Vater: „Jetzt will ich euch auf die Probe stellen und sehen, was ihr könnt.“ Danach schaute er auf und sagte zu dem zweiten Sohne: „Oben im Gipfel dieses Baumes sitzt zwischen zwei Ästen ein Buchfinkenweib, sag' mir, wieviel Eier liegen darin!“ Der Sternguter nahm sein Glas, schaute hinauf und sagte: „Fünfe sind's!“ Sprach der Vater zum ältesten: „Hol' du die Eier herunter, ohne daß der Vogel, der darauf sitzt und brüet, gestört wird.“ Der kunstreiche Dieb stieg hinauf und nahm dem Vöglein, das gar nichts davon merkte und ruhig sitzenblieb, die fünf Eier unter dem Leib weg und brachte sie dem Vater herab. Der Vater nahm sie, legte an jede Ecke des Tisches eins und das fünfte in die Mitte und sprach zum Jäger: „Du schießest mir mit einem Schuß die fünf Eier in der Mitte entzwei.“ Der Jäger legte seine Büchse an und schoß die Eier, wie es der Vater verlangt hatte, alle fünf, und zwar in einem Schuß; der hatte gewiß von dem Pulver, was um die Ecke schießt. „Nun kommt die Reihe an dich,“ sprach der Vater zu dem vierten Sohn, „du nähst die Eier wieder zusammen, und auch die jungen Vöglein, die darin sind, und zwar so, daß ihnen der Schuß nicht schadet.“ Der Schneider holte seine Nadel und nähte, wie's der Vater gefordert hatte. Als er fertig war, mußte der Dieb die Eier wieder auf den Baum ins Nest tragen und dem Vogel, ohne daß er etwas merkte, unterlegen. Das Tierchen brüete sie vollends aus, und nach ein paar Tagen krochen die Jungen hervor und hatten da, wo sie vom Schneider zusammenge näht waren, ein rotes Streichen um den Hals.

„Ja,“ sprach der Alte zu seinen Söhnen, „ich muß euch über den grünen Meere loben; ihr habt eure Zeit wohl benutzt und was Rechtschaffenes gelernt: ich kann nicht sagen, wem von euch der Vorzug gebührt. Wenn ihr Gelegenheit habt, eure Kunst anzuwenden, da wird sich's ausweisen.“ Nicht lange danach kam ein großer Lärm ins Land, die Königstochter wäre von einem Drachen entführt worden. Der König war Tag und Nacht darüber in Sorgen und ließ befehlen, wer sie zurückbrächte, sollte sie zur Gemahlin haben. Die vier Brüder sprachen untereinander: „Das wäre eine Gelegenheit, wo wir uns zeigen könnten“, wollten zusammen ausziehen und die Königstochter befreien. „Wo sie ist, will ich bald wissen“, sprach der Sternguter, schaute durch sein Glas und sprach: „Ich sehe sie schon, sie sitzt weit von hier auf einem Felsen im Meer, aber neben ihr sitzt der Drache, der sie bewacht.“ Da ging er zu dem König und bat um ein Schiff für sich und seine Brüder und fuhr mit ihnen über das Meer, bis sie zu dem Felsen kamen. Die Königstochter saß da, aber der Drache lag in ihrem Schoß und schlief. Der Jäger sprach: „Ich darf nicht schießen, ich würde die schöne Jungfrau zugleich toten.“ „So will ich mein

Heil versuchen“, sagte der Dieb, schlich sich heran und stahl sie unter dem Drachen weg, aber so leiz und behend, daß das Untier nichts merkte, sondern fortschnarchte. Sie eilten voll Freude mit ihr aufs Schiff und steuerten in die



offene See; aber der Drache, der bei seinem Erwachen die Königstochter nicht mehr gefunden hatte, kam hinter ihnen her und schnaubte wütend durch die Luft. Als er gerade über dem Schiffe schwebte und sich herablassen wollte, da legte der Jäger seine Büchse an und schoß ihn mitten ins Herz. Das Untier fiel tot herab, war aber so groß und gewaltig, daß es im Herabfallen das ganze Schiff zertrümmerte. Sie erhaschten glücklich noch ein paar Bretter und schwammen auf dem weiten Meer umher. Da war wieder große Not, aber der Schneider, nicht faul, nahm seine wunderbare Nadel, nähte die Bretter mit ein paar großen Stichen in der Eile zusammen, setzte sich darauf, ruderte rechts und links und sammelte alle Stücke des Schiffes. Da nähte er auch diese so geschickt zusammen,

daß in kurzer Zeit das Schiff wieder segelfertig war und sie glücklich heimfahren konnten.

Als der König seine Tochter wieder erblickte, war große Freude. Er sprach zu den vier Brüdern: „Einer von euch soll sie zur Gemahlin haben, aber welcher das ist, macht unter euch aus.“ Da entstand ein heftiger Streit unter ihnen. Der Sterngucker sprach: „Hätte ich nicht die Königstochter gesehen, so wären alle eure Künste umsonst gewesen: darum ist sie mein.“ Der Dieb sprach: „Was hätte das Sehen geholfen, wenn ich sie nicht unter dem Drachen weggeholt hätte: darum ist sie mein.“ Der Jäger sprach: „Ihr wäret doch samt der Königstochter von dem Ungeheuer zerrissen worden, hätte es meine Kugel nicht getroffen: darum ist sie mein.“ Der Schneider sprach: „Had hätte ich mit meiner Kunst nicht das Schiff wieder zusammengeflickt, ihr wäret alle jämmerlich ertrunken: darum ist sie mein.“ Da tat der König den Ausspruch: „Jeder von euch hat ein gleiches Recht, und weil ein jeder die Jungfrau nicht haben kann, so soll sie keiner von euch haben: aber ich will jedem zur Belohnung ein halbes Königreich geben.“ Den Brüdern gefiel diese Entscheidung, und sie sprachen: „Es ist besser so, als daß wir uneins werden.“ Da erhielt jeder ein halbes Königreich, und sie lebten mit ihrem Vater in aller Glückseligkeit, solange es Gott gefiel.



Einänglein, Zweiänglein und Dreiänglein.

Es war eine Frau, die hatte drei Töchter, davon hieß die älteste Einänglein, weil sie nur ein einziges Auge mitten auf der Stirne hatte, und die mittelste Zweiänglein, weil sie zwei Augen hatte wie andere Menschen, und die jüngste Dreiänglein, weil sie drei Augen hatte, und das dritte stand bei ihr gleichfalls mitten auf der Stirne. Darum aber, daß Zweiänglein nicht anders ansah als andere Menschenkinder, konnten es die Schwestern und die Mutter nicht leiden. Sie sprachen zu ihm: „Du mit deinen zwei Augen bist nicht besser als das gemeine Volk, du gehörst nicht zu uns.“ Sie stießen es herum und warfen ihm schlechte Kleider hin, und gaben ihm nicht mehr zu essen, als was sie übrig ließen, und taten ihm Herzleid an, wo sie nur konnten.

Es trug sich zu, daß Zweiänglein hinaus ins Feld gehen und die Ziege hüten mußte, aber noch ganz hungrig war, weil ihm seine Schwestern so wenig zu essen gegeben hatten. Da setzte es sich auf einen Rain und fing an zu weinen und so zu weinen, daß zwei Bächlein aus seinen Augen herabstießen. Und wie es in seinem Jammer einmal aufblickte, stand eine Frau neben ihm, die fragte: „Zweiänglein, was weinst du?“ Zweiänglein antwortete: „Soll ich nicht weinen? Weil ich zwei Augen habe wie andere Menschen, so können mich meine Schwestern und meine Mutter nicht leiden, stoßen mich aus einer Ecke in die andere, werfen mir alte Kleider hin und geben mir nichts zu essen, als was sie übrig lassen. Heute haben sie mir so wenig gegeben, daß ich noch ganz hungrig bin.“ Sprach die weise Frau: „Zweiänglein, trockne dir dein

Angesicht; ich will dir etwas sagen, daß du nicht mehr hungern sollst. Sprich
mir zu deiner Ziege.

„Züchlein, med,
Züchlein, bed“,



so wird ein sauber gedecktes Tischlein vor dir stehen und das schönste Essen darauf, daß du essen kannst, soviel du Lust hast. Und wenn du satt bist und das Tischlein nicht mehr brauchst, so sprich nur:

„Zicklein, meck,
Tischlein, weg“,

so wird's vor deinen Augen wieder verschwinden.“ Darauf ging die weiße Frau fort. Zweiänglein aber dachte: „Ich muß gleich einmal versuchen, ob es wahr ist, was sie gesagt hat, denn mich hungert gar zu sehr“, und sprach:

„Zicklein, meck,
Tischlein, deck“,

und kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, so stand da ein Tischlein mit einem weißen Tüchlein gedeckt, darauf ein Teller mit Messer und Gabel und silbernem Löffel, und die schönsten Speisen standen rund herum, rauchten und waren noch warm, als wären sie erst eben aus der Küche gekommen. Da sagte Zweiänglein das kürzeste Gebet her, das es wußte: „Herr Gott, sei unser Gast zu aller Zeit, Amen“, und langte zu und ließ sich's wohl schmecken. Und als es satt war, sprach es, wie die weiße Frau gelehrt hatte:

„Zicklein, meck,
Tischlein, weg.“

Als bald war das Tischlein und alles, was darauf stand, wieder verschwunden. „Das ist ein schöner Haushalt“, dachte Zweiänglein und war ganz vergnügt und guter Dinge.

Abends, als es mit seiner Ziege heimkam, fand es ein irdenes Schüfflehen mit Essen, das ihm die Schwestern hingestellt hatten, aber es rührte nichts an. Am andern Tag zog es mit seiner Ziege wieder hinaus und ließ die paar Brocken, die ihm gereicht wurden, liegen. Das erstemal und das zweitemal beachteten es die Schwestern gar nicht; wie es aber jedesmal geschah, merkten sie auf und sprachen: „Es ist nicht richtig mit dem Zweiänglein, das läßt jedesmal das Essen stehen und hat doch sonst alles aufgezehrt, was ihm gereicht wurde; das muß andere Wege gefunden haben.“ Damit sie aber hinter die Wahrheit kämen, sollte Einänglein mitgehen, wenn Zweiänglein die Ziege auf die Weide trieb, und sollte achten, was es da vorhätte, und ob ihm jemand etwa Essen und Trinken brächte.

Als nun Zweiänglein sich wieder aufmachte, trat Einänglein zu ihm und sprach: „Ich will mit ins Feld gehen und sehen, daß die Ziege auch recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiänglein merkte, was Einänglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus in hohes Gras und sprach:

„Komm, Einänglein, wir wollen uns hinsetzen, ich will dir was vorsingen.“
Einänglein setzte sich hin und war von dem ungewohnten Weg und von der
Sonnenhitze müde, und Zweiänglein sang immer:

„Einänglein, wachst du?
Einänglein, schläfst du?“

Da tat Einänglein das eine Auge zu und schlief ein. Und als Zwei-
änglein sah, daß Einänglein fest schlief und nichts verraten konnte, sprach es:



und setzte sich an sein Tischlein und aß und trank, bis es satt war. Dann
rief es wieder:

„Ficklein, meck,
Tischlein, weg“.

und alles war augenblicklich verschwunden. Zweiäuglein weckte nun Einäuglein und sprach: „Einäuglein, du willst hüten und schläfst dabei ein, derweil hätte die Ziege in alle Welt laufen können; komm, wir wollen nach Haus gehen.“ Da gingen sie nach Haus, und Zweiäuglein ließ wieder sein Schüsselchen unangerührt stehen, und Einäuglein konnte der Mutter nicht verraten, warum es nicht essen wollte, und sagte zu seiner Entschuldigung: „Ich war draußen eingeschlafen.“

Am andern Tag sprach die Mutter zu Dreiäuglein: „Diesmal sollst du mitgehen und achthaben, ob Zweiäuglein draußen ist und ob ihm jemand Essen und Trinken bringt, denn essen und trinken muß es heimlich.“ Da trat Dreiäuglein zum Zweiäuglein und sprach: „Ich will mitgehen und sehen, ob auch die Ziege recht gehütet und ins Futter getrieben wird.“ Aber Zweiäuglein merkte, was Dreiäuglein im Sinne hatte, und trieb die Ziege hinaus ins hohe Gras und sprach: „Wir wollen uns dahinsetzen, Dreiäuglein, ich will dir was vorsingen.“ Dreiäuglein setzte sich und war müde von dem Weg und der Sonnenhitze, und Zweiäuglein hob wieder das vorige Liedchen an und sang:

„Dreiäuglein, wachst du?“

Aber statt daß es nun singen mußte:

„Dreiäuglein, schläfst du?“

sang es aus Unbedachtsamkeit:

„Zweiäuglein, schläfst du?“

und sang immer:

„Dreiäuglein, wachst du?“

„Zweiäuglein, schläfst du?“

Da fielen dem Dreiäuglein seine zwei Augen zu und schlofen, aber das dritte, das von dem Sprüchlein nicht war angederedet worden, schloß nicht ein. Zwar tat es Dreiäuglein zu, aber nur aus List, gleich als schliefe es auch damit, doch blinzelte es und konnte alles gar wohl sehen. Und als Zweiäuglein meinte, Dreiäuglein schliefe fest, sagte es sein Sprüchlein:

„Zicklein, meck,
Tischlein, deck!“

aß und trank nach Herzenslust und hieß dann das Tischlein wieder fortgehen:

„Zicklein, meck,
Tischlein, weg.“

Aber Dreianglein hatte alles mit angesehen. Da kam Zweianglein zu ihm, weckte es und sprach: „Hi, Dreianglein, bist du eingeschlafen? Du kannst gut hüten! Komm, wir wollen heimgehen.“ Und als sie nach Haus kamen, aß Zweianglein wieder nicht und Dreianglein sprach zur Mutter: „Ich weiß nun, warum das hochmütige Ding nicht ißt: wenn sie draußen zur Ziege spricht:

„Hillein, med,
Tischlein, deck“,

so steht ein Tischlein vor ihr, das ist mit dem besten Gessen besetzt, viel besser, als wir's haben, und wenn sie satt ist, so spricht sie:

„Hillein, med,
Tischlein, weg“,

und alles ist wieder verschwunden; ich habe alles genau mit angesehen. Zwei Augen hatte sie mir mit einem Sprüchlein eingeschlafert, aber das eine auf der Stirne, das war zum Glück wach geblieben.“ Da rief die neidische Mutter: „Willst du's besser haben als wir? Die Lust soll dir vergehen!“ Sie holte ein Schlachtmesser und stieß es der Ziege ins Herz, daß sie tot hinfiel.

Als Zweianglein das sah, ging es voll Trauer hinaus, setzte sich auf den Feldrain und weinte seine bitteren Tränen. Da stand auf einmal die weiße Frau wieder neben ihm und sprach: „Zweianglein, was weinst du?“ „Soll ich nicht weinen?“ antwortete es, „die Ziege, die mir jeden Tag, wenn ich euer Sprüchlein herjagte, den Tisch so schön deckte, die hat meine Mutter totgestochen; nun muß ich wieder Hunger und Kummer leiden.“ Die weiße Frau sprach: „Zweianglein, ich will dir einen guten Rat erteilen; bitt' deine Schwestern, daß sie dir das Eingeweide von der geschlachteten Ziege geben und vergrabe es vor der Haustür in die Erde, so wird's dein Glück sein.“ Da verschwand sie, und Zweianglein ging heim und sprach zu den Schwestern: „Liebe Schwestern, gebt mir doch etwas von meiner Ziege, ich verlange nichts Gutes, gebt mir nur das Eingeweide.“ Da lachten sie und sprachen: „Das kannst du haben, wenn du weiter nichts willst.“ Und Zweianglein nahm das Eingeweide und vergrub's abends in aller Stille nach dem Rate der weisen Frau vor die Haustüre.

Am andern Morgen, als sie insgesamt erwachten und vor die Haustüre traten, so stand da ein wunderbarer, prächtiger Baum, der hatte Blätter von Silber und Früchte von Gold hingen dazwischen, daß gewiß nichts Schöneres und Kostlicheres auf der weiten Welt war. Sie wußten aber nicht, wie der Baum in der Nacht dahin gekommen war, nur Zweianglein merkte, daß er aus den Eingeweiden der Ziege aufgewachsen war, denn er stand gerade da, wo es sie in die Erde gegraben hatte. Da sprach die Mutter zu Einanglein: „Steig

hinauf, mein Kind, und brich uns die Früchte von dem Baume ab.“ Einäuglein stieg hinauf, aber wie es einen von den goldenen Äpfeln greifen wollte, so fuhr ihm der Zweig ans den Händen; und das geschah jedesmal, so daß es keinen einzigen Apfel brechen konnte, es mochte sich anstellen, wie es wollte. Da sprach die Mutter: „Dreiäuglein, steig du hinauf, du kannst mit deinen drei Augen besser um dich schauen als Einäuglein.“ Einäuglein rutschte herunter und Dreiäuglein stieg hinauf; aber Dreiäuglein war nicht geschickter und mochte schauen, wie es wollte, die goldenen Äpfel wichen zurück. Endlich ward die Mutter ungeduldig und stieg selbst hinauf, konnte aber sowenig wie Einäuglein und Dreiäuglein die Frucht fassen und griff immer in die leere Luft hinein. Da sprach Zweiäuglein: „Ich will mich einmal hinaufmachen, vielleicht gelingt mir's eher.“ Die Schwestern riefen zwar: „Du mit deinen zwei Augen, was willst du wohl!“ Aber Zweiäuglein stieg hinauf, und die goldenen Äpfel zogen sich nicht vor ihm zurück, sondern es war ordentlich, als kämen sie seinen Händen entgegen, also daß es einen nach dem andern abpflücken konnte und ein ganzes Schürzchen voll mit herunterbrachte. Die Mutter nahm sie ihm ab, und statt daß sie und Einäuglein und Dreiäuglein dafür das arme Zweiäuglein hätten besser behandeln sollen, so wurden sie neidisch, daß es allein die Früchte holen konnte, und gingen noch härter mit ihm um.

Es trug sich zu, als sie einmal beisammen an dem Baume standen, daß ein junger Ritter daherkam. „Geschwind, Zweiäuglein,“ riefen die zwei Schwestern, „kriech unter, daß wir uns deiner nicht schämen müssen“, und stürzten über das arme Zweiäuglein in aller Eile ein leeres Faß, das gerade neben dem Baume stand, und schoben die goldenen Äpfel, die es abgebrochen hatte, auch darunter. Als nun der Ritter näher kam, war es ein schöner Herr, der bewunderte den prächtigen Baum von Gold und Silber und sprach zu den beiden Schwestern: „Wem gehört dieser schöne Baum? Wer mir einen Zweig davon gäbe, könnte dafür verlangen, was er wollte.“ Da antworteten Einäuglein und Dreiäuglein, der Baum gehörte ihnen zu, und sie wollten ihm einen Zweig wohl abbrechen. Sie gaben sich auch beide große Mühe, aber sie waren es nicht imstande, denn die Zweige und Früchte wichen jedesmal vor ihnen zurück. Da sprach der Ritter: „Das ist ja wunderbarlich, daß der Baum euch gehören soll und ihr doch nicht Macht habt, etwas davon abzubrechen.“ Sie blieben dabei, der Baum wäre ihr Eigentum; indem sie aber so sprachen, rollte Zweiäuglein unter dem Faße ein paar goldene Äpfel heraus, so daß sie zu den Füßen des Ritters liefen, denn Zweiäuglein war böse, daß Einäuglein und Dreiäuglein nicht die Wahrheit sagten. Wie der Ritter die Äpfel sah, erstaunte er und fragte, wo sie herkämen. Einäuglein und Dreiäuglein antworteten, sie hätten noch eine Schwester, die



durfte sich aber nicht sehen lassen, weil sie nur zwei Augen hätte wie andere gemeine Menschen. Der Ritter aber verlangte sie zu sehen und rief: „Zweiänglein, komm hervor!“ Da kam Zweiänglein ganz getrost unter dem Faß hervor, und der Ritter war verwundert über seine große Schönheit und sprach: „Du, Zweiänglein, laßst mir gewiß einen Zweig von dem Baum abbrechen.“ „Ja,“ antwortete Zweiänglein, „das will ich wohl können, denn der Baum gehört mir“, und stieg hinauf und brach

Dort gab er ihm schöne Kleider, Essen und Trinken nach Herzenslust, und weil er es so liebhatte, ließ er sich mit ihm einsegnen, und ward die Hochzeit in großer Freude gehalten.



mit leichter Mühe einen Zweig mit seinen silbernen Blättern und goldenen Früchten ab und reichte ihn dem Ritter hin. Da sprach der Ritter: „Zweiänglein, was soll ich dafür geben?“ „Ach,“ antwortete Zweiänglein, „ich leide Hunger und Durst, Kummer und Not vom frühen Morgen bis zum späten Abend; wenn ihr mich miltnehen und erlösen wollt, so wäre ich glücklich.“ Da hob der Ritter das Zweiänglein auf sein Pferd und brachte es heim auf sein väterlich Schloß.

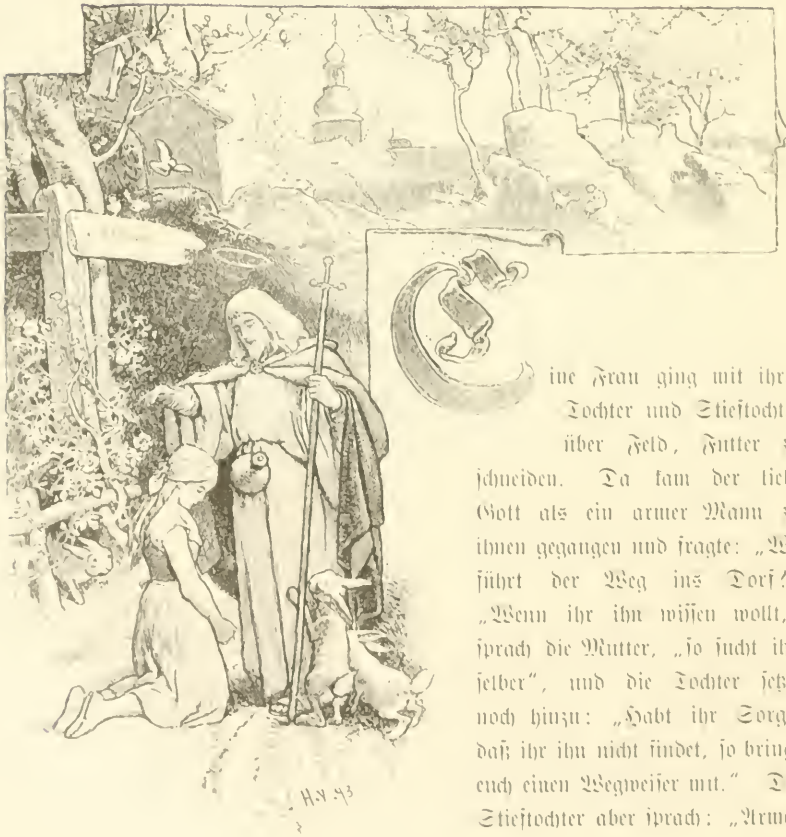
Wie nun Zweiänglein so von dem schönen Mittersmann fortgeführt wurde, da beneideten ihm die beiden Schwestern erst recht sein Glück. „Der wunderbare Baum bleibt uns doch,“ dachten sie, „können wir auch keine Früchte davon brechen, so wird doch jedermann davor stehenbleiben, zu uns kommen und ihn rühmen; wer weiß, wo noch unser Weizen blüht!“ Aber am andern Morgen war der Baum verschwunden und ihre Hoffnung dahin; und wie Zweiänglein

zu seinem Kämmerlein hinauszah, so stand er zu seiner großen Freude davor und war ihm also nachgefolgt.

Zweiänglein lebte lange Zeit vergnügt. Einmal kamen zwei arme Frauen zu ihm auf das Schloß und baten um ein Almosen. Da sah ihnen Zweiänglein ins Gesicht und erkannte seine beiden Schwestern, Einänglein und Dreiänglein, die so in Armut geraten waren, daß sie umherziehen und vor den Türen ihr Brot suchen mußten. Zweiänglein aber hieß sie willkommen und tat ihnen Gutes und pflegte sie, also daß die beiden von Herzen bereuten, was sie ihrer Schwester in der Jugend Böses angetan hatten.



Die weiße und die schwarze Braut.



Die Frau ging mit ihrer Tochter und Stieftochter über Feld, Futter zu schneiden. Da kam der liebe Gott als ein armer Mann zu ihnen gegangen und fragte: „Wo führt der Weg ins Dorf?“ „Wenn ihr ihn wissen wollt,“ sprach die Mutter, „so sucht ihn selber“, und die Tochter setzte noch hinzu: „Habt ihr Sorge, daß ihr ihn nicht findet, so bringt euch einen Wegweiser mit.“ Die Stieftochter aber sprach: „Armer

Mann, ich will dich führen, komm mit mir.“ Da zürnte der liebe Gott über die Mutter und Tochter, wendete ihnen den Rücken zu und verwünschte sie, daß sie sollten schwarz werden wie die Nacht und häßlich wie die Sünde. Der armen Stieftochter aber war Gott gnädig und ging mit ihr, und als sie nahe am Dorf waren, sprach er einen Segen über sie und sagte: „Wähle dir drei Sachen aus, die will ich dir gewähren.“ Da sprach das Mädchen: „Ich möchte gern so schön und rein werden wie die Sonne.“ Als bald ward sie weiß und schön wie der Tag. „Dann möchte ich einen Geldbeutel haben, der nie leer würde.“ Den gab ihr der liebe Gott auch, sprach aber: „Vergiß das beste nicht.“ Da sagte sie: „Ich wünsche mir zum dritten das ewige Himmelreich nach meinem Tode.“ Das ward ihr zugesagt, und also schied der liebe Gott von ihr.

Wie nun die Stiefmutter mit ihrer Tochter nach Hause kam und sah, daß sie beide kohlschwarz und häßlich waren, die Stieftochter aber weiß und schön, da stieg die Bosheit in ihrem Herzen noch höher, und sie hatte nichts anderes im Sinn, als wie sie ihr ein Leid antun könnte. Die Stieftochter aber hatte einen Bruder, namens Reginer, den liebte sie sehr und erzählte ihm alles, was geschehen war. Nun sprach Reginer einmal zu ihr: „Liebe Schwester, ich will dich abmalen, damit ich dich beständig vor Augen habe, denn meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich dich immer anblicken möchte.“ Da antwortete sie: „Aber laß niemand das Bild sehen.“ Er malte sich um seine Schwester ab und hing das Bild in seiner Stube auf; er hatte aber seine Wohnung in des Königs Schloß, bei dem er Kutscher war. Alle Tage blieb er davor stehen und dankte Gott für das Glück, das er seiner lieben Schwester verliehen hatte.

Nun war gerade dem König, bei dem er diente, seine Gemahlin gestorben, welche so schön gewesen war, daß man keine finden konnte, die ihr gleiche, und der König war darüber in tiefer Trauer. Die Hofdiener sahen es indessen dem Kutscher ab, wie er täglich vor dem schönen Bilde stand, mißgünstig's ihm und meldeten es dem König. Dieser ließ das Bild vor sich bringen und sah, daß es in allem seiner verstorbenen Frau ähnlich war, nur noch schöner, so daß er sich sterblich hinein verliebte. Er ließ den Kutscher vor sich kommen und fragte, wen das Bild vorstellen sollte. Als der Kutscher sagte, daß das seine Schwester wäre, entschloß sich der König, keine andere als diese zur Gemahlin zu nehmen, gab ihm Wagen und Pferde und prächtige Goldkleider und schickte ihn fort, seine erwählte Brant abzuholen. Wie Reginer mit der Botschaft ankam, freute sich seine Schwester, allein die Schwarze war eifersüchtig über das Glück der andern, ärgerte sich über alle Maßen und sprach

zu ihrer Mutter: „Was helfen nun all eure Kunst, da ihr mir doch ein solches Gut nicht verschaffen könnt.“ Da sagte die Alte: „Sei still, ich will dir's schon zuwenden“, und durch ihre Herentünfte trübte sie dem Kutcher die Augen, daß er halb blind war, und der Weissen verstopfte sie die Ohren, daß sie halb taub war. Darauf stiegen sie in den Wagen, erst die Braut in den herrlichen königlichen Kleidern, dann die Stiefmutter mit ihrer Tochter, und Reginer saß auf dem Boß, um zu fahren. Wie sie eine Weile gereist waren, unterwegs, rief der Kutcher:

„Ded' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
daß du sein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt, du sollst dein güldenes Kleid ausziehen und es deiner Schwester geben.“ Da zog sie's aus und tat's der Schwarzen an, die gab ihr dafür einen schlechten grauen Kittel. So fuhren sie weiter; über ein Weilchen rief der Bruder abermals:

„Ded' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
und du sein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt, du solltest deine güldene Haube abtun und deiner Schwester geben.“ Da tat sie die Haube ab und tat sie der Schwarzen an und ließ im bloßen Haar. So fuhren sie weiter; wiederum über ein Weilchen rief der Bruder:

„Ded' dich zu, mein Schwesterlein,
daß Regen dich nicht näßt,
daß Wind dich nicht bestäubt,
und du sein schön zum König kommst!“

Die Braut fragte: „Was sagt mein lieber Bruder?“ „Ach,“ sprach die Alte, „er hat gesagt, du wüchtest einmal aus dem Wagen sehen.“ Sie fuhren aber gerade auf einer Brücke über ein tiefes Wasser. Wie nun die Braut aufstand und aus dem Wagen sich herausbuckte, da stießen sie die beiden hinaus, daß sie mitten ins Wasser stürzte. Als sie aber versunken war, in

demselben Augenblick stieg eine schneeweiße Ente aus dem Wasserspiegel hervor und schwamm den Fluß hinab. Der Bruder hatte gar nichts davon gemerkt und fuhr den Wagen weiter, bis sie an den Hof kamen. Da brachte er dem



König die Schwarze als seine Schwester und meinte, sie wär's wirklich, weil es ihm trüb vor den Augen war und er doch die Goldkleider schimmern sah.

Der König, als er die grundlose Häßlichkeit an seiner vermeintlichen Brant erblickte, war sehr

bös und befahl, den Kutscher in eine Grube zu werfen, die voll Ottern und Schlangengezucht war. Die alte Hexe aber wußte den König doch so zu betriegen und durch ihre Kunst ihm die Augen zu verblenden, daß er sie und ihre Tochter behielt, ja, daß sie ihm ganz leidlich vorkam und er sich wirklich mit ihr verheiratete.

Einmal abends, während die schwarze Braut dem König auf dem Schoß saß, kam eine weiße Gute zum Götzenstein in die Küche geschwommen und sagte zum Küchenjungen:

„Küngelchen, mach' Feuer an,
daß ich meine Federn wärmen kann.“



Das tat der Küchenjunge und machte ihr ein Feuer auf dem Herd; da kam die Gute und setzte sich daneben, schüttelte sich und strich sich die Federn mit dem Schnabel zurecht. Während sie so saß und sich wohltat, fragte sie:

„Was macht mein Bruder Meginer?“

Der Küchenjunge antwortete:

„Der liegt in der Grube gefangen,
bei Ottern und bei Schlangen.“

Frage sie weiter:

„Was macht die schwarze Hexe im Hans?“

Der Küchenjunge antwortete:

„Die sitzt warm
in's Königs Arm.“

Sagte die Ente:

„Daß Gott erbarm!“

und schwamm den Gossenstein hinaus.

Den folgenden Abend kam sie wieder und tat dieselben Fragen und den dritten Abend noch einmal. Da konnte es der Küchenjunge nicht länger übers Herz bringen, ging zu dem König und entdeckte ihm alles. Der König aber wollte es selbst sehen, ging den andern Abend hin, und wie die Ente den Kopf durch den Gossenstein hereinstreckte, nahm er sein Schwert und hieb ihr den Hals durch, da ward sie auf einmal zum schönsten Mädchen und glich genau dem Bild, das der Bruder von ihr gemacht hatte. Der König aber war voll Freuden, und weil sie ganz naß da stand, ließ er ihr köstliche Kleider bringen und ließ sie damit bekleiden. Dann erzählte sie ihm, wie sie durch List und Falschheit wäre betrogen und endlich in den Fluß hinabgeworfen worden; und ihre erste Bitte war, daß ihr Bruder aus der Schlangenhöhle herangezohlet würde. Und als der König diese Bitte erfüllt hatte, ging er in die Kammer, wo die alte Here saß, und fragte: „Was verdient die, welche das und das tut?“ und erzählte den ganzen Hergang. Da war sie verblendet, merkte nichts und sprach: „Die verdient, daß man sie nackt auszieht und in ein Faß mit Nägeln legt und vor das Faß ein Pferd spannt und das Pferd in alle Welt schickt.“ Das geschah alles an ihr und ihrer schwarzen Tochter. Der König heiratete die weiße schöne Braut und belohnte den treuen Bruder, indem er ihn zu einem reichen und angesehenen Manne machte.





H. V. 92.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sein Bett und sprach: „Liebe Kinder, ich habe etwas bei mir bedacht, das will ich euch eröffnen: welcher von euch der faulste ist, der soll nach mir König werden.“

Da sprach der älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul: wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zutun, damit ich schlafe.“

Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul: wenn ich beim Feuer sitze, mich zu wärmen, so ließ ich mir eher die Fersen verbrennen, ehe ich die Beine zurückzöge.“

Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul: sollte ich aufgehängt werden und hätte den Strick schon um den Hals, und einer gäbe mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strick zerschneiden dürfte, so ließ ich mich eher erhenken, eh' ich meine Hand aufhübe zum Strick.“

Wie der Vater das hörte, sprach er: „Du hast es am weitesten gebracht, du sollst der König sein.“

Von dem Tode des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Rußberg, und sie machten miteinander aus, wer einen Rußkern fände, sollte ihn mit dem andern teilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Ruß, jagte aber nichts davon und wollte den Kern allein essen. Der Kern war aber so dick, daß es ihn nicht hinunterschlucken konnte, und er ihm im Hals stecken blieb, daß ihm angst wurde, es müßte ersticken. Da schrie das Hühnchen: „Hähnchen, ich bitte dich, lauf, was du kannst, und hol' mir Wasser, sonst ersick' ich.“

Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen und sprach: „Vorn, du sollst mir Wasser geben, das Hühnchen liegt auf dem Rußberg, hat einen



großen Ruffern geschluckt und will ersticken.“ Der Brunnen antwortete: „Lauf' erst hin zur Braut und laß dir rote Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rote Seide geben: rote Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hähnchen bringen, das liegt auf dem Ruffberg, hat einen großen Kern geschluckt und will daran ersticken.“ Die Braut antwortete: „Lauf' erst und hol' mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Ast und brachte es der Braut, und die Braut gab ihm rote Seide dafür, die brachte es dem Brunnen, der gab ihm Wasser dafür. Da brachte das Hähnchen das Wasser zum Hähnchen, wie es aber hinkam, war dieweil das Hähnchen erstickt und lag da tot und regte sich nicht. Da war das Hähnchen so tranrig, daß es laut schrie, und kamen alle Tiere und beklagten das Hähnchen, und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hähnchen darin zum Grabe zu fahren; und als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, und das Hähnchen fuhr. Auf dem Wege aber kam der Fuchs: „Wo willst du hin, Hähnchen?“ „Ich will mein Hähnchen begraben.“ „Darf ich mitfahren?“

„Ja, aber sey' dich hinten auf den Wagen,
vorn können's meine Pferde nicht vertragen.“

Da setzte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Tiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?“ sagte das Hähnchen. Da lag ein Strohalm am Bach, der sagte: „Ich will mich quer darüberlegen, so könnt ihr über mich fahren.“ Wie aber die sechs Mäuse auf die Brücke kamen, rutschte der Strohalm und fiel ins Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein und ertranken. Da ging die Not von neuem an und kam eine Kohle und sagte: „Ich bin groß genug, ich will mich darüberlegen, und ihr sollt über mich fahren.“ Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglücklicherweise ein wenig, da züchte sie, verlöschte und war tot. Wie das ein Stein sah, erbarmte er sich und wollte dem Hähnchen helfen und legte sich über das Wasser. Da zog nun das Hähnchen den Wagen selber, wie es ihn aber bald drüben hatte und war mit dem toten Hähnchen auf dem Land und wollte die andern, die hinten aufsaßen, auch herausziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurück, und alles fiel miteinander in das Wasser und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem toten

Muhuchen und grub ihm ein Grab und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den setzte es sich und grante sich so lang, bis es auch starb; und da war alles tot.



H.V.93.



Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und endlich gar nichts mehr



als die Kleider auf dem Leib und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitteiliges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott

hinans ins Feld. Da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir etwas zu essen, ich bin so hungrig.“ Es reichte ihm das ganze Stückchen Brot und sagte: „Gott segne dir's“, und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopfe, schenk' mir etwas, womit ich ihn bedecken laun.“ Da tat es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch eine Weile gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und sprach: da gab es ihm sein's; und noch weiter, da bat eins um ein Höslein, das gab es auch von sich hin. Endlich gelangte es in einen Wald, und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: „Es ist dunkle Nacht, da sieht dich niemand, du kannst wohl dein Hemd weggeben“, und zog sein Hemd ab und gab es auch noch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte blaue Taler; und statt des verschenkten Hemdleins hatte es ein neues an, das war vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es die Taler hinein und war reich für sein Lebtag.





